Ein getheiltes Herz.

Dritter Theil.

Ein getheiltes Herz,

oder

Karl Theodor und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Franz Carion.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Schlußworte aus Schiller's „Braut von Messina".

I.

Die drei Frauen fühlten sich dem Eindrucke eines Moments unterworfen, welcher übermächtig sie beherrschte und wenigstens für den Augenblick die beiden Gräfinnen unfähig machte, einen klaren Gedanken zu fassen. Gräfin Häimhausen, der schon der Gedanke, ein niederm Stande angehörendes Geschöpf könne sich erlauben, in der Nähe von Personen von Geburt und Rang seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, als Beleidigung erschien, empfand jene tödtliche Bestürzung, welche zuweilen keck und überraschend an den vagen Dünkel herantritt und ihm ein erschreckendes Memento mori zuruft. Das unangenehme Bewußtsein, diese Frau von obscurer Herkunft in so naher Beziehung zu dem Grafen, ihrem Neffen, sich denken zu müssen, in einer Beziehung, die derselben Ansprüche auf ihn gab, war für die überstolze Dame ein Schreck, der sie gleich eisigem Winterhauche durchschauerte. Die

ihrem Gedächtniß im Laufe der Jahre entfallene Erinnerung an das frühere Verhältniß ihres Neffen zu einer tief unter seinem Range stehenden Person gewann ein plötzliches verkörpertes Dasein, welches um so unheimlicher ihr entgegentrat, als sie sich mit der Gewißheit geschmeichelt hatte, das Grab habe dies Geheimniß den Augen der Welt entzogen. Dieser lebendig vor ihr erscheinende Widerspruch machte sie vollkommen unfähig, sich zu fassen, zu beherrschen, und so befand sie sich in der Lage einer plötzlich Erblindeten. Es war ein Dunkel über ihren geistigen Sinn gefallen, eine Ohnmacht, unter deren Gewalt ihr Denken gelähmt worden und der sich zu entziehen sie für jetzt rathlos war.

Rahel's Schreck war nicht minderer, nur anderer Art. Ihr geistiges und körperliches Sein erbebte unter der Furchtbarkeit der Gewißheit, ein Geheimniß vor sich aufgeschlossen zu sehen, das sie dem Grabe angehörend geglaubt hatte. Selbst der Schmerz, den die jetzt sich ihr aufdrängende entsetzliche Erfahrung als natürliche Folge in ihr edles Herz fallen lassen mußte, hatte in den ersten Augenblicken nach dieser plötzlich wie ein Dieb in der Nacht über sie hereingebrochenen Entdeckung sein Anrecht auf sie verloren, sie war gleichsam erstarrt unter dem Gewichte des sie

überraschenden Momentes, der gespenstisch aus der Vergangenheit in ihre Gegenwart und Zukunft griff.

Erst die ängstliche Frage der kleinen Claudia: „Mama, die fremde Frau ist wol sehr krank?“ entriß sie der großen sie ganz beherrschenden Betäubung, und die unabweisliche Nothwendigkeit, das Kind zu entfernen, trat gebieterisch vor ihre Seele.

„Geh, mein liebes Herz. Es schickt sich jetzt nicht für dich, hier zu bleiben“, sagte sie, Claudia ins Nebenzimmer führend, welche gehorsam ihrer Entfernung keinen Weigerungsversuch entgegensetzte.

Gräfin Rahel war durch des Kindes Frage aus der Erstarrung des Denkens, in welche der Schreck sie versetzt hatte, dem Bewußtsein zurückgegeben. Dieselbe unabweisliche Nothwendigkeit, welche ihr gebot, ihr Kind zu entfernen, drängte sie auch, jeder Zeugenschaft Anderer zuvorzukommen. Sie riegelte die Thüre ab und flüsterte dann der Gräfin Tante zu:

„Ich bitte Sie inständigst, meine Gnädige, mir allein die Sorge zu überlassen, dies Geheimniß, welches meines Gemahls Ehre betrifft, zu ordnen. Bedenken Sie, was davon abhängt. Großer Gott, wenn dies Geheimniß öffentlich werden sollte!“

„Himmel, welch eine Blame!“ entgegnete die Gräfin Haimhausen, welche nur an den Schimpf

dachte, den die Kunde einer solchen Verbindung zwischen ihrem Neffen und einer Person niederer Herkunft für dessen Namen herbeiführen und dem Hof zum allgemeinen Spott dienen würde.

„Sagen Sie: welch ein Verbrechen! — und Sie haben diesem Geheimniß den rechten Namen gegeben", entgegnete Rahel ernst und entrüstet über die Herzlosigkeit dieses Musters von Hoftournüre. Aber eben diese so gerechte Empfindung verlieh Rahel jene Spannkraft, die sie bedurfte, um Meisterin der Situation zu werden, welche sie zu überwältigen drohte. Sie trat zu Frau Maria, die dem Bilde ihres Gatten gegenüber ihre Umgebung vergessen hatte und in dem Anschauen desselben versunken knieen geblieben war. Ihre Hand auf der Knieenden Schulter legend, fragte sie: „Das ist das Portrait Ihres Mannes? glaubt Sie wirklich, sich nicht zu täuschen?"

„O, das ist gar nicht möglich!" rief Frau Maria lebhaft . . . „je länger ich es anschaue, je mehr denke ich, er müsse heraustreten aus dem prächtigen Goldrahmen und zu mir sagen: Meine liebste Miedei, ich bin kein Todter, sondern ein Lebendiger, der noch das Herz voll Liebe für dich hat, wie ehedem. Ach, wie ich d i e Bilder gesehen hab', da ist mir's zu eng in der Brust geworden, ich habe sie schon alle gekannt,

als sie noch nicht mit so schönen glänzenden Farben gemalt waren. Mein Sigismund hat's gemacht; das hab' ich gleich herausgefunden, als ich unser graues Peterl auf dem Baume da wiedersah ... denn ich hab' neben ihm gestanden, wie er's Peterl hinein gezeichnet hat und hab' herzlich gelacht über die närrische Idee. Der Peterl war 'n recht großer Spitzbub beim Vogelfang. Wie hätt' mögen ein anderer Maler auf den Gedanken kommen! und 's Peterl hat auch nicht immer auf dem Baume gesessen."

„Ihr Mann war Maler, wie Sie sagt?" fragte Gräfin Rahel.

„Und was für Einer!" antwortete Frau Maria, das Haupt wie vom Bewußtsein des Stolzes auf die Kunst ihres verstorbenen Gatten emporhebend und den Blick freudig auf die Bilder werfend ... „so schön und treu kann kein Anderer des Herrgotts Schöpfung abkonterfeit haben, als mein Sigismund, weshalb unser hochwürdiger Herr Pfarrer manchmal scherzhaft zu ihm gesagt hat: «Die Maler müssen 'n Platzel allein im Himmel bekommen, weil 's hier auf Erden dem lieben Gott ins Handwerk pfuschen.» Aber das war ein großes Lob vom Hochwürdigen, und er hat den Sigismund so herzlieb gehabt, daß ich's nicht sagen kann."

Rahel gelangte zu der Ueberzeugung, daß es bei einem so natürlichen, von keiner Verstellungsgabe getrübten Gemüthe, wie das der Frau Maria, nur einer leichten Anregung bedürfen werde, um Alles von ihr über deren Verhältniß zu Sigismund zu erfahren. „Setze Sie sich zu mir, meine Liebe", sagte sie zu ihr, auf das Sopha deutend.

Die Aufgefoderte ließ den Blick auf Gräfin Haimhausen fallen und entgegnete bescheiden: „O 's möcht sich nicht schicken, wenn ich säß', und die alte Dam' wollt' stehen bleiben."

„Diese Dame ist die gnädige Tante meines Gemahls, die Frau Gräfin Haimhausen," sagte Rahel und geleitete die Genannte zu einem Armsessel am Fenster, indem sie ihr leise in französischer Sprache zuflüsterte: „Vergessen Sie meine Bitte nicht, gnädige Frau Tante."

Unter andern Umständen würde sich Gräfin Haimhausen schwerlich zum Schweigen verstanden haben, da die ihr von Frau Maria gegebene Bezeichnung „alte Dam'" jedenfalls sie zu einer Aeußerung ihrer größten Indignation gegen diese Ungebühr bewogen hätte; indeß jetzt fühlte sie sich zu sehr niedergedrückt, um sich aus der ihr von Rahel dringend empfohlenen Situation des Schweigens zu erheben. Die Furcht

vor einem Eclat war für die dünkelhafte Aristokratin der beste und sicherste Zügel, sie zu lenken.

Rahel nahm Platz auf dem Ruhesitz und lud Frau Maria ein, desgleichen zu thun, was diese nun ohne weitere Weigerung erfüllte.

„Ich hätt' eine große Bitt' an die gnädige Frau Gräfin", redete die Letztere ... „ich möcht' wissen, wie's zu dem Bild gekommen sind?"

„Wie?" fragte Rahel ... „Mein Gemahl hatte für den Maler Haslang eine sehr große Vorliebe, nicht nur des gleichen Namens wegen, denn mein Gemahl ist der Graf Haslang, jetzt Gesandter Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht beim Königlichen Hofe zu London, sondern auch, weil er ihm ... gefiel. Daher stammen diese Bilder, die Bleistiftskizzen hatten den Beifall meines Gemahls so sehr gefunden, daß er ihm auftrug, sie zu malen. Das Portrait aber ist als ein Andenken an den Maler Sigismund Haslang von meinem Gemahl selbst gemalt worden, und er schätzt es um so höher, als er nicht weiß, was aus ihm geworden ist."

Gräfin Rahel fuhr bei diesen Worten mit dem Tuche über das Gesicht, um die Schaamröthe zu verbergen, welche diese Verhüllung der Wahrheit ihr auf die Wangen trieb.

Frau Maria bemerkte davon nichts, ihre Augen waren zu Boden gesenkt, und sie sagte: „Was aus ihm geworden ist! er ist gestorben; aber fern von mir und seinem Kind. Wir wissen sein Grab nicht einmal ... ist das nicht recht traurig für uns?"

Gräfin Rahel schwieg, ihr Busen hob sich von schweren Athemzügen.

Unaufgefodert ganz von den Gedanken an ihre Vergangenheit ergriffen, redete Frau Maria nach einer Weile weiter: „Es ist viel Schlimmes über mein Leben hingezogen und sobald ich zuweilen darüber nachdenke, kommt mir's vor wie ein G'spiel, unter dem mir das Herz schier gebrochen ist. Wenn ich mein Leben seit dem Tage meiner Copulation ein Bild nennen soll, so wäre es eins, wo so viele Schatten hineingemalt sind, daß die Lichter nur wenig Platz darin gefunden haben."

„Arme Frau!" rief Gräfin Rahel tief ergriffen.

„Ja, da haben die gnädige Frau Gräfin recht", stimmte Frau Maria bei ... „ein Mensch mit einem traurigen Schicksal ist immer ein armer Mensch. Wenn ich nicht so fest an Gott glaubte, der doch Alles liebt, was da lebt und webt, ich hätt' manchmal verzweifeln können in der allzu großen Herzensangst, die er auf mich gelegt hat."

Rahel ergriff ihre Hand und sprach: „Theile Sie mir Ihr Schicksal mit, meine Liebe. Es kann Niemand herzlichern Antheil an Ihr nehmen als ich.“

„Ich weiß nicht, wodurch ich so viele Gnad' von der guten Frau Gräfin verdient hab', da ich doch nur eine Fremde bin, die ihr heut' 's erste mal vor Gesicht kommt“, entgegnete Frau Maria.

„O sage Sie nicht, daß Sie mir fremd ist“, sprach Rahel. „Ist Sie nicht Mutter wie ich? also stehen wir Beide ganz gleich. Unter den Frauen, die Mütter sind, darf der Rangunterschied keine so scharfe Grenze ziehen, daß sie nicht Theilnahme für einander hegen dürften. Das ist eben die große Gottesweihe, die uns als Müttern zu Theil wird, daß die reichste wie die ärmste Frau ihr Kind mit gleicher Liebe liebt und es pflegt mit gleicher aufopfernder Zärtlichkeit. Ist es denn eine so überraschende Seltenheit für Sie, daß Sie Jemand findet, der Antheil an Ihrem Schicksale nimmt?“

„O meine gnädige gute Frau Gräfin, wie schön reden's zu meinem Herzen!“ rief Frau Maria ... „da muß es sich ja aufthun, wenn ich nicht eine undankbare Person sein will. Ich fürcht' nur, daß Das, was ich von mir zu erzählen hab', der gnädigen guten Frau Gräfin wenig Freude machen wird.“

„Sorge Sie sich nicht darum, meine Liebe. Es ist kein Verdienst, Jemandem Theilnahme zu beweisen, der glücklich ist, nein, der Trauernde, der Kummervolle hat ein noch heiligeres Recht darauf und ich wünsche, daß Sie später sich an mich mit Herzlichkeit erinnern möge.“

„Das werd' ich g'wiß!“ betheuerte Frau Maria aufrichtig. „O jetzt ist mir wohl geworden, als wäre ich daheim an unserm stillen Staffelsee. Ich habe noch gegen Niemand von meinem vielen Kummer geredet. Bei uns sind die Leut' wol alle recht gut, aber so in die Seel' hineinreden, wie eben die gnädige Frau Gräfin zu mir gethan, das können's nicht. Da gehört auch ein Herz dazu, wie nicht Alle ein solches haben. Unsere Nachbarsleut' am Staffelsee wissen nur die Hauptstücke von meinem Schicksal, aber was so mitteninne lag und mir wehe that, daß ich's nie vergessen kann, davon wissen's nichts. Was möcht's ihnen, was mir helfen?“ Und nun begann sie zu erzählen, wie sie den Sigismund kennen gelernt und gleich in der ersten Stunde der Bekanntschaft liebgewonnen habe, wie er oft zu Besuch bei ihnen gekommen und dann allemal große Freude im Hause gewesen sei, denn Alle hätte er zu Freunden gehabt. Und als sie weiter vom Sterbetag ihrer guten Mutter redete, der der Kum-

mer um des Vaters Schicksal, welcher in den Kerker der Rothenberger Feste geworfen worden wäre, den Tod gebracht, und wie da Sigismund zu ihnen gekommen und die sterbende Mutter ihm sie, ihre Tochter, als künftige Gattin ans Herz gelegt habe und der nun in Frieden Dahingeschiedenen letzter Wunsch, gleich nach ihrer Beerdigung vom hochwürdigen Pfarrherrn in der murnauer Kirche, sie, die Verwaiste, mit ihm zu copuliren, erfüllt worden wäre, da rannen schwere Tropfen über Maria's Wangen. „Das war eine herbe Stund'", sagte sie leise . . . „mein Eh'stand ist unter Thränen und großem Leid eingesegnet worden."

Nach einer Pause fuhr sie fort zu erzählen: „Wie es bei den Malersfrauen nun geht, die müssen viel allein zu Hause bleiben, wenn der Mann seiner Kunst und des Verdienstes wegen Reisen macht; mein Sigismund hat's auch nicht anders thun können, er ist oft Monate lang fern gewesen und wenn er dann wiedergekommen ist, war's eine Freud' für mich, die ich nicht beschreiben kann, . . . 's war nicht anders, als hätt' ich mein Herz verloren gehabt und wiedergefunden. Dem Sigismund that's auch weh, daß er so oft fern von mir sein mußte, doch wir hätten's nicht ändern können. Ich mußt' am Staffelsee bleiben. Wer hätte unserer Wirthschaft — ich meine unserm Haus

und Hof und unsern Feldern — vorstehen sollen? An Fremde konnt' ich's nicht übergeben. Wie ich's gefühlt habe, daß ich ein kleines Leben unterm Herzen trug, da habe ich in der großen Freude zur heiligsten Jungfrau gebetet, daß sie's machen möcht', daß mein Mann in der schweren Stunde bei mir wär'. Aber das ist mir nicht erfüllt worden. Zurück kam mein Sigismund wohl, aber es war keine Freud' in ihm. Er müsse wieder fort auf längere Zeit, sagte er, nach Norddeutschland zu einem Fürsten, um dort zu malen, und wenn die Briefe deshalb an seinen Oheim kämen, würde sein guter Freund, der Bernard, sie ihm sogleich schicken."

„Wer war oder ist sein Oheim?" unterbrach Rahel sie.

Frau Maria zeigte sichtbar Verlegenheit. „Ich weiß es nicht", antwortete sie . . . „ich habe Sigismund nicht darum befragt; aber ein alter reicher Mann im Dachauischen soll es sein . . . ob er noch lebt, weiß ich auch nicht . . . und daß er mich nicht zu ihm geführt, kam daher, weil der Oheim für ihn eine Braut auserlesen, die er nicht gemocht hätte, wenn ich auch noch nicht sein angetrautes Weib gewesen wäre. Aber den Oheim wollte er nicht durch Widerspruch erzürnen, weil er soviel Gutes an ihm gethan; deshalb

nahm er das Anerbieten, bei dem Fürsten in Norddeutschland zu malen, an. Er meinte, darüber könne ein, wol auch anderthalb Jahre vergehen und er sich selbst eine Stellung errungen oder auch mit seinem Oheim eine Veränderung sich zugetragen haben. Als er meinen großen Kummer sah, ihn nicht bei mir zu wissen in meiner schweren Stunde, da ergriff ihn die Angst um mich und er wollte bleiben, Alles zurückweisen, was ihn von mir trennen könne. Er war recht unglücklich . . . ich glaub' fest, die schlimme Ahnung, daß wir uns nicht mehr wiedersähen, ist ihm damals schon unbewußt auf die Seel' gefallen. Sein guter Freund, der Bernard, kam in ein paar Tagen wirklich mit dem Briefe des Fürsten."

Frau Maria ließ unwillkürlich eine Pause eintreten, als ob ihr die Erinnerung an jene Zeit zu schmerzhaft sei. Sie bemerkte daher nicht, wie schwer Gräfin Rahel Athem schöpfte.

„Der Bernard ist für mich ein recht böser Mensch geworden", sprach sie dann weiter; „wenn ich an ihn denke, läuft ein Schauer durch mein Herz . . . ich hasse keinen Menschen, aber den könnte ich fast hassen. . . . Eins ist gewiß, es war nichts von Gott in ihm, kein frommer Gedanke, und das hat mir Furcht vor ihm eingeflößt und Angst um den Sigismund, daß er den

verderben könne. Ueber's Gebet hat er gelacht, und es schien ihm Freude zu machen, daß er meinen Mann von mir entführen konnte. Ich werd' nie die Stunde vergessen, wo er mit ihm in das Wägelchen stieg und der Knecht auf die Gäul' peitschen mußte, daß er ihn nur schnell von dannen brachte. Da war's, als rief eine Stimm' aus den Lüften mir zu: Rufe deinen Mann zurück, du siehst ihn sonst nie wieder. Aber die Stimme brach mir, ich sank meiner guten alten Resei in die Arme, denn ich war ohnmächtig geworden — sie trugen mich wie eine Todte hinein ins Haus. Das war ein Abschied fürs ganze Leben, ich habe meinen Mann nicht wieder gesehen. Aber . . . Jesus, Maria und Joseph! was ist der Frau Gräfin? . . . sie sieht ja bleich wie der Tod aus.

Rahel war mit dem Oberkörper zurück an die Lehne des Sophas gesunken, ihr Antlitz zeigte sich tief erblaßt, sie hielt die Augen geschlossen. Frau Maria hatte in der Angst ihre Hand ergriffen, und mit der Rechten Rahel's Stirne streichend, rief sie der Gräfin Haimhausen zu: „O befehlen's doch ein frisches Wasser, Frau Gräfin . . . die gute Dam' ist ohnmächtig geworden, da muß man schnell helfen.“

„Nein, nein, es ist schon wieder vorüber“, sagte Rahel leise; „ich danke Ihr für Ihre Sorge um mich.

Ich habe zuweilen solche Anwandlungen . . . sie halten nicht lange an. Lasse Sie mich nur ein wenig Luft schöpfen, dann ist's wieder gut."

Von Frau Maria unterstützt, ging sie zu einem der Fenster und öffnete es. Der kalte Luftstrom schien ihr wohlzuthun, sie blieb eine Weile aus dem Fenster gebeugt stehen.

Frau Maria wendete sich zur Gräfin Haimhausen mit den Worten: „Ich glaub's gern, daß die gute Dam' öfter solche Anfälle hat, denn sonst wär's ja unmöglich, daß die gnädige Frau Gräfin so ruhig dabei geblieben sein könnt'. Ich vermöcht's nicht."

Ob die Gräfin Tante auf diesen Vorwurf eine Replik geben wollte, blieb ungewiß, denn Rahel schloß das Fenster und trat ins Zimmer zurück.

Die Freude Frau Maria's, sie wieder kräftig zu sehen, war aufrichtig und sie sprach diese in ihrer schmucklosen Weise aus. „Aber es möcht' nicht gut sein für die gute gnädige Frau Gräfin", sagte sie noch, „daß ich weiter in meiner Geschicht' erzähl', sie ist traurig und das . . ."

„Nein, nein, fahre Sie nur fort, meine Liebe", fiel ihr Rahel ins Wort . . . „ich wünsche auch den weitern Verlauf, das Ende Ihrer Geschichte zu wissen."

Frau Maria neigte bejahend das Haupt und erzählte, wie die schwere Stunde, in der sie ihre Vronel gebar, soweit glücklich vorübergegangen; aber der allzu harte Kummer habe sie so schwach und elend gemacht, daß sie dem Tode mit Gewißheit entgegengesehen hätte. Von ihrem Manne sei keine Nachricht gekommen. Der hochwürdige Herr Pfarrer und ihre treue Resei, auch der alte Dickel, hätten sie wohl von ganzem Herzen getröstet, das habe aber nicht bei ihr verfangen. Wenn sie das Kindlein angesehen, hätte sie sich vor Thränen nicht lassen können. Eines Tages habe sie allein im Zimmer in der seligen Frau Mutter Armstuhl gesessen, eingehüllt in Decken und Tücher, die die Resei um sie geschlagen. Da wäre der Bernard gekommen, sie hätte ihn außen im Hausflur mit der Resei sprechen hören und dann sei er herein zu ihr getreten. Aller Zorn und Widerwillen, den sie gegen diesen Menschen gehegt, wäre in dem Moment ganz aus ihrer Seele verschwunden gewesen, er sei ihr als ein Freudenbote erschienen; aber der schöne Gedanke sei bald von ihm niedergeschlagen worden, als er gesagt, er wolle lieber ein anderes mal wiederkommen, wenn sie sich wohler fühle.

„O, in den Worten lag für mich eine ganze Welt von Unglück“, fuhr Frau Maria nach einer kurzen

Pause fort . . . „ich fühlte, wie es mir kalt zum Herzen drang; aber ich ließ ihn nicht fort . . . ich mußte wissen, was mit Sigismund geschehen war. Nun ich erfuhr's auch. Er war in fremdem Lande krank geworden und gestorben; diese Nachricht sei an seinen Oheim gekommen und er, Bernard, habe mir persönlich mittheilen wollen, daß ich nun frei sei und einen andern Mann, der bei mir zu Hause bliebe, suchen könne. Es war ein Schlag für mich, der mich schier lebendig ins Grab gestürzt hätte, denn meine Sinne vergingen mir und erst am dritten Tage, als sie mich in den Sarg legten, kam ich wieder zum Bewußtsein zurück. Der von Murnau herbeigerufene Doctor nannte es einen Todtenkrampf, den ich gehabt hätte. Vom Bernard war keine Spur mehr zu sehen, nur das wußte meine Resei, daß der hochwürdige Herr Pfarrer mit ihm an meinem Lager gestanden und mit ihm geredet, dann aber Beide mitsammen nach Murnau gegangen seien. Sie wollte auch den Hochwürdigen von einem Briefe, den er abfassen wolle, sprechen gehört haben."

„Um mein Unglück vollständig zu machen, mußte ich auch noch den einzigen wahren Freund unserer Familie verlieren. Der hochwürdige Pfarrherr wurde am selben Morgen, als man mich zu Grabe tragen

wollte, vom Schlag getroffen bewußtlos in seinem Bette gefunden und starb wenige Tage später. So war Alles um mich her was ich liebte, ins Grab gefallen, nur an mir hatte es kein Anrecht gehabt. Gepflegt von meiner treuen Resei, erlangte ich allmälich meine Gesundheit wieder . . . ich durfte mir nicht den Tod wünschen, denn ich mußte für mein Kind leben. Einsam, verwaist vergingen mir die Jahre. Daß Gott mir mein Vronel gegeben, war der Segen in dem großen Unglück, das mich getroffen. Als rechtschaffene Mutter mußte ich meinen schweren Kummer niederkämpfen, wollte ich nicht das junge Leben meines lieben Kindes trüben, das freudig wie eine Bergrose aufschoß in herziger Kindheitslust. Wieder kam ein Sonnenschein des Glückes in mein gebrochenes Herz, als mein guter Vater, unerwartet aus dem Gefängniß entlassen, und auf unser kleines Besitzthum am Staffelsee für Lebenslang verwiesen, ins Haus zurückkehrte. In ihm hatte mir Gott wieder einen Freund, eine Stütze gegeben."

Rahel war außerordentlich bewegt. „Ach, wie großes Unglück ist Ihr aufgebürdet worden!" rief sie erschüttert. „Und Sie liebt Ihren verstorbenen Mann, trotzdem er Sie so tief betrübt hat, immer noch?"

Frau Maria richtete den Blick auf das dem Sopha

schräg über hängende Bild Sigismund's und in ihren Augen leuchtete die ganze unendliche Liebe eines treuen Frauenherzens. „Er hat mich betrübt, aber ich habe ihm vergeben," sagte sie mild. „Sein Herz war gut und edel und hätte sein schlimmer Freund ihm nicht zur Seite gestanden, würde er mich auch nicht verlassen haben, wo mir die schwere Stunde der Entbindung bevorstand. Ach, lebte er jetzt noch, welche Freude würde er an seinem Kinde haben! Die Vronel wär' sein Leben. Daran denk' ich oft, wenn das kleine Tutscherl lustig singend herumspringt im Hof' oder vor dem Vater und mir, wenn wir mitsammen auf der Bank vor'm Hause sitzen, tausend Narreteien treibt, daß man immer lachen möcht' über das g'schupfte Dingerl, dem d' Faxen so schön lassen."

Leises Klopfen an der Verbindungsthüre zum Nebengemach machte Rahel aufmerksam, sie öffnete. Ihre Kammerfrau meldete: der Leibarzt der Frau Herzogin lasse die Frau Gräfin Haslang bitten, sich zu der gnädigsten Frau Durchlaucht bemühen zu wollen, da Höchstdieselbe sich sehr unwohl fühle.

„Mein Gott!" rief Rahel erschrocken . . . „diese Zufälle wiederholen sich jetzt zu schnell hintereinander, daß man sie mit Recht fürchten muß als Vorboten nahen Endes. Ich werde sogleich kommen." Und zu

Frau Maria sagte sie: „Bleibe Sie hier, meine Gute, bis ich wieder zurückkehre.“

„Ach, mir ist herzbange um die gnädigste Frau Durchlaucht“, äußerte Frau Maria bekümmert ... „bei so hohem Alter ist auch das kleinste Unwohlsein gefährlich.“

Sich zur Gräfin Tante begebend, bat Rahel in französischer Sprache diese, dafür zu sorgen, daß Frau Maria nicht etwa ins Gespräch mit der kleinen Claudia komme, „denn“, fügte sie hinzu ... „des Kindes Unwissenheit kann leicht den Schleier des Geheimnisses, der hinsichtlich des Portraits meines Gemahls zum Glück noch die Augen dieser schwer betrogenen Frau deckt, lüften, und ich überlasse es Ihnen, gnädige Gräfin, sich vorzustellen, welche Folgen sich daran knüpfen würden. Es ist genug, wenn mein Herz von der Kenntniß dieses Verbrechens zermalmt wird. Wir werden, wenn wir allein sind, über diese uns Beiden nun wissentlich gewordene Unthat Rückſprache mit einander nehmen, meine Gnädige.“

Im Nebenzimmer, welches Rahel, um auf den zu den Zimmern der Herzogin führenden Corridor zu gelangen, durchgehen mußte, hatte sie Gelegenheit, Claudia zu vermögen, daß sie nicht in den Bildersaal zu der kranken Frau gehe, bei welcher die gnädige

Frau Tante geblieben sei. Die kleine Comtesse versprach pünktlichen Gehorsam und Rahel eilte nun, selbst schweren kummerbelasteten Herzens zur Herzogin. Die angstvollen Träume des Grafen, ihres Gemahls, hatten die vollständigste Erklärung gefunden und Rahel zitterte bei dem Gedanken an das entsetzliche Verbrechen, das auf seiner Seele ruhte und gespenstig ihn quälte. Zum ersten mal im Leben wurde es ihr schwer, zu ihrer durchlauchtigen mütterlichen Freundin zu gehen, jetzt, in einem Gemüthszustande, wo sie selbst nach Fassung rang, wo ein entschleiertes Geheimniß von solcher Schwere und Wichtigkeit sie geistig niederdrückte.

Die Herzogin war von ihren Frauen ins Bett gebracht worden und vor wenig Minuten erst hatte der Leibarzt die traurige Bemerkung gemacht, daß die Ohnmacht, von welcher die durchlauchtige Frau befallen worden, von ganz veränderten Umständen als die schon mehre mal vorgekommenen Anfälle dieser Art begleitet sei. Ihr Bewußtsein schien verloren und ihr Blick trug den Ausdruck einer Lähmung der Sehnerven, sie stammelte unzusammenhängende Worte und kannte Niemand von den um sie Beschäftigten. Rahel, ohnehin in tiefster Seele erschüttert, fühlte sich so tief ergriffen von dem Gedanken, diese ihre einzige Freundin jetzt

verlieren zu sollen, wo sie deren Rath, deren Trost so sehr bedurfte, daß sie sich in einem Sessel niederlassen mußte, um nicht umzusinken. Der Leibarzt bemerkte diesen Zustand Rahel's und in der Ueberzeugung, daß sie hier nichts ändern könne, ließ er sie nach ihrem Zimmer zurückgeleiten, indem er ihr versprach, sie von jeder günstigen Veränderung in dem Befinden der hohen Frau in Kenntniß setzen zu lassen.

Unterdeß hatte Gräfin Haimhausen die traurige Rolle fortgespielt, welche sie Frau Maria gegenüber bei deren Erzählung bereits begonnen hatte. Dünkel und Angst stritten sich in dem Herzen dieser hoffärtigen Dame und die Gewalt, welche der Erstere ein langes Leben hindurch über sie geübt hatte, versetzte sie in jenen zwitterhaften Zustand des Unvermögens, sich über die starren Schranken des Rangunterschiedes zu erheben. Nachdem sie ein langes Schweigen gegen die still im Anschauen des Portraits Sigismund's sich verhaltende Frau Maria beobachtet hatte, stammelte sie mit Mühe die Frage heraus:

„Hat Ihr Vater keine Nachforschung nach dem Oheim Ihres Mannes angestellt?"

„O gewiß, aber sie sind alle fruchtlos geblieben, weil der Vater es immer nur durch die dritte Hand thun lassen konnte, da er wegen seiner Haft auf unserm

Grundstück nicht selbst fort darf", antwortete Frau Maria. „Wäre der hochwürdige Herr Pfarrer noch am Leben, würde diese Nachforschung gewiß keine erfolglose geblieben sein, da der selige Pater Huber jedenfalls von allen Familienverhältnissen meines Mannes unterrichtet gewesen ist. Nicht etwa, daß er uns Geld geben soll, nein, das nicht, wir bedürfen keines, unsere Wirthschaft nährt uns reichlich. Wir sind keine armen, wenn wir auch keine reichen Leute sind. Aber fürs Vronel müssen wir Sorge tragen, daß das Kind einmal in späterer Zeit weiß, zu welcher Familie es von seines Vaters Seite gehört."

Die alte Dame empfand ein sehr widriges Gefühl, da Frau Maria von einer großen Hoffnung ihres Vaters beziehendlich der Entdeckung des ihnen noch unbekannten Oheims redete. „Welche Hoffnung hat Ihr Vater jetzt?" fragte sie mit Ueberwindung.

„Ich weiß nicht, welche? er hat darüber nichts weiter geredet, und ich hab' ihn auch nicht d'rum befragt. Was er thut, ist immer gut und recht, und weil ich dessen sicher bin, so treibe ich ihn nie mit Fragen."

Gräfin Haimhausen versank von nun an wieder in das frühere Schweigen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die Angst, es könne Frau Maria's Vater

gelingen, die richtige Spur der Verwandtschaft Sigismund's aufzufinden, jetzt bedeutend vermehrt war. Wie konnte einem solchen möglichen Eclat vorgebeugt werden? Sie zitterte vor dem Gedanken, die Doppelehe ihres Neffen entdeckt zu sehen. Welches Aufsehen in der hohen Welt mußte eine Veröffentlichung dieses verbrecherischen Geheimnisses machen! und Rahel ...? Wie ein Eisstrom glitt ein Fieberwehen durch ihren Körper. Sie war froh, als Rahel zurückkehrte, deren Besonnenheit, welche sie bereits vor Kurzem kennen gelernt hatte, ihr jetzt als Beistand und Rettung aus dieser angstvollen und peinlichen Situation erschien. Rahel war sehr angegriffen und leichenblaß und vermochte kaum von der traurigen Veränderung im Befinden ihrer durchlauchtigen mütterlichen Freundin zu sprechen. „Ich bin da zu einer schlimmen Zeit gekommen“, sagte Frau Maria traurig ... „werde da wol die gute gnädigste Durchlaucht nicht mehr sehen und sprechen können, denn länger als zwei Täge kann ich nicht hier bleiben, ich hab' zu Haus mein kleines Vronel und den Vater, die Beide auf mich warten ... und mein' Resei ist auch alt und stumpf, der wird die Wirthschaft zu viel, wenn ich nicht immer dabei bin.“

„Komme Sie morgen um diese Stunde zu mir, Frau Maria“, sprach Rahel ... „ich würde Ihr

zureden, jetzt länger bei mir zu bleiben, aber ich fühle mich zu sehr aufgeregt, als daß ich der Ruhe entbehren könnte."

„O nein, nein!" rief Frau Maria . . . „eine so herzensgute Dam' wie die gnädige Frau Gräfin darf unter ihrer großen Güte nicht leiden. Wenn ich wieder zu Haus' an unserm stillen Staffelsee sein werd', wird mir's wie 'n Traum vorkommen, daß ich hier in München von meiner traurigen Lebensgeschicht' erzählt hab'. Das gesegne Gott der lieben Frau Gräfin. Für mich ist's eine rechte Wohlthat gewesen, ein so braves Herz zu finden, zu dem ich aus voller Seel' heraus hab' reden können. Jetzt bin ich stolz, daß ich Mutter bin, denn von der guten Frau Gräfin hab' ich's gelernt, wie zwischen den Müttern, mögen's vornehm oder gering sein von Stand, keine Scheidewand besteht. Das ist ein Gedanke voll reichen Segens, und ich nehm' ihn mit als kostbar Geschenk, an dem ich mich, solange ich leb', freuen werd'."

Sie wollte nach diesen Worten Rahel's Hand küssen, diese aber entwand sie ihr schnell und zog Frau Maria an ihr Herz, sie auf die Stirne küssend.

„Mein Gott . . . Frau Gräfin . . . ich bin solcher Gnade nicht würdig", redete Frau Maria, überrascht

von dem Thun Rahel's. „Und Sie weinen auch? ... ja, da sind große Tropfen ..."

„Ich bin sehr leicht zu Thränen geneigt", sagte die Gräfin, indem sie in Frau Maria's Augen absichtlich den Ausdruck ihrer Empfindungen verringern wollte. „Ich habe Sie liebgewonnen, weil Sie das viele Unglück, das Ihr auferlegt worden, mit frommer Ergebung trägt, und weil Sie ... mir ein Beispiel gegeben, wie man Dem verzeihen muß, der uns zum Tode betrübte."

„Was wär' denn die Liebe, wenn sie keine Vergebung in sich trüge!" entgegnete Frau Maria ... „Das ist einmal ihre Art so und davon können wir nichts ab- und auch nichts dazuthun."

Rahel führte nun Frau Maria, die mit einem tiefen Knix von der „alten Dam'" sich verabschiedete, aus dem Bilderzimmer. Die kleine Claudia befand sich in dem Nebengemache. „Behüt' dich Gott, liebes Grafenkind", sagte Frau Maria herzlich ... „wenn du möcht'st bei uns am Staffelsee wohnen, wo die Luft von den Bergen so frisch herunterzieht, daß man keinen Doctor braucht, könnt'st auch gesunde rothe Backen haben, wie mein Vronel. Und pflegen wollt' ich dich, als wär'st mein eigen."

Gräfin Rahel ließ Frau Maria durch ihre Kam-

merfrau nach dem Vorzimmer der Herzogin geleiten, damit sie ihre dort abgelegte Oberkleidung hole, und als die Anwohnerin des Staffelsees von ihr Abschied genommen, schritt sie sinnend zurück ins Bilderzimmer, in welchem Gräfin Haimhausen allein zurückgeblieben war. Zwischen beiden hohen Frauen waltete ein langes peinliches Schweigen. Rahel lehnte mit durch ihr Tuch verhüllten Augen im Sopha; die Gräfin Tante dagegen sah auf die Bilder mit einem Ausdruck von Zerstreutheit, der auf den ersten Blick verrieth, daß diese eben jetzt am allerwenigsten ihre Aufmerksamkeit auf sich zögen. Endlich ließ Rahel das Tuch von ihren Augen gleiten und ihr Antlitz zeigte den Ernst eines Schmerzes, für den es keine Worte, nur zuweilen Erkennungsmomente gibt.

„Diese Stunde hat uns mit der Kenntniß eines entsetzlichen Geheimnisses bereichert", hob sie nach einer Weile an . . . „ach, ich ahnte nicht, daß ein Verbrechen auf dem Gewissen meines Gemahls laste! Nun ist mir Alles klar . . . Wie unglücklich ist er . . . wie unglücklich bin ich! Großer Gott!"

„Ich bin sehr echauffirt von dieser Kenntniß . . . wenn ein Zufall die Entdeckung dieser frühern Mesalliance Sigismund's herbeiführte . . . Himmel, ich könnte den Affront nicht überleben!" sprach Gräfin

Haimhausen mit Emphase. „Wie verblendet muß der Graf Neffe gewesen sein, um sich von einer Person fesseln zu lassen, der doch Alles manquirt, was zu einer noblen Repräsentation gehört! Aber ich begreife auch Sie nicht, meine Theure. Was in aller Welt konnte Sie verleiten, diese Person zu embrassiren, als ob sie von gleichem Geburtsvorzuge mit Ihnen wäre? Ich erstarrte vor Schreck, als Sie diesen faux pas begingen. Man muß die Philanthropie nicht zu weit treiben, Personen so niedern Standes immer in ehrfurchtsvollem Respect von sich entfernt halten; dadurch flößt man ihnen die Ueberzeugung ein, daß sie nur Ansprüche auf Gnade von unserer Seite machen dürfen, aber niemals auf eine Erhebung zu Unsersgleichen. Wie ich jedoch schon gegen Sie zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, meine Theure, so bestätigt es sich auch. Die Sentiments der durchlauchtigen Frau Herzogin, welche in mancher Beziehung so sehr von dem von hohen Personen stets festgehaltenen Gleise des Bewußtseins ihres Werthes, ihrer Vorzüge vor dem Volke abweichen, haben bei Ihnen eine Nacheiferung gefunden, welche nicht zu preisen ist."

In diesem Tadel, den die alte Dame auszusprechen für besonders nöthig fand, lag zugleich die vollkommenste Bestätigung, wie sehr der Dünkel das bessere

Theil in ihr verdorben, daß es ihr möglich sein konnte, in demselben Augenblicke, wo sie die schreckensvolle Erfahrung eines Verbrechens gemacht hatte, über welches jedes natürlich fühlende Herz empört sein mußte, noch über einen dagegen in so geringen Anschlag zu bringenden Fehltritt zu eifern, wie sie den Ausdruck der tiefaufgeregten Empfindungen Rahel's zu bezeichnen beliebte. Die natürliche Folge dieses Rahel treffenden Tadels konnte bei derselben nur jene gerechte Abneigung gegen die Gräfin Haimhausen sein, wie man sie Personen gegenüber empfindet, welche absichtlich jede edlere Regung verleugnen.

„Gnädige Frau", antwortete sie mit Ruhe, „Sie werden keine Jüngerin Ihrer Ansichten in mir heranbilden, haben Sie daher die Gnade, mich mit Vorwürfen dieser Art zu verschonen. Ich denke anders als Sie, das ist der Unterschied zwischen uns. Mein Gemahl hat ein schweres Verbrechen an dieser Frau begangen, ein Verbrechen, welches von seiner Seite durch nichts gut gemacht werden kann. Daß er sie lieben konnte, spricht für ihn, Edles findet sich zum Edlen. Glauben Sie mir, meine Gnädige, ich fühle es aus dem Geschehenen heraus, um wessen willen er diese große Schuld auf sich lud. Um mich . . . ja, um mich. O, diese Erkenntniß ist eine sehr schmerz-

liche für mich. Die Verhältnisse waren es, die ihn dahin trieben, meine Ehre, die Ehre der vom Kurfürst ihm im Angesicht des Hofes Verlobten, zu schonen, deshalb beging er den entsetzlichen Doppelmeineid, verließ die Mutter seines Kindes und vergiftete durch eine Lüge ihr ganzes Dasein. Denke ich jetzt an so Manches zurück, was damals als eine vorübergehende Exaltation an ihm erschien, an die Aufregung, in der er sich am Tage unserer Vereinigung durch Priesters Segen befand, so liegt mir das ganze Wehe des Unglücks klar vor Augen, welches er vor der Welt verbarg. Das an seinem Weibe und mir begangene Verbrechen folterte sein Herz und ward das Gespenst, das ihn nie mehr verließ. Bernard wußte darum. Ich will von diesem Menschen nicht reden, der auch mich täuschte. Man entwürdigt sich selbst, spricht man von schlechten Charakteren. Gott bewahre mich, meinen Gemahl zu verdammen! ich kenne sein Herz, es ist gut aber schwach und seine Buße für das von ihm zur Schonung meiner Ehre vor der Welt begangene Verbrechen ist hart; ich weiß es, seine Träume sogar geißeln ihn dafür. Aber ich liebe ihn, ich bin seine Gemahlin, die Mutter seines Kindes und darum muß ich der Armen, deren Herz er um meinetwillen brach, eine Freundin sein . . . und, meine Gnädige, ich darf

nicht erröthen vor dem Gedanken, daß diese Unglückliche von meinem Gemahl geliebt wurde . . . vielleicht noch geliebt wird. Welch ein mildes, edles Herz besitzt dies Weib! wäre sie im Purpur geboren, sie würde denselben durch ihre Tugend ehren. Ich muß ihrem mir gegebenen Beispiele der Vergebung folgen, will ich nicht vor mir selbst erröthen. Nun, meine Gnädige, legen Sie Ihren Rang, Ihren Reichthum, Ihren Geburtsvorzug gegen die Tugend dieser niederm Stande angehörenden, aber durch ihr edles Herz vor Gott geadelten Frau in die Wagschale und sehen Sie, ob Ihre Vorzüge oder der Adel dieser Armen schwerer wiegen. Ich bitte Sie, unter uns diesen Gegenstand nie mehr zu erwähnen. Was an mir ist, werde ich thun, dies schreckliche Geheimniß, das, sobald es öffentlich würde, meinen Gemahl und mich brandmarken müßte, verschleiert zu halten."

Mit einer Verbeugung gegen die Gräfin Tante, verließ Rahel das Bilderzimmer und begab sich zur Herzogin.

Gräfin Haimhausen fühlte sich ungemein indignirt von Rahel's Entgegnung und in eine Misstimmung ohne Gleichen versetzt. „Gott, was für eine Zeit habe ich erlebt!" redete sie unmuthig vor sich hin . . . „wer hat sonst je solche plebejische Ansichten wie die

der Frau Gräfin Nichte auszusprechen gewagt, und jetzt steigen dergleichen üble Dünste in die höhern Regionen empor, und werden diese in ihren reinen Elementen durchgiften.“ Trotz dieser überwiegenden Indignation lastete doch die Furcht vor möglicher Entdeckung dieses Verbrechens, welches, da es an einer Person niedern Standes geschehen war, bei der dünkelhaften Dame eine Entschuldigung fand, doch zu sehr auf ihrem Herzen und nach einigem Nachdenken fand sie es für zweckmäßig, den Rath Bernard's in dieser unangenehmen Angelegenheit zu hören. Er war ja derselben nicht fremd und wie Gräfin Haimhausen ein Charakter, welcher ganz mit ihren Ansichten einverstanden war.

Der Lakai der Gräfin fand den nun zum Geheimrath ernannten Grafen Bernard Chamisso nicht zu Hause, und so geschah es, daß dieser erst am folgenden Tage der Einladung der Gräfin Tante, sie zu besuchen, entsprechen konnte. Er brachte ihr zugleich die Nachricht von dem eben erfolgten Tode der Herzogin Marianne mit.

„Seine Kurfürstliche Durchlaucht werden den Tod der Frau Schwägerin nicht besonders schwer empfinden, insofern der gnädigste Herr immer gegen die durchlauchtige Verstorbene ein Mistrauen hegte, sie stehe

mit dem Hofe von Zweibrücken in geheimer Verbindung", fügte Bernard seiner Nachricht bei und sagte lachend: „Ah, das sind so kleine allerliebste Intriguen, die hin und wieder spielen und uns das Leben amüsant machen. Freilich Seine kurfürstliche Durchlaucht findet kein Amusement dabei, denn Allerhöchstdieselben kennen keinen verdrießlichern Gedanken als den, dem Zweibrückener Vetter ein fetter Erblasser zu sein. Und gerade so denkt man in der wiener Hofburg. Niemand steht nun noch im Wege, dieser fatalen Aussicht möglicherweise ein Schnippchen schlagen zu können, als die Frau Kurfürstin. Stürbe sie heute — und man würde ihr in dieser Beziehung den Vorrang vor der Frau Herzogin Marianne sehr gern gegönnt haben —, so hätte Baiern in kurzer Zeit das Vergnügen, eine kurfürstliche Vermählung zu sehen. Oestreich ist glücklicher durch Heirathen und Verheirathen als durch Kriege und es würde bald eine Erzherzogin gefunden sein, die einem Messias für Pfalzbaiern das Leben, den Hoffnungen der Zweibrückener Vetterschaft aber den Garaus geben könnte, wenn es nämlich Gottes Wille ist, wie der Pöbel zu sprechen pflegt. Ein legitimer Erbe Seiner kurfürstlichen Durchlaucht gäbe alsdann Oestreich Anspruch, die Regentschaft für den

Unmündigen zu übernehmen und das Uebrige würde sich allmälig arrangiren lassen."

„Des Herrn Geheimraths Excellenz scheinen in keiner günstigen Stimmung für die östreichischen Sympathieen", bemerkte die Gräfin.

„Hm, meine Gnädige, ich halte viel zu wenig auf Probleme, um mich von Möglichkeiten berauschen zu lassen", entgegnete Bernard. „In meinen Augen ist der ein Thor, der einen den Berg herabrollenden Felsblock mit Hand und Fuß aufhalten will. Die Wucht des Blockes reißt ihn mit in die Tiefe, wo Beide verschwinden. Doch die gnädige Frau Tante haben mich jedenfalls nicht zu einem Besuche invitirt, um meine politischen Für und Wider zu beurtheilen. Ich stehe Ihro Gnaden zu Befehl."

Gräfin Haimhausen entwarf ihm nun eine Schilderung ihres gestrigen Erlebnisses bei Rahel. „Sie haben um diese Angelegenheit gewußt, Graf, Sie sind sehr thätig dabei gewesen", schloß sie ... „Sie wußten auch, daß Sigismund mit dieser Person copulirt war, also unmöglich der Gräfin, seiner jetzigen Gemahlin, die Hand reichen durfte. Ich begreife nicht, wie Sie die Sache soweit gedeihen lassen konnten."

„Die gnädige Frau Tante sind zu ängstlich", entgegnete Jener ... „ich wußte Alles; aber ich fand

keinen Grund in dieser Kenntniß, Sigismund's Carrière deshalb zu unterbrechen, was unter allen Umständen erfolgt wäre, wenn er, da Seine kurfürstliche Durchlaucht selbst ihn mit Comtesse Rahel verlobt hatte, sich gegen diese Verbindung geweigert hätte. Sie werden das leicht einsehen. Ich bewahrte ihn vor einem Eclat ohne Gleichen, indem ich ihm zu der Täuschung gegen sein ihm so wenig ebenbürtiges Weib rieth. Nur so war er zu retten. Da Seine Durchlaucht ihn zum Hofrichter zu Manheim ernannt hatte, wurde das Geheimniß seiner Doppelehe schon durch die Entfernung aus Baiern geborgen; und bedenken Ihro Gnaden, daß nur ein höchst seltsamer Zufall, wie der gestrige, von dem Sie mir eben erzählten, sein Geheimniß veröffentlichen konnte, so haben Sie meine vollkommenste Vertheidigung vor sich. Mich kann kein anderer Vorwurf treffen, als daß ich weniger Schwärmer bin als Sigismund und auch nicht so empfindsam als er, um die Leute der Klasse, aus der es ihm beliebt hatte, eine Geliebte sich zu wählen, für Personen anzusehen, denen man die strengste Rechenschaft über Das, was man zu thun oder zu lassen für gut findet, abzulegen schuldig ist."

Diese Ansicht stimmte so ganz mit dem Dünkel der Gräfin überein, daß sie sich damit einverstanden

erklärte. „Aber die kirchliche Einsegnung seiner Ehe“, sagte sie beängstigt, „und die von Ihnen überbrachte Todesnachricht dieser — Frau, sind Thatsachen höchst gefährlicher Art, wenn je die Sache zur Oeffentlichkeit kommen sollte.“

„Madame“, entgegnete Bernard, „was die kirchliche Ceremonie betrifft, nun, sie ist eine Ceremonie wie jede andere, ich halte davon nichts. Der Brief aber ist echt und ich besitze ihn noch. Ich liebe die Sicherheit. Die Nachricht vom Tode Sigismund's sollte die Frau, die nun allein stand, nicht tödten, sondern sie nur in die Lage versetzen, sich der ihr gewordenen Freiheit zu bedienen und eine zweite Ehe zu schließen. Geschah dies, so war sie auch bei der möglichen Entdeckung von Sigismund's Vermählung mit Gräfin Rahel ihres eigenen Selbst wegen zum Schweigen gezwungen. Es kam jedoch anders. Sie starb scheinbar, die Sache war nun mit einem male geendet. Nichts blieb weiter zu thun, als den alten Pfarrer zu einer Meldung dieses Todesfalls an Sigismund zu bestimmen, und dies gelang, indem ich ihm vorstellte, daß dessen schleunige Rückkehr aus Norddeutschland bezüglich der von ihm zu treffenden Bestimmungen über des Kindes Erziehung unumgänglich nöthig sei. Selbst das Schicksal war mit im Bunde,

indem es dem Pfarrer einen rechtzeitigen Schlagfluß zuschickte, ehe die Scheintodte im Sarge wieder zum Leben erwachte. So lag Schweigen auf dieser Angelegenheit."

Gräfin Haimhausen äußerte darauf, daß der Vater der Frau Maria Haslang bereits Nachforschungen nach dem Oheim des verstorbenen Mannes seiner Tochter angestellt habe, diese jedoch erfolglos geblieben wären, jetzt jedoch hege er große Hoffnung, ein günstiges Resultat einer solchen erneuten Nachforschung zu erzielen, wie ihr Frau Haslang selbst gesagt habe. Der Gedanke ängstige sie außerordentlich, daß ein gar nicht beachtetes Ungefähr, ein geringer Umstand eine Entdeckung veranlassen könne.

Bernard wurde ernst; die drohende Möglichkeit, diese von der Gräfin ausgesprochene Befürchtung zur Wahrheit werden zu sehen, verursachte ihm ein höchst unangenehmes Gefühl. Die Rolle, welche er bei diesem Spiel durchgeführt hatte, mußte ihn der allgemeinen Verachtung preisgeben, sobald es an den Tag kam.

„Ich erwarte von Ew. Excellenz in dieser abscheulichen Situation thätigen Rath, umsomehr als Sie selbst sehr dabei brouillirt sein würden, wenn die Affaire zur Oeffentlichkeit gelangte", sprach die Gräfin. „Himmel, wenn der Präsident, mein Gemahl, je zu

der Kenntniß gelangte, daß ich darum wußte! Er hat in manchen Punkten höchst extreme Ansichten, oft sehr unpassende für einen Cavalier."

Die alte Dame sprach dies mit einer Aufrichtigkeit aus, welche leicht verrieth, wie ihre Meinungen sehr oft mit denen ihres Gemahls in Widerspruch geriethen. Von der Ehrenhaftigkeit des Präsidenten ließ sich erwarten, daß die Kenntniß eines solchen Geheimnisses ihn in einen heftigen Zorn versetzen würde, den zu beschwichtigen sich nicht so schnell ein Mittel auffinden lassen dürfte.

„Hat die Frau nicht geäußert, wer ihrem Vater zu dieser Entdeckung behülflich sein wolle?" fragte Bernard nach einer Weile.

„Nein, sie sagte, sie bekümmere sich nicht um ihres Vaters Thun, weil Alles, was er thue, recht und billig sei."

„Da bliebe mithin kein anderer Rath als der: Diesen Mann als Stein des Anstoßes wegzuräumen und darnach unser Handeln einzurichten", redete Bernard halblaut vor sich sinnend hin, im Zimmer auf und nieder promenirend.

Die Gräfin störte sein Nachdenken nicht; sie hatte Vertrauen auf die Gewandtheit seines Geistes, und deshalb verursachte es ihr bedeutende Angst, ihn

sich selbst mit Vorwürfen quälen zu hören, wie die: „Ist denn mein Gehirn ausgebrannt, daß ich nichts finde, was ... Bin ich plötzlich geistlos geworden? Ist kein Funke meines Raffinement mehr in meinem Kopfe? Verdammt! auch nicht die Spur eines vernünftigen Gedankens fällt mir in dieser Sache bei, als wäre ich bankerott in jedem Calcul.“

„Mein Himmel! und doch müssen wir etwas auffinden, uns zu salviren!“ äußerte die Gräfin.

„Gewiß, Madame, das müssen wir!“ rief Bernard ... „aber jetzt — jetzt ist der Augenblick nicht günstig ... ich bin nicht in der Situation, Erfindungen zu machen. Doch will ich nicht an mir selbst verzweifeln ... lassen Sie mir Zeit, meine Gnädige; ich hoffe, zu einem Resultate zu kommen, welches dem Manne es unmöglich macht, an eine Nachforschung seines Lieblingsthemas zu denken. O, ich habe ja ganz andere Dinge arrangirt und sollte hier scheitern? Muth, meine Gnädige, verzagen Sie nicht! Sobald ich etwas aufgefunden, was uns zum Ziele führt, avertire ich Sie sogleich davon, verlassen Sie sich auf mein Wort.“

So schieden Beide voneinander; die Gräfin mit dem sie quälenden Zweifel im Herzen, ob ihm gelingen werde, etwas zu ersinnen, das ihren beiderseitigen

Wünschen frommte; Bernard dagegen sehr unzufrieden, seinem Raffinement, auf welches er stolz war, eine Klippe entgegengestellt zu wissen, an der es ohnmächtig zu zerschellen schien. Sein Charakter hatte sich im Lauf der Jahre zur vollkommensten Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht ausgebildet; es gab nichts, was ihn in dieser Beziehung hätte geniren können. Er lebte das Dasein einer Eintagsfliege, welche im Genusse aller ihr möglichen Freuden zuletzt den Tod findet. Ohne Treu und Glauben in sich selbst und gegen die Personen, mit denen er mehr oder weniger in Berührung kam, überließ er sich einzig dem Calcul seiner Selbstliebe; er selbst war sein Gott, dem er allein huldigte. In der That genoß er durch diesen Cultus, der ihm Alles nur als Mittel zum Zwecke erscheinen ließ, den Vorzug einer Unantastbarkeit gegen die Empfindungen der Reue, des Mitleids, der Furcht, welche in der Laufbahn Anderer so oft ihren eigenen Plänen die größten, nicht selten unüberwindliche Hindernisse in den Weg werfen. Er hatte in dieser Isolirung seines geistigen Selbst von den Berührungen mit allen edlern und auf menschliches Thun den wichtigsten Einfluß übenden Regungen einen Standpunkt über der Gewöhnlichkeit erworben, und befand sich wohl dabei, weil er sich frei glaubte, ohne es wirklich

zu sein, indem er ja sein eigener Feind war, der ihn jeden warmen Pulsschlag des Herzens als Schwäche, jede Aufwallung einer seiner eisigen Gleichgültigkeit Gefahr drohenden Empfindung als Narrheit betrachten ließ.

Sein Streben, die höchstmögliche Stelle im Staate zu erringen, schien jetzt der Erfüllung zuzureifen. Wie ehedem hatte der Kurfürst ihn auch jetzt in den engern Zirkel seiner Vertrauten gezogen und ihn zum Geheimrath ernannt, was für ihn die Folge hatte, daß er an den leider nicht das Wohl des Landes, sondern nur die Bereicherung des Kurfürsten und seiner wenigen vertrauten Räthe, die zugleich seine Schwiegersöhne waren, zum Ziel habenden Berathungen Theil nahm. Die Furcht Karl Theodor's und seiner Minister, das hartgedrückte Baiervolk könne in dem vom französischen Volke gegebenen Revolutionsbeispiele eine Mahnung zu gleicher Erhebung gegen das ihm auferlegte Joch finden, verleitete die bairischen Machthaber zur Einführung eines die gewissenlosesten Ausschreitungen begünstigenden Verfolgungssystems, welches dem nichtswürdigsten Denuncianten Thor und Riegel und der Privatrache ein weites Feld öffnete. Diese Regierungsweise fand in dem scharfen Contraste, den Oestreich und Frankreich bezüglich ihrer beiderseitigen Zu-

stände dem Beobachter zur Schau boten, gewissermaßen einen Haltpunkt. Während in Frankreich die Freiheit in zügellosen Ausschweifungen sich gerirte, hatten die Völker Oestreichs gegen die ihnen von Joseph II. gegebenen neuen Verordnungen, durch die sie geistig frei werden sollten, sich aufgelehnt und das Leben des edlen Kaisers durch Kummer vergiftet. Was lag also näher, als der Beweis von der Unmündigkeit der Völker, wie von ihrer Gefährlichkeit, sobald sie sich frei fühlten?

Eine Woche nach jener Besprechung der Gräfin Haimhausen mit ihrem Cousin, dem nunmehrigen Geheimrath Grafen Bernard Chamisso, waren die vertrauten kurfürstlichen Räthe zusammenberufen, um vom Kurfürsten geforderte Maßregeln zur sofortigen Unterdrückung jeder Spur von Erhebungsgelüsten unter dem Volke überhaupt und der münchener Bürgerschaft insbesondere zu berathen.

„Die schärfste Censur muß vor allen Dingen gehandhabt, sämmtliche französische Zeitungen und Broschüren müssen verboten werden“, sprach der Schwiegersohn des Kurfürsten, der alte Graf Leiningen-Guntersblum, welcher den Vorsitz führte. „Ich sehe in dieser streng ausgeführten Verordnung die einzige Möglichkeit, jeder Aufregung zuvorzukommen,

indem man ihr das Mittel, ins Leben zu treten, entzieht."

„Sehr wahr, sehr wahr, Excellenz", stimmte der zweite kurfürstliche Schwiegersohn, der Fürst von Isenburg, bei ... „aber ich fürchte nur, daß diese gute Maßregel nicht ganz den Zweck erfüllen dürfte, den man davon erwartet. Das Volk liest keine französischen Zeitungen und dergleichen, nur die Gebildeten zählen zu dieser Rubrik. Meine Ansicht wäre die, tiefer einzugreifen, die Familien überwachen zu lassen, genaue Controle zu führen, mit wem Dieser oder Jener umgeht, und vorzüglich auf die Fremden ein wachsames Auge zu werfen."

„Erlauben Ew. fürstliche Gnaden mir die schuldige Bemerkung, daß ich so glücklich bin, die vollständigsten Belege darzubringen, wie erwähnte Controle und Ueberwachung bereits in besten Gang gebracht sind", nahm der Staatsrath und Geheimreferendar, Edler von Lippert, das Wort. „Ich habe keine Mühe gespart, eine Menge tauglicher Subjecte aufzufinden, welche sehr wohl zu Denunciationen zu verwenden sind, und ich bin bereits in den Besitz von höchst remarkablen Notizen gelangt."

„Ew. Edlen erwerben sich um Seine kurfürstliche Durchlaucht und das Land die größten Verdienste",

belobte der dritte Schwiegersohn des Kurfürsten, der Graf von Holnstein, den Herrn von Lippert, welcher sich ehrerbietigst verbeugte und weiter redete:

„Ich danke dem allmächtigen Gott, daß er mich schwachen Menschen mit einem guten Ingenio gesegnet hat, um in dieser Zeit drohender Gefahr nach Kräften wirken zu können. So habe ich als höchst nothwendig und praktisch befunden, jene gute Maßregel, die Aufhebung des Briefgeheimnisses, welche man an verschiedenen Höfen und zu verschiedenen Zeiten mit nicht geringem Vortheil exercirt hat, Ihnen, hocherleuchtete Herren, anzurathen. In der Erwartung, daß meiner unterthänigen Anempfehlung dieser Maßregel Ihr voller Beifall zu Theil werden würde, habe ich im Voraus auch die zu derlei Operationen geschickten und vertrauten Subjecte, auch einen Siegelstecher angeworben, und es dürfte sich vor der Hand nur um Hochdero Genehmigung, Verfügung an den Oberpostmeister wegen Auslieferung aller Briefe zu deren Untersuchung und um die Anweisung zur Beschaffung der nöthigen Gelder zur Bezahlung der Gehalte und Bestreitung übriger Kosten handeln.“

Der Edle von Lippert kannte die hohen Herren zu gut, um nicht im Voraus zu wissen, daß seinem Vorschlage deren Zustimmung um so weniger fehlen würde,

da ihnen derselbe gar keine Arbeitslast aufbürdete. Ihre Genehmigung erfolgte, und nachdem die finanziellen Anhängsel bei diesem so viel Segen versprechenden Geheiminstitute geordnet waren, was keine Schwierigkeit machte, erklärte Lippert, daß er sich noch zur Darlegung einer unabweislichen Nothwendigkeit gedrungen fühle. Diese Nothwendigkeit betraf nichts weniger als die neue in der Stille wirkende Inquisitionsanstalt, deren Leitung man seinem „guten Ingenio“ anvertraut habe, unabhängig von jedem Einflusse der Gerichte zu erklären, und dieselbe mit der Macht eines höchsten Tribunals, das Landesverweisungen verhänge und Todesurtheile fälle und dessen Anordnungen aller Orten respectirt würden, auszurüsten. „Nur allein so werden die hohen Herren die Machthaber im Lande, und von einer Revolution kann keine Rede sein“, schloß er seinen Antrag, welchem gleichfalls höchst beifällig entsprochen wurde.

„Ein ausgezeichneter Kopf, dieser Edle Lippert“, raunte Graf Holnstein dem neben ihm sitzenden Geheimrath Grafen Bernard Chamisso zu . . . „meinen Ew. Excellenz nicht auch?“

„Ganz meine Ansicht . . . er verdient die höchste Anerkennung Seiner kurfürstlichen Durchlaucht“, war dessen Antwort.

„Kann ihm auch nicht entgehen; werde selbst bei meinem durchlauchtigen Herrn Schwiegervater seiner Verdienste gedenken.“

Nachdem diese wichtige Angelegenheit besprochen, protokollirt und bis zur Unterzeichnung des Kurfürsten vorbereitet worden, erhob der hochwürdige Beichtvater seine Stimme, und das alte Steckenpferd seines unversöhnlichen geistlichen Hasses, die Hetze auf die Illuminaten, kam sogleich zur Geltung. Der hochwürdige Herr behauptete, daß, wenn man des Illuminatismus verdächtige Personen aufgespürt habe, man sogleich zur Aussuchung in deren Wohnungen schreiten müsse, wo man sicher die überraschendsten Entdeckungen hinsichtlich ihrer noch unterhaltenen Verbindungen und Complotte erhalten würde. Man müsse freilich bei diesen Aussuchungen nicht leichthin verfahren, denn Geheimnisse dieser Art pflege man so zu verwahren, daß ein Unberufener sie nicht sogleich entdecke, wenn nicht das Ungefähr ihn dazu leite.

Der Edle von Lippert versicherte dem höchst einflußreichen Beichtvater, daß seine ganze Aufmerksamkeit sich besonders auf die Entdeckung dieser staatsgefährlichen „Erleuchteten“ richten werde, und er erwarte von dem hochwürdigen Herrn in dieser Beziehung die vollkommenste Unterstützung.

„Was fehlt dem Herrn Geheimrath heute?“ fragte nach geschlossener Berathung der Chef des somit in bester Form constituirten Inquisitionssystems den Grafen Bernard Chamisso . . . „Habe Ew. Excellenz noch nie so nachdenkend, so . . . wie soll ich sagen? . . . so auffallend schweigsam gesehen. Sind Ew. Hochgeboren mit den getroffenen Anordnungen zur Aufrechthaltung der Ruhe nicht einverstanden?“

„Im Gegentheil, mein liebster Freund“, entgegnete Bernard verbindlich . . . „es ist unmöglich, mit allen in dieser Beziehung in Gang zu bringenden Maßregeln vollkommener übereinstimmend zu sein, als ich es bin. Ich bin sogar der Ansicht, daß Se. kurfürstliche Durchlaucht und wir alle Ursache haben, uns Glück zu wünschen, in Ihnen einen Mann zu besitzen, dessen einziges Streben dahin geht, seine geistigen Kräfte dem Gesammtwohl zum Opfer zu bringen.“

Der Edle von Lippert verbeugte sich bei dieser ihm gemachten Eloge und erwiderte ein paar Worte, welche eine Art Ablehnung dieses Lobes enthielten, doch nur eine dürftige Verhüllung des geschmeichelten Ehrgeizes seiner gemeinen Seele waren.

„Nein, nein, mein Theuerster, nicht so modest“, entgegnete Bernard; „Wahrheit ist keine Schmeichelei.

Es wäre schlimm, sollten wir die Wahrheit darum nicht aussprechen, weil die Bescheidenheit Dessen, den sie trifft, sie als unverdiente Schmeichelei von sich abweist. Wir verstehen uns, Theuerster. Sie wünschen zu wissen, was mich heute so besonders beschäftigt, daß ich bei der Session nicht wie sonst aus mir herausging. Erstaunen Sie, cher ami! . . . eine zehnjährige Erinnerung, deren Inhalt so prächtig in Ihr Departement paßt, als wäre sie eigens für dasselbe erfunden. Ihren Arm, mein Bester . . . Sie sollen sie erfahren. Ah, ich glaube, der ersten That Ihrer neuen Wirksamkeit dürfte diese Erinnerung, die möglicherweise eine unerwartete Ausbeute für eine Criminaluntersuchung verspricht, eine besonders gute Unterlage bieten."

„Ew. Excellenz machen mich im höchsten Grade neugierig."

Beide schlenderten Arm in Arm im leise geführten vertraulichen Gespräch auf und nieder, und als sie sich trennten, sagte der Edle von Lippert: „Der Herr Geheimrath dürfen versichert sein, daß ich sogleich Alles verfügen werde, um Hochdero Erinnerung, wenn möglich, zu einem günstigen Resultate zu bringen, und hoffe dadurch Ihrem Vertrauen aufs beste zu entsprechen."

Einige Stunden später erhielt Gräfin Haimhausen durch Bernard's Diener ein Billet, nach dessen Lesung sie in die heiterste Laune sich versetzt fühlte. „Ah, dieser Bernard ist ein wahrhaftes Genie", sprach die alte Dame sehr befriedigt zu sich ... „er versteht Alles zu arrangiren, Alles; ... auch diesen Stein des Anstoßes, der mich so sehr beängstete, weiß er zu beseitigen, — das Geheimniß bleibt begraben."

II.

Auf den Staffelsee schaute noch der Winter mit seinem starren schneeigen Antlitz von den Bergen herab, die aus den Niederungen dem Gebirge zu wehenden Nordlüfte legten noch schimmernden Reif über die sonst so liebliche Landschaft, deren Bevölkerung in der That das ungestörteste Stillleben führte, da sie auf ihre Wohnungen beschränkt war. Jetzt war es März und die Hoffnung auf den Lenz, der mit frischem grünem Kranze auf dem jungen Haupte bald wieder die Fluren durchschritt, hob die auf den Gemüthern lastende Stille. Der See war seinen Anwohnern der untrüglichste Prophet seit undenklicher Zeit. Wenn seine kleinen Wellen zu kreiseln begannen, als drehten sie sich in erneuter Lust um sich selbst, da war zu hoffen, daß die mildere Jahreszeit ihr Recht behaupten und den Winter verdrängen werde; wenn sie aber langsam, wie starr über den See hinzogen, eine nach der andern,

sagte Jeder, es sei noch lange nicht an der Zeit des neuen und mildern Regiments. Und die dicken Nebel um die Gebirgshäupter bestätigten diese vieljährige Erfahrung. Gleich Säulen ruhten sie auf den nahen Berggipfeln und verdichteten die Luft bis zur Undurchsichtigkeit. Das war stets ein recht schlimmes Zeichen für Frühlingshoffnungen; aber wenn die Nebel sich senkten und von den Berghäuptern, wie von einer unsichtbaren Macht herabgedrückt, wichen, die riesigen Koppen und Kämme im reinen Blau sich zeigten, ohne daß jene winterliche Färbung der hohen Regionen, das durchschimmernde Weiß den blauen Grund durchzog, so bedeutete es mit Zuverlässigkeit den nahen Anzug der wärmern Jahreszeit, wenn auch noch Schnee und Eis vorhanden waren.

Auf dem Gang um das Obergeschoß des Hauses stand der in der Oubliette von Rothenberg zum Greis gewordene ehemalige Zahlmeister der nun verstorbenen Herzogin Clemens und schaute auf das sich vom Staffelsee an immer höher und gigantischer aufthürmende Bergland hinaus, dessen ferne Höhenregion bereits in jener Hoffnung verheißenden blauen Luftfärbung sich erhob, deren soeben Erwähnung geschah. Ringsumher lagerte noch Schnee und vom Gebirg her leuchteten die großen Schneematten, die von der Sonne

beschienen, wie Spiegel den aufgefangenen Glanz zurückstrahlten. Um den See herum war es todt; da hauste noch der Winter in all' seiner tyrannischen Laune; aber über der Landschaft und ihrer Fernsicht wölbte sich ein wolkenloser Himmel und dieser heitere Lichtton gab dem winterlichen Landschaftsbilde trotzdem einen Reiz, welcher Aug' und Herz erfreute.

Der zum Greis gewordene Andrä lehnte mit über die Brust verschränkten Armen am Ganggeländer. Seine Blicke hatten sich endlich von der Aussicht und seiner nahen Umgebung abgewendet und er schaute sinnend vor sich hin. Dies that er oft. Ueber die Zukunft hatte er nicht nachzusinnen, deren Ziel war ihm ja durch den kurfürstlichen Befehl, der ihm bei seiner Entlassung aus dem rothenberger Gefängniß vorgelesen worden war: „Nie mehr sein kleines Gut am Staffelsee zu verlassen“, gesteckt. Seine beiden Unglücksgenossen, die Herren von Lori und von Obermayer, waren, ohne begnadigt zu werden, in den ihnen angewiesenen Exilorten verstorben, und welches Vorrecht hätte er gehabt, eine Milderung des kurfürstlichen Befehls für seine Person zu erwarten, zumal nun auch seine ehemalige Gebieterin, die Frau Herzogin aus dem Leben geschieden war? Er dachte auch nicht an eine Aufhebung seiner Haft, sondern war mit der

Wendung seines Schicksals, das ihn wenigstens noch zum freien Manne auf seinem Grund und Boden werden ließ, ganz zufrieden.

Sein Denken richtete sich, wenn er allein war, stets auf die Vergangenheit, weil in ihr das viele Schlimme, welches an ihm und seiner Familie geschehen war, wurzelte. Als Ursache seiner Entlassung aus der Rothenberger Veste fand sich in dem kurfürstlichen Befehl nur angegeben: „Auf Grund des von seinem Sohn abgelegten Geständnisses." Welches Geständniß konnte der Stephi abgelegt haben, das ihn, den Vater, aus dem Kerker zu erlösen im Stande gewesen war? Diese Frage beschäftigte ihn, blieb aber natürlich unbeantwortet; auch die Herzogin hatte darüber geschwiegen, obwol er sie um Aufklärung über diesen seltsamen Passus, wenn sie nämlich Kenntniß davon besäße, gebeten, weswegen er annahm, sie wisse nichts darüber. Er konnte nicht ahnen, daß die durchlauchtige Frau ihre Kenntniß des Grundes seiner Erlösung aus dem Gefängniß deshalb verschwieg, um ihn, den so schwer Geprüften, nicht noch mit dem Schmerze um einen verworfenen Sohn zu überhäufen. In der Unwissenheit vom Schicksale seines Sohnes fragte er sich oft: „Lebt mein Stephi noch oder gehört er wie seine brave Mutter, mein gutes Weib, zu den

Todten?" Wenn er dann auch über seiner Miedei Schicksal nachdachte, da dünkte es ihm zuweilen, als thue sich vor ihm ein Labyrinth von Irrgängen auf.

Er konnte sich der bei ihm fast zur Ueberzeugung gewordenen Vermuthung nicht entschlagen, ein Geheimniß sei mit Miedei's Ehe verknüpft. Im Nachlasse des hochwürdigen Pfarrers von Murnau hatte sich auch keine Zeile vorgefunden, welche sich auf des Verstorbenen Kenntniß von Sigismund Haslang's Familienverhältnisse bezogen hätte. Andrä verhehlte es sich nicht, daß es mit dieser Ehe überhaupt nicht in der Ordnung hergegangen, von seiner verstorbenen Frau und Miedei ein tadelnswerthes, fast an Leichtsinn grenzendes Vertrauen gegen Sigismund bewiesen und von dem gutmüthigen Pfarrherrn sogar eine Pflichtverletzung begangen worden sei, denn an ihm wäre es gewesen, die leicht zu täuschenden Frauen auf die erste Nothwendigkeit in so ernstlicher Lebensangelegenheit, auf die unabweislich erfoderliche Kenntniß über die Familie Sigismund's aufmerksam zu machen. Gegen Miedei selbst äußerte Andrä nichts von der Befürchtung, daß sie ein Gegenstand des abscheulichsten Betrugs gewesen sein könnte. Er hielt es für Sünde, das schuldlose, nichts von dem trügerischen Treiben der großen Welt wissende Herz seiner Tochter ohne irgendeinen Nutzen zu betrü-

ben, da seine Zweifel gegen die Rechtschaffenheit ihres angeblich verstorbenen Gatten sie nur ängstigen, aber zu Enthüllung des Geheimnisses nichts beitragen konnten.

Miedei hatte ihm unter vielen Thränen Alles mitgetheilt, was sich auf ihr Verhältniß zu Sigismund bezog, es war so viel Räthselhaftes darin, daß er erstaunte, wie sie nicht selbst auf diesen Gedanken gekommen wäre; aber jedes ihrer Worte verrieth, daß sie noch am Andenken Sigismund's mit voller Seele hing. Er störte diese schöne Empfindung in ihrem Herzen nicht, denn sie war glücklicher in derselben, als wenn Zweifel gegen des Verstorbenen Liebe zu ihr sie gepeinigt hätten. Er machte ihr auch keine Vorwürfe über ihr gar zu leichtes Vertrauen . . . trug sie doch die mindeste Schuld an Dem, was geschehen war! Vielleicht würde er sich weniger mild gesinnt gezeigt haben, wenn nicht die vierjährige Kerkerhaft von großer Einwirkung auf sein Gemüth gewesen wäre. Im Wohllaute des Glückes der Freiheit, so beschränkt auch diese war, drängte es ihn zum Verzeihen, zum Uebersehen begangener Fehler. Es that ihm so wohl, sich bei seiner Tochter zu wissen! Und er, der im Kerker gelitten, brauchte ebenso viel Liebe wie sie, die die Last eines Schmerzes ertragen, der sie fast ins Grab gebettet hätte.

Seine Versuche, den Oheim Sigismund's ausfindig zu machen, scheiterten, weil ihm in dieser Beziehung gar kein Anhaltepunkt zur Hand war. Erst in der neuesten Zeit that sich für ihn eine Aussicht auf, welche eine Möglichkeit zeigte, die bisher vergeblich gewesenen Nachforschungen doch noch mit einem Erfolge gekrönt zu sehen. Der Neffe Bräuwastel war beim Löwenbräu zu München vor einigen Monaten in Arbeit getreten und eines Tages kam sein Vater, der Bräu aus Murnau, Andrä's Schwager, heraus zum Herrn Zahlmeister, dessen Tochter Miedei mit ihrer Vronel zufällig auf Besuch bei der Verwandtschaft in Ried sich befand, und brachte von seinem Sohn einen Brief, in dem auch für den Herrn Zahlmeister ein paar Worte standen.

Der Bräuwastel hatte nämlich unter andern Dingen auch die Mittheilung an seinen Vater geschrieben, daß er den Herrn Bernard, den guten Freund vom Maler Sigismund, mit mehren Herren zu Pferd durch die Sendlingerstraße habe reiten sehen. Hinterher wären einige Reitknechte in bunten Jacken geritten, und als er ganz erstaunt, dem Herrn Bernard so unvermuthet hier zu begegnen, gefragt hätte: „Was seind das für Leut'?" wäre ihm die Antwort geworden: „Cavaliere vom kurfürstlichen Hofe." Hätte er nicht so gute

Augen, würde er gemeint haben, er habe sich getäuscht und es sei nur Einer, der dem Herrn Bernard ähnlich sähe; aber von einer Täuschung wäre bei seinen Augen gar keine Rede, und daß es der Genannte wirklich gewesen, sei er fest überzeugt, denn wie Der bemerkt hätte, daß er ihn so voll Erstaunen angucke, habe er gleich das Gesicht weggewandt. Der Wastel hatte dieser Mittheilung noch zugefügt, daß, hätte er nicht einige Fassel Bier fortzuschaffen gehabt, wär' er unter allen Umständen dem Herrn Bernard nachgegangen, daran hätte ihn aber die Fassel-Commission verhindert.

„Mein Wastel is an g'schupfter Bua, geh (gelt)?“ fragte der murnauer Bräu, stolz auf seinen Sohn, der solche Briefe schreiben konnte. „I maan', an Dem is nix nit verspunna, und a schlauderisch (leichtsinnig) is moan Wastel nit. O, i hab' an dem Bua a Freud' zum Umkumma.“

Während der ehrliche murnauer Bräu sich im Gefühl seiner Vaterfreude, die, nach seinem eigenen Lieblingsausdruck, ihn bis zum Umkommen beherrschte, erging, verbarg der Zahlmeister durchaus nicht die Ueberraschung, welche diese so unvermuthete Nachricht auf ihn bewirkt hatte. Er war wie versteinert, gab keinen Laut von sich, so daß der Bräu fast in Angst

darum gerieth und ihn am Arme schüttelnd, fragte: „Was macht's denn für 'n Fratz'n (Gesicht)? habt's an Irger (Aerger) im Leib? Ees (ihr) söget ja goar schiech (häßlich, verdrießlich) aus?"

Andrä sah sich zum Sprechen gezwungen und da er den Bräu als einen ehrlichen Mann kannte, mit dem schon ein Wort zu reden sei und der auch schweigen gelernt hatte, wo reden nicht wohl am Orte war, so verhehlte er ihm nicht, wie sehr er sich durch Wastel's Nachricht angeregt fühle und darin die Möglichkeit sähe, zu dem ihm bisher fehlgeschlagenen Resultate hinsichtlich der Nachforschung nach Sigismund's Oheim oder überhaupt nach dessen Familienverhältnissen zu gelangen. „Hat Sein Wastel sich nicht getäuscht — und seinem Schreiben nach ist dies fast unglaublich —, und ist er recht berichtet worden, daß es Cavaliere vom kurfürstlichen Hofe waren, in deren Gesellschaft er den Herrn Bernard erblickte, so darf ich der Gewißheit, daß an Miedei, meiner Tochter, ein abscheulicher Betrug begangen worden, keinen Zweifel mehr entgegen stellen", sprach Andrä.

Der Bräu war nicht wenig erstaunt, in einer Sache, die er, wie alle Leute am und in der Umgebung des Staffelsees, für ganz in der Ordnung sich befindend angesehen hatte, einen vollkommen ent-

gegengesetzten Einblick zu gewinnen. Andrä setzte ihm Alles auseinander und der Bräu versprach nicht nur reinen Mund über Das zu halten, was er so unvermuthet erfahren, sondern auch seinen Sohn anzueifern, sich möglichst der Entdeckung, wer der Herr Bernard sei, zu befleißigen, da diese Kenntniß dem Herrn Zahlmeister so sehr am Herzen liege. Freilich war diese Hoffnung eine sehr dem Zufalle preisgegebene, denn ein Bräubursch hat nicht oft Gelegenheit, Beobachtungen auf den Straßen zu machen, da seiner Feierstunden zu wenige sind, und wenn auch der Wastel zu München nicht in dem beschränkten Verhältniß eines Arbeiters um Brod und Lohn zu seinem Meister, dem Löwenbräu, stand, da er eine Verwandte von demselben heirathen und dann die Brauerei in Murnau vom Vater übernehmen sollte, so blieb doch immer die ganze Hoffnung, durch ihn zu einer Entdeckung hinsichtlich Bernard's und dessen Standes zu gelangen, eben nur auf eine glückliche Möglichkeit gestellt.

Andrä hatte gegen Miedei nur eine gelegentliche Aeußerung gethan, daß er jetzt mehr als je auf ein günstiges Resultat hinsichtlich der Nachforschung über ihres verstorbenen Mannes Oheim oder überhaupt dessen Familienverhältnisse hoffe. Die Einsamkeit machte selbst bei diesem bejahrten Mann ihre Wirkung geltend, indem

sie der Einbildungskraft auf seinen sonst so ruhig überlegenden Geist Rechte gewährte, welchen er unter andern Umständen keinen Raum bei sich gestattet haben würde. Diese Aeußerung des Vaters ward Ursache, daß Miedei gegen Gräfin Haimhausen davon sprechen konnte.

Miedei war von München mit der Hiobspost vom Tode der Herzogin Clemens zurückgekehrt. Wenn sie auch davon redete, wie gütig die durchlauchtige Frau gegen sie sich gezeigt habe, so war dies doch nur eine oberflächliche Erinnerung, indem die Verstorbene kaum ein kleines halbes Stündchen ihr Audienz hatte gewähren können und dann von den Vorwehen des Todes überrascht worden war. Lebhaft, tief in ihr Herz eingeprägt hatte sich dagegen das Andenken an Gräfin Rahel Haslang. Sie redete davon mit einer Begeisterung ohne Gleichen und bedauerte aufrichtig, daß der Tod der Frau Durchlaucht es der Gräfin unmöglich gemacht, ihr eine längere Unterredung zu vergönnen, denn die „fürnehme Dam'", erschüttert durch den ihr gewordenen Verlust ihrer mütterlichen Freundin, wie sie die Frau Herzogin genannt habe, sei nicht im Stande gewesen, ihre Thränen zurückzuhalten; aber eine Versicherung habe sie ihr beim Abschied gegeben, die so recht von ihrem guten Herzen

zeige, nämlich: sie wolle einmal bei ihr am Staffelsee zum Besuch kommen.

„So lange ich 's Leben habe, werde ich an die gute Dam' denken", sagte Miedei . . . „'s Herz ist ihr gegenüber mir aufgegangen, als kennten wir uns schon lange Jahre und sie wäre meines und ich ihres Gleichen. Sie hat so herzlieb zu mir geredet, wie eine Schwester kaum zur andern reden kann. Und ihr Töchterle, Claudia heißt's, schaut wie meine Vronel aus, nur mit dem Unterschiede, daß es jünger und ein blasses Kind und, wie die Frau Gräfin Mutter sagt, schon sehr viel krank gewesen ist. Auch hat's dunklere Haare wie's Vronel; das Grafenkind hätt' dich gewiß recht lieb und du es auch."

Und das Vronel klatschte vor Vergnügen in die Hände und rief einmal ums andere: „Mir wär's recht, Mütterle . . . 's Grafenkind könnt', wegen meiner, schon allbot (jeden Augenblick) zu uns kommen, mir möcht's Freude machen. Uiei! da führen wir auf 'm See, wenn d' Sonn' scheint und liefen durch 'n Bosch'n (Gebüsch) miteinander und pflückten Beeren. Und tanzen müßt's mit mir . . . ich tanz' gern . . . und lachen a".

Obwol das Vronel in allem Thun ein derbes herzliches Wesen ausdrückte, eine Lebhaftigkeit, wie man sie selten an andern Kindern ihres Alters ge-

wahrt, denen nicht das Glück der Gesundheitsfülle so zutheil geworden wie ihr, und deren Erziehung zu sehr behütet vor jenem sich ganz und gar der Kinderlust so wohlthuenden Hingeben, wobei Körper und Geist gekräftigt wird und der Muth, mit der Kühnheit vereint, tolle lustige Dinge angibt, vor denen verweichlichte Kinder zurückbeben, so war sie doch in ihrem Aeußern abweichend von dem gewöhnlichen Schlag ihrer Kindheitsgespielinnen am Staffelsee.

Sie besaß nicht jene drallen wenig schmiegsamen Formen, in denen diese mehr oder minder sich auszeichneten, ihr Körperbau war zart, schlank, von natürlich schöner Haltung und ihre anmuthigen ungekünstelten Bewegungen verriethen den Zusammenklang geistiger und körperlicher Elasticität. Es war ein frisches gesundes Leben in ihr, eine Fülle von Lust und Muthwillen, welcher Letztere jedoch nie die Schranken des Anstandes verletzte oder irgend einem Andern wehe that. Ihr natürliches Gefühl leitete Bronel und wurde durch ihre Mutter und den Großvater Andrä geleitet. Deshalb besaß sie der Mutter weiches zärtliches Herz und dem Großvater ahmte sie in seinem milden festen Wesen nach, weswegen auch Beide sie so herzlich liebten.

Die alte Resei sagte manchmal: „Daß uns der

Herrgott das Vronel gegeben, ist ein Sonnenschein für unser Haus, und wenn er's uns nähm', könnten wir uns nur gleich mit ins Grab legen, denn da wär' all' unsere Freud' hin."

Bei Vronel war Resei eine Autorität, die von Allem, was ihr Kindesherz beschäftigte, wissen mußte. Die Resei war ihr ans Herz gewachsen und versah besonders zur Winterzeit alle Dienste einer Gesellschafterin, einer sorgsamen Dienerin, ja sogar die eines Spielmannes, denn wenn's dem Vronel in die Füße kam, rief sie der am Rocken sitzenden Resei zu: „Pfeif eins, Resei, i möcht' tanzen." Und die Resei pfiff so kunstgerechte Tanzstückeln, wie nur je ein lustiger Bua aus dem Hochland zur Zither pfeifen konnte. Das war eine Lust, das zierliche Vronel für sich allein tanzen zu sehen, daß die Mutter oft bis zu Thränen lachte, und Großvater trommelte den Takt zu der von Resei aus „eigenen Mitteln" zum Besten gegebenen Musik.

Während seine Enkelin von der Freude schwärmte, das Grafenkind bei sich zu sehen, und von den verschiedenen Lustbarkeiten redete, die sie da anstellen wollte, hing Andrä seinen Gedanken über den seltsamen Umstand nach, daß Miedei im Zimmer der Gräfin nicht nur die Landschaftsskizzen, nun in Farben ausgeführt, son-

dern auch das Portrait ihres verstorbenen Mannes gefunden hatte. Wie wunderbar war dieses Wiedersehen! Die Beziehungen zwischen dem Grafen Haslang und dem Gatten Miedei's mußten sehr inniger Natur gewesen sein, sonst würde der Erstere unmöglich dessen Portrait, wie die Gräfin zu Miedei gesagt hatte, selbst gemalt haben. Sollte nur die Gleichheit des Namens oder die Bewunderung der Geschicklichkeit des Malers Sigismund Haslang der alleinige Hebel gewesen sein, daß der Graf sich zum Malen des Portraits desselben bewogen fühlte?

Andrä war fern von dem Gedanken, daß eine Identität der Personen zwischen Beiden obwalten könne; in Miedei's Erzählung war nichts, was diesen Gedanken bei ihm anzuregen vermocht hätte; besonders da die Gräfin sich so liebreich gegen Miedei bezeigt hatte. Ein entgegengesetztes Benehmen der hohen Frau würde ihn vielleicht auf diese Vermuthung geleitet haben; indeß die freundliche Theilnahme, welche sie gegen Miedei an den Tag gelegt hatte, ließ keinen Gedanken dieser Art in ihm aufkommen, denn war es wol denkbar, daß, abgesehen von dem hohen Stande der Gräfin, eine Frau gegen die hinsichtlich der Ansprüche auf deren Gatten gleich sehr auf dem Rechtsboden fußende Rivalin solche Herzlichkeit äußern würde?

Da diese Annahme so weit von der möglichen Wirklichkeit entfernt schien, so tauchte sie auch nicht bei Andrä auf, in dessen Leben nur das Praktische, Wahre, von allem Phantastischen Entkleidete der Hauptpunkt seines Denkens und Strebens gewesen war. Indem die Gräfin vom Maler Haslang gegen Miedei gesprochen hatte, ließ sich der logische Schluß fassen, daß auch sie denselben durch ihren Gemahl hatte kennen lernen, ihn im Ganzen aber wol weniger ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Möglich erschien es, daß der Graf vielleicht Kenntniß über Sigismund's Familienverhältnisse besitze, und Andrä beschloß im Stillen, deshalb an ihn, den kurfürstlichen Gesandten zu London, eine schriftliche Anfrage zu richten. Im ernstlichen Ueberdenken des bei ihm jetzt aufs neue angeregten Verlangens, Näheres über Sigismund's Familie zu erfahren, konnte er sich nicht verhehlen, daß sowol des Bräuwastel's Mittheilung hinsichtlich des Herrn Bernard, sowie das von Miedei, seiner Tochter, bei der Gräfin gesehene Portrait ihres Gatten dem Geheimnißvollen, was über diese ganze Angelegenheit gleich einem verhüllenden Schleier gebreitet lag, nur eher mehr Vorschub leistete, als es entwirrte.

Um sicher seine schriftliche Anfrage bei dem Grafen Gesandten in dessen Hände zu bringen, beschloß er,

sich an seinen alten Freund, den Geheim-Cabinets-secretär Herrn von Stengel, zu wenden und diesen um Beförderung des erwähnten Schreibens zu bitten. Die Vorsicht verlangte, durch einen sichern Ueberbringer Herrn von Stengel den Brief einhändigen zu lassen. Von einer geregelten Postverbindung zwischen den kleinen Orten des Kurfürstenthums mit der Hauptstadt war damals keine Rede, und selbst wenn eine solche wirklich existirt hätte, würde Andrä keinen Gebrauch davon gemacht haben, weil der Brief leicht in fremde Hände fallen und einem Staatsdiener, wie Herr von Stengel war, Unannehmlichkeit daraus erwachsen konnte, wenn die Andeutung einer Correspondenz zwischen ihm und einem Exilirten kund wurde. Andrä wußte aus Erfahrung, welche geheime Feindseligkeiten am Hofe unter dem Lächeln der Freundschaft gleich Schlangen unter Rosen verborgen ihr unheimliches Wesen trieben. Er mußte also warten, bis Jemand von seiner Nachbarschaft am Staffelsee oder aus Murnau, ihm als zuverlässig bekannt, die Reise nach München antrat; nur einem solchen Bekannten konnte er den mit einem eingeschlossenen Schreiben an den Gesandten beschwerten Brief an Herrn von Stengel zu persönlicher Einhändigung an den Adressaten mitgeben. Die herannahende Osterzeit stellte die Erfül-

lung dieser Hoffnung in Aussicht, weil dann von Murnau aus Leute mit Federzierarten, dem einzigen, aber in den größern Städten Baierns beliebten Fabrikartikel der Murnauer, nach München gingen.

Der Brief an Herrn von Stengel lag begonnen auf dem Tische im Zimmer des Obergeschosses, das, wie vor Zeiten, auch nach Andrä's Rückkehr aus dem Gefängnisse der Rothenberger Veste dessen Wohnung war. Aber indem er an den alten Freund geschrieben, hatten ihn die Erinnerungen an ehemals übermannt und er war hinausgetreten auf den Gang, um sich von ihnen loszumachen. Wollen und Vollbringen sind jedoch oft so scharfe Contraste, daß der kräftigste Entschluß, sie miteinander zu verbinden, zwischen ihnen rathlos bleibt; er hatte sich nur mehr ins Sinnen vertieft, als sich demselben entrissen. Was er nicht über sich vermochte, gelang einem von unten vor dem Hause an ihn ergehenden Zuruf:

„Grüß Enk Gott, Herr Ohm . . . mi freut's, Enk wieder zu sögn."

Als der Angeredete hinunterschaute und nicht gleich zu wissen schien, wem er den guten Gruß zu danken habe, wollte Der unten sich ausschütten vor Lachen, daß der Herr Ohm Zahlmeister ihn nicht erkenne.

„Naa, was doas fer Faxe seind!" rief er ein-

mal um's andere . . . „der Bräuwastel is seinem Herrn Ohm an wildfremder Mensch worden! i möcht' mi überkugeln vor G'spaß, und moan Herr Vatter möcht sag'n, 's is zum Umkumma. Uiei! doa is d' Frau Miedei an's Fenster kummen . . . die kennt mi glei. Grüß Gott, Frau Miedei, grüß Gott, der Bräuwastel is doa . . . und 's Vronel guckt a mit 'raus? Grüß di Gott, du sakrisch Dierndl; woas d' in d' Höh' geschossen bist! . . . kennst 'n Vetter Bräuwastel no? I geng eini, Herr Ohm, kummt's runter."

Mit diesen Worten sprang der Bräuwastel, dem die münchener Luft die knallrothen Backen nicht blässer gefärbt hatte, ins Haus hinein. Der Zahlmeister verließ den Gang und sein Zimmer und stieg hinab; die Resei begegnete ihm im Hausflur und sagte lachend: „Der Bräuwastel is grad' noch so wie sonst, hat glei anen Durst mitbracht, daß d' Frau Miedei nix Eiligers zu thun hat, als mi in den Keller zu schicken, um ihm mit aanen paar Maß zu Hülf zu kumma."

Drinnen saß der Bräuwastel am Tisch, nach der Thür blickend, woher die Resei mit dem Labetrunk kommen sollte. Wenn er schon vor elf Jahren zu den stattlichen Buas gehörte, so konnte er jetzt den vollsten Anspruch auf das Lob machen, ein echter Viereck geworden zu sein, denn er war während seiner Anwesen-

heit in München stark in die Breite gewachsen und hatte den Anstrich eines Colosses gewonnen, dessen Wendungen nur aus dem Ganzen geschehen konnten. „I freu' mi sakrisch, Enk wieder zu sögn, wie's doa besammen seid, hab diawein (zuweilen) bei meinem Löwenbräu an Enk gedacht", redete der ehrliche Bua, ihnen die Hände schüttelnd, was von seiner Seite herzlich gemeint war, aber Denen, welchen es passirte, mitunter das unangenehme Gefühl, ihre Hände wie von einer Presse gequetscht zu fühlen, verursachte. Und als der Labetrunk ihn erquickt hatte, da thaute ihm erst recht das Herz auf. Er warf sich in die Brust und erzählte von München, was er Alles nur zu erzählen wußte, vom Löwenbräu und der Lisei, einem Geschwisterkind von dessen Hausfrau, die er, der Wastel, vor'm kommenden Wintergebräu noch heirathen werde. Und dann verlor er sich in ein dunkles Labyrinth von Reden, wie jetzt in München die Leute auf die Hofwirthschaft schimpften und sich gar nicht genirten, beim Bier in den Bräuhäusern zu sagen: „Da muß man dreinschlagen, daß der Kurfürst weiß, wir sind auch noch da, wir, die so viel Steuern bezahlen müssen und nie erfahren, wohin das viele Geld verschwindet."

Bräuwastel war nicht der Mann, der von Dingen höherer Art, als ein Bräufaß war, mit einiger Klar-

heit und Einblick in die Sache selbst sprechen konnte; daher glich dieser Gegenstand seiner zum Besten gegebenen Rede einer unreifen Frucht, welche nothdürftig die äußere Gestaltung gewonnen hat, aber ungenießbar ist. Auch von der französischen Revolution hatte er erzählen hören, doch seine Begriffe davon waren zu sehr vermischt, als daß mehr aus seiner Erzählung zu entnehmen war, wie die Andeutung, daß es in München Leute genug gäbe, welchen es ein großes Vergnügen machen werde, wenn eine ähnliche Volkserhebung auch in Baiern geschähe, denn der Druck sei zu groß geworden.

„Laß dich in solche Dinge nicht ein", warnte der Oheim; „sie sind leicht hervorgerufen, aber nicht so leicht wieder beseitigt. Und was fehlt dir eigentlich, Wastel? Du leidest an nichts Mangel, was du bedarfst. Sei vernünftig und folge mir."

Aber in des Wastel's Kopf hatten die wirren Ideen, die er beim Löwenbräu tagtäglich von dessen vielen Gästen aussprechen hörte, doch ziemlich tiefe Wurzeln geschlagen. Er debattirte heftig dagegen und erzählte dann, was der Finessen=Sepperl, der Sohn der Frau Spitzkräserin Talterl, für ein Teufelskerl bei diesen ärgerlichen Geschichten sei. Wie der hellweg aufdamme beim Bier, daß die Leute sich erstaunt ansähen ob der

kühnen Politik, die er zutage bringe. Und wenn der erst seine sechs bis acht Maß verschluckt habe, da sei er der muthigste Bua, den's geben könnte in München, und schrie immer: „Woas, Leut', Ees (ihr) söget's mi an, wie an Ochs sein Stallthor, wann's zugespirrt is? Oh, meine Frau Mam' is ane Frau kurfürstliche Spitzkräserin und i bin der Sohn von meiner Frau Mam'; aber i sag enk, wann's losgengen möcht', i wullt zeigen, daß i an geborner Spitzkräser bin, an Mensch, der sich af d' Spitzen versteht. Uiei, wie möcht i den vornehmen Leut d' Spitz' kräseln, daß sich verwundern sollten."

Der Frau Miedei wurde bange, den Wastel in solcher Rage zu sehen; sie sagte ihm offen heraus, das gefalle ihr nicht an ihm, und wenn sie sich seines Besuchs freuen solle, möchte er von andern Dingen sprechen, dann wär' er ihr ein lieber Gast wie ehedem. Diese offene Erklärung brachte den Wastel von dem gefährlichen Gleise ab, in das er sich in seinem Biermuthe verfahren hatte, und bald war er wieder der ganze herzliche Bua wie früher.

Da der Mondaufgang den Abend nicht dunkel werden ließ, so sollte Wastel zum Abendtisch dableiben und dann erst den kurzen Rückweg nach der Stadt antreten. Während Frau Miedei das Abendbrot besorgte,

nahm Andrä seinen Gast mit hinauf in sein Zimmer. Als Wastel auf den Gang hinausgetreten war und über das Geländer hinunterschaute auf den See und hinüber nach dem Gebirge, das bereits in den verglimmenden Lichtern der Nachmittagssonne stand, die später von den bis ins Wolkengebiet ragenden Bergterrassen sowie von den Tiefen der Niederungen Abschied nahm, redete er davon, wie er sich noch recht deutlich an die Zeit erinnere, wo der Frau Miedei verstorbener Mann oft hier am Geländer gestanden, denn die Berge wären dem ans Herz gewachsen gewesen.

Der Wastel wurde fast weich bei diesem Rückblick. Er erzählte vom Herrn Sigismund, von der Miedei, von der verstorbenen Frau Zahlmeisterin, seiner guten Base, vom hochwürdigen Herrn Pfarrer Huber, dem die Kinder überall, wo er sich nur habe blicken lassen, lustig entgegengesprungen wären, um ihm die Hand zu küssen, vom Herrn Kaplan Pater Cölestin, der kurz nach der Verheirathung Frau Miedei's eine Pfarrstelle weit von Murnau erhalten hätte, vom alten Dickel und der Resei. Es schien ihm ordentlich das Herz aufzugehen in dieser Erinnerung an Vergangenes, und waren auch seine Reden und die Ausdrücke, die er seinen Gedanken und Empfindungen lieh, keine glänzenden,

ja die letztern sogar zuweilen plump, so zeigten sie doch von dem natürlichen gesunden Gefühl seines ehrlichen Herzens.

Andrä hatte ihm ruhig zugehört, dann sagte er: „Wastel, du hast eine Person zu erwähnen vergessen, den Freund von meinem Tochtermann, den Herrn Bernard."

„Uiei, 's is wahr; i glaub aber, daß nix grad an dem verlor'ngangen is", antwortete Wastel. „Sapperwalt! wann der Herr Sigismund nit g'wesen wär, i möcht 'm Herrn Bernard eppes Kurioses erzählt hab'n, wie i 'n uf'm Bichl (Hügel) antroffen hab mit 'm Mankeifranzel und 'm Herrn Sigismund. Mi hat er ser 'n Hundsbua angesög'n und nit geredt mit mi. O i spann' sakrisch uf 'n."

Andrä bemerkte mit Vergnügen, daß Wastel von selbst in das Fahrwasser gerathen, in dem er ihn zu sehen wünschte. Er fragte ihn, ob er den Herrn Bernard außer jener zufälligen Begegnung, von welcher er seinem Vater, dem murnauer Bräu, geschrieben, nicht wieder gesehen habe?

„Vor drei Täg' erst", war Wastel's Antwort, und er erzählte nun, daß er ihn mit einer alten Dame in einem prächtigen Glaswagen an der Pforte der Frauenkirche (Dom) zum Hochamt habe anfahren sehen

und ganz dicht zu ihm herangetreten sei, um ihn anzuschauen. Der Herr Bernard sei's gewesen und kein Anderer, und da sei er, der Wastel, gar nicht faul gewesen, sondern hätte ihn ein wenig angetippt und gesagt: „'s g'freut mi, Enk zu sög'n ... Ees geht's ja jetzt sakrisch hoch. Kennt's mi nit? I bin der Bräuwastel von Murn'.“ Da hätte ihn der Herr Bernard angeschaut wie Einen, den er in seinem ganzen Leben nicht gesehen, und gerufen: „Was will der Tölpel?“ Die alte Dame hätte nach dem Kirchendiener geschrien. Der sei auch gleich herbeigesprungen und habe ihn, den Wastel, mit Hülfe der Lakaien der Dame zurückgeschoben, sodaß die fürnehme Frauensperson mit dem Herrn Bernard in die Kirche gekommen wäre, ehe er sich von dem Kirchendiener und den Lakaien habe loszumachen vermocht. „Wann 's nit grad an der Kirch' g'wesen wär', i hätt' den Lakaien wol gezeigt, daß i an geschupfter Bua bin, der nit umfallt, wann 'n Aner angreift; aber d' Kirch is an heil'ger Ort und i bin deshalb still g'wesen“, schloß Wastel seine Erzählung.

Andrä glaubte in derselben die Bestätigung zu finden, daß dieser Herr Bernard den höhern Ständen angehören müsse. Diese zur Ueberzeugung gewordene Vermuthung, zu welcher letztern ihn Wastel's Mit-

theilung an seinen Vater hinsichtlich der Begegnung mit Herrn Bernard geleitet hatte, beschäftigte ihn außerordentlich. Er fühlte sich in jene Spannung versetzt, die uns stets beherrscht, sobald ein uns unzugängliches Geheimniß vor unserm geistigen Auge sich zu lüften beginnt.

„Wie waren die Lakaien gekleidet, Wastel?“ fragte er.

„Die Farb'?“

Andrä bejahte.

„Röcke hatten's von der Farb' wie an gekochtes Erbsengericht und viel Silbertressen d'raf.“

Trotz allem Sinnen war es Andrä unmöglich, aus seiner frühern Zeit an diese Livrée sich zu erinnern. Zehn Jahre sind ein langer Zeitraum, und wie im gemeinen Leben wechseln an den Höfen die Gestalten und mit ihnen die Farben. Indeß war er sehr zufrieden, diesen Anhaltpunkt gewonnen zu haben, es lag in demselben etwas Positives dessen Wichtigkeit bei Lösung dieses Geheimnisses nicht zu übersehen war und das ihm, wenn es sich in Wahrheit bestätigte, daß Bernard den höhern Ständen angehörte, den Einblick in eine gegen Miedei, seine Tochter, begangene Täuschung gewährte, vor dem er erschrack. Den von ihm über Sigismund und Bernard gehörten Erzählungen

zufolge schien der Letztere dem Erstern gleichsam untergeordnet gewesen zu sein. War nun Bernard selbst ein Mitglied der höhern Gesellschaft, so mußte es Sigismund um so mehr sein, denn welches seltsame Verhältniß hätte zugrunde liegen müssen, wenn ein Cavalier sich zu einer Art Abhängigkeit gegen einen bloßen Maler hätte verstehen sollen! Dies Geheimniß war belästigend, folternd für Andrä. Je mehr es sich vor ihm zu entwirren schien, um desto mehr drängte es unheimlich auf ihn ein, und er selbst sah sich genöthigt, wollte er nicht Miedei's schwer errungenen Frieden und dadurch zugleich den seines Hauses stören, es geheim zu halten. „Ach, könnte ich nach München", seufzte er vor sich hin . . . „ich würde bald klarer sehen."

Indem er dem Wastel streng verbot, nichts von seinen Begegnungen mit Herrn Bernard gegen seine Tochter, Frau Miedei, zu äußern, foderte er ihn zugleich auf, wo möglich zu einer Entdeckung, wer dieser Freund seines verstorbenen Eidams sei, beizutragen, vor allen Dingen aber sich genau zu überzeugen, ob hier keine Täuschung durch Aehnlichkeit der Person stattfinde. Das Letztere wollte Wastel indessen ganz und gar nicht zugestehen, denn er sei seiner Sache zu gewiß.

Die an den Bergkämmen immer höher hinaufziehenden Lichter, welche vor Kurzem noch sich auf den Schneematten der obern fernen Gebirge gelagert hatten, waren unterdeß ganz auf die Höhen gestiegen; über den Staffelsee verbreitete sich ein ungewisses Zwielicht, und der Mond, der am Rande des östlichen Himmelssaumes sein vom Widerschein der untergehenden Sonne angehauchtes Antlitz erhob, stand noch zu tief, um Licht in die Dämmerung zu werfen. Vronel kam heraufgesprungen, den Großvater und seinen Gast zu Tisch hinunterzurufen.

„Du herzliebes Tutscherl“, sagte Wastel, sehr durch die Aussicht auf einen kräftigen Trunk Bier vom väterlichen Gebräu erheitert ... „wann d' mal zu München wärst, möcht'st d' Aeugle afreiß'n, was da scheen is. Woast was? i nehm di mit.“

„Mi? da müßt's glei a 'n Staffelsee mitnehma“, antwortete Vronel munter ... „und 's Mutterle und 'n Großvatter a. I geng nit fort von hier, woanders is nit so hoamli.“

Wastel wollte sich halbtodt lachen über des Kindes Bemerkung, daß er dann auch den Staffelsee mitnehmen müsse. „Aber dumm is 's nit geredt“, stimmte er gegen Andrä gewendet bei ... „i hab's a erfahre, was's hoaßt, Berg' zu sögn. Bei uns ist Alles

grea (grün) und in der großen Stadt is mi z'erst All's graob (grau) vorkumma. Uiei! i hab' schier gewoant, wann i denkt hab an unser Städtle, an unsern See, an unsere Berg'. Und jetzt no hab i ane sakrische Freud' g'habt, wie i h'rausgefahren bin und 's Gebirg is vor mi afgestiegen immer größer und höcher, als wullt's mi zurufen: i bin a no da, Wastel, grad' so wie d' mi verlassen hast... 's is an wunderlich Ding um d' Heimath! Wer nit fort war, der woaß nix d'von. Der alte selige Dickel hat's wol diawein (zuweilen) gesagt. Kinder, hat er gesagt, habt's die Berg' lieb und sehnt enk nit fort, denn wer in d' Bergen geboren is, is wie an frisch Wasser aus ähna (ihnen) und springt über Stock und Stoan; kummt er aber hinaus, wo's koane Berg' gibt, da fleußt er ruhig und still, als wär 's Leben ihm nit recht vergunnt. Mit d' Goamsle is 's nit anders, die hab'n ihre Freud a nur an d' Bergen, woanders möchten's sterben vor Gram um d' Heimath."

Sie gingen hinunter, wo Frau Miedei und ihre alte Resei geschäftig den Abendtisch bereiteten. Bald saßen sie um denselben, und obgleich der Wastel viel zu erzählen hatte, so zeigte er doch, daß ihm der gesegnete Appetit in der Fremde nicht abhanden gekommen sei, und Frau Miedei empfing hinsichtlich des

schmackhaft bereiteten Rethsl (Schmarrn) die ungeheucheltsten Lobsprüche von ihm, indem er zugleich dem Argwohn, als wäre sein Rühmen des delicaten Rethsl nur eitle Schmeichelei, durch Verschlingen ziemlich großer Stücke davon die Spitze abbrach.

In der besten Unterhaltung begriffen, wurden sie durch das Geräusch der Tritte mehrer Personen gestört, welche von außen ins Haus kamen.

„Sieh nach, Resei", befahl Andrä.

Indem die alte Magd die Thür öffnete und zugleich erschrocken zurücktrat, zeigten sich vier Männer und der murnauer Amtsvoigt, die ohne Weiteres ins Zimmer hereinschritten.

„Dos is der Herr Zahlmeister Andrä", sagte der Amtsdiener, auf den Genannten deutend, zu einem der Männer.

„Was gibt's?" fragte Andrä.

„Wenig oder viel", war die Antwort ... „je nachdem sich's macht. Wir haben kurfürstlichen Befehl, bei Euch Aussuchung zu halten."

„Bei mir? nach was?" entgegnete Andrä bestürzt, denn ihn durchzitterte die Ahnung, als wehe ihn ein neues böses Schicksal an.

„Keine Fragen erst; Ihr werdet's sehen, wenn wir Das gefunden, was wir suchen."

Die Art und Weise, wie sich diese außer dem Amtsdiener gänzlich fremden Personen einführten, war ganz geeignet, die um den Tisch Sitzenden in Bestürzung zu bringen. Andrä verlangte den kurfürstlichen Befehl zu sehen, und nachdem derselbe ihm vorgelegt und kein Zweifel mehr stattfand, daß vom Kurfürsten diese ihn überraschende Maßregel verfügt worden sei, sagte er mit Ruhe: „So thut eure Pflicht.“

Miedei war so heftig erschrocken, daß sie vom Vater und von Wastel nach dem Sopha geführt werden mußte, da sie einer Ohnmacht nahe sonst zu Boden gefallen wäre.

„Was zagst du denn, mein Kind?“ tröstete Andrä; „ich bin mir nichts Böses bewußt und fürchte daher auch nichts. Nur ein Irrthum oder der Streich eines Feindes, den ich nicht kenne, vielleicht eine zufällige Namensverwechselung kann die Ursache dieser gegen mich von Seiner kurfürstlichen Durchlaucht verhangenen Maßregel sein.“

Resei mußte den Männern jeden Kasten aufschließen, und als sie daselbst nicht fanden, was sie suchten, sagte der Anführer dieser mit Argusaugen Umherspähenden zu Andrä:

„Nun ist das Obergeschoß noch zu durchsuchen.

Haltet uns nicht lange auf, leuchtet oder laßt uns hinaufleuchten.“

„Ich werde mit euch hinaufgehen“, antwortete der Exilirte.

Resei blieb bei Frau Miedei und Vronel; Wastel mußte ein Licht mit hinauftragen.

Der an den Geheim-Cabinetssecretär angefangene und bereits zwei Seiten vollgeschriebene Brief, welcher offen auf dem Pulte lag, wurde mit Beschlag belegt und jeder Widerspruch Andrä's barsch als unstatthaft mit den Worten: „Kurfürstlicher Befehl!“ zurückgewiesen. Sie fanden nichts im Pulte; die drei Schubkästen der alterthümlichen Nußbaumcommode waren gleichfalls durchstöbert ohne Erfolg, selbst das Bett war aufgewühlt, ohne ein den Suchenden günstiges Resultat gewährt zu haben.

„Habt Ihr keinen geheimen Versteck?“ war die an Andrä gerichtete Frage.

In diesem Augenblicke schien ein Schreck über des Gefragten Gesicht zu zucken. Ohne ihm jedoch Zeit zur Antwort zu lassen, befahl der Führer der Späher, das an der Wand befestigte und mit alten Rechtsfolianten in Schweinsledereinbänden und andern wissenschaftlichen Büchern bestandene Regal zu untersuchen.

Wastel, welcher neben Herrn Andrä stand, fühlte plötzlich seinen Arm von dessen Hand erfaßt und krampfhaft gepreßt. Als er darum befremdet ihn anschaute, sah er dessen Gesicht ganz erblaßt und fühlte die Hand, mit der der Zahlmeister seinen Arm ergriffen, stark zittern.

Man hatte die schweren Folianten der obern Regalfächer heruntergenommen; die Wand war glatt dahinter, staubig sogar. Auffallend schien es, daß der Führer der Aussuchenden jedes Buch einzeln hinaufsetzte und zwar mit aller Gewalt an die Wand stieß, sodaß es aussah, als hätte er Lust sie zu beschädigen.

„Ich bitte Euch, nicht so rücksichtslos mit den Büchern umzugehen", sprach Andrä mit merklich gepreßter Stimme.

„Ich weiß schon was ich thue, sorgt Euch nicht", war die Entgegnung. „Da Ihr von keinem geheimen Versteck wißt, so muß ich Euerm Gedächtniß zu Hülfe kommen und den Mechanismus aufspüren, der den in den untern Fächern des Regals verborgenen Schub ans Licht bringt."

Andrä wankte, wie von einem Schlage getroffen, einige Schritte zurück. Er hatte sich erst an den geheimen Schub erinnert, als er mit den Männern in sein Zimmer heraufgegangen war, aber gehofft, daß

ihnen derselbe, den er seit seiner Rückkehr aus dem Rothenberger Kerker nicht geöffnet hatte, entgehen werde, da die genaueste Kenntniß von dessen Vorhandensein dazu gehörte, um ihn zu entdecken. Fast gleichzeitig mit dem Zurückwanken Andrä's wurde ein dumpfer krächzender Ton hinter dem Regale gehört, ein stark an die Wand gestoßenes Buch hatte denselben bewirkt. Die lange Zeit der Unbrauchbarkeit des geheimen Verstecks hatte dessen Mechanismus wahrscheinlich durch Rost starr gemacht; es bedurfte mehrer kräftiger Stöße, um den hinter dem untersten Regale befindlichen Schub hervorzutreiben.

„Mein Gott!“ stammelte Andrä . . . „wer hat mir das gethan?!“ Er war unfähig, noch einen Laut hervorzubringen, denn mit dem dumpfen Tone, der dem starken Stoße mit dem Folianten an die Wand nachgrollte, öffnete sich vor ihm eine unheilsvolle Zukunft.

„Ihr seht, daß ich besser Bescheid in Euern vier Pfählen weiß, als Ihr selbst“, sagte der Anführer der Späher lachend. „Löst Euch das Räthsel später, denn Ihr werdet dazu Muße genug finden. Nehmt Euern Mantel um, Ihr werdet mit uns fahren und könnt versichert sein, daß wir Euch nicht von uns abhanden kommen lassen.“

„Der Herr Zahlmeister lauft Enk nit davon“, bemerkte Bräuwastel ärgerlich . . . „den könnt's hier lassen und allein fortfahren.“

„Wer ist der Vorlaut?“ rief der Policist . . . „wer ist Er?“

„I? an Bräu, an g'sunder Bua, der sich nit schimpfiren läßt. Wißt's? Mi kummt's nit etwa, i sag's Enk. Fax'n und G'spaß hab'n ihre Zeit, aber wann d' Faxen afhör'n, bin i allzeit a da, und mit Enk nehma i 's af. Wissen wollt's, wer i bin? dem murn'er Bräu sein Sohn und jetzt hier af Besuch aus München, wo's mi beim Löwenbräu alle Täg' finden könnt, wann's eppes von mi wullt. Fragt's nur nach 'm Wastel, der um d' Liesei vom Löwenbräu freit, und i werd' nit ins Hundeloch vor Enk kriechen.“

„Gut, gut, wir werden nach Ihm schon Nachfrage halten“, sagte Jener und befahl, die in dem geheimen Schubfache vorgefundenen Papiere sammt und sonders wohl einzupacken.

„Welcher Verrath! er stürzt mich ins Grab!“ rief Andrä leise bei sich . . . „ach, mein Kind . . . meine Tochter! welcher Schlag für sie! Wer kann das an mir gethan haben . . . ich kenne ihn nicht, aber Gott wird seine Bosheit richten!“

Die Papiere waren schnell eingepackt, und die

Vorsorge, welche bei dieser Gelegenheit so deutlich vor Augen trat — denn die Aussuchenden hatten zwei Leinwandsäcke mit, die zur Aufnahme des Inhalts von drei oder mehren Schubfächern ausgereicht haben würden —, bezeugte unleugbar, daß ein Verräther um diesen geheimen Versteck veralteter Papiere gewußt habe. Wie dies möglich war, blieb ein Räthsel.

Frau Miedei stürzte mit einem gellenden Schrei in ihres Vaters Arme, als dieser ihr sagte, er müsse sie sogleich verlassen, und die Vronel klammerte sich an ihn mit Jammergeschrei. Die alte Resei war so verstört von dem unerwarteten Ereigniß, daß sie nicht die Thür fand, um den Mantel Herrn Andrä's herbeizuholen. Als dieser an allen Gliedern bebend, da der Anblick seiner vom Bräuwastel aufrecht gehaltenen völlig betäubten Tochter ihn bis ins innerste Mark des Lebens erschütterte, das endlich herbeigebrachte Kleidungsstück angezogen, wollte ihm der Führer der Aussucher das Abschiednehmen von Frau Miedei und seiner Enkelin nicht gestatten und zog ihn weg von ihr; aber da fiel Wastel's Faust so gewichtig auf den Arm des Herzlosen nieder, daß er einen Schmerzenslaut ausstieß. Wäre es nach dem Wastel gegangen, so würde die münchener Mission einen sehr unerbaulichen Abzug gehalten haben, denn der ehrliche Bua war

außer sich und bereit, mit den Fünfen, den murnauer Amtsvoigt mitgerechnet, sich in Thätlichkeiten einzulassen, und rief der Resei zu:

„Ruf' die Knecht aini, daß d' Malefizkerl' hier eppes vom Staffelsee verspür'n! Oh, das is ane Schand', anen ehrlichen Mann fortz'führen wie Anen der an Todtschläger is! Und i leid 's nit, i leid 's nit, daß doas g'schieht! Kummt's amal her, ees sakrische Bagage, i bin an Murn'er, und die Murn'er haben's Courage, doas woaß 's ganze Land. I leid 's nit, daß ees den Herrn Ohm Zahlmeister mitnahmt! Macht eppes doagegen, ees Hallunken!"

Diese Auffoderung war von Seiten des rechtschaffenen Bräuwastel keine Bramarbassade, dergleichen Spiegelfechterei war ihm fremd; seine aufgehobenen Arme glichen zum Niederfallen bereiten Pochhämmern, wie sie in den großen Schmieden zum Strecken des Stabeisens in Bewegung gesetzt werden. Nur Eines zustimmenden Wortes von Andrä hätte es bedurft, um eine höchst feindselige Scene zu veranlassen; denn des Wastel's ohnehin rothes Gesicht glühte im Zorn wie eine Flamme, und die Knechte des Hauses würden, herbeigerufen, ohne Zögern der münchener Mission zu einem sehr fühlbaren Rückzuge verholfen haben. Aber Andrä war nicht gewilligt, sich gegen den Befehl

des Kurfürsten aufzulehnen und in seiner Person ein übles Beispiel zu geben.

„Laß ab, Wastel; du meinst es gut mit mir, ich weiß es . . . habe Dank“, sagte er. „Diese Männer sind blos die Werkzeuge des kurfürstlichen Willens, ihnen darf kein Haar gekrümmt, dem Landesherrn muß Gehorsam geleistet werden. Was auch mein Loos sei, Niemand soll mir nachsagen, daß ich mich aufgelehnt hätte gegen die Anordnungen des Kurfürsten; der Richter über ihn und mich wird allein entscheiden, ob ich gerecht oder ungerecht leiden muß. Resei, dir befehle ich meine Tochter, meine Enkelin an; du bist ein treues Herz, das in schwerer Kummerzeit erprobt worden ist und das ich kenne; der Trost begleitet mich.“

So lange hatte Andrä's Standhaftigkeit ausgehalten; als er aber seine Tochter zum Abschied in die Arme schloß, da überwallte der tiefe Schmerz der gewaltsamen Trennung von ihr auf ein wol mögliches Nimmerwiedersehen ihn so übermächtig, daß er kein Wort mehr für dieses sein Herz wie mit tausend Schwertern durchbohrende Scheiden hatte. Seine Wimpern hingen voll großer Tropfen.

Frau Miedei stammelte: „Vater im Himmel . . . ich sterbe unter dieser neuen Prüfung!“ Mit ge-

brochener Kraft, eine Ohnmächtige, hing sie in des greisen Vaters Armen, der mit einem Kuß auf ihre Stirn sie auf das Sopha niederließ, dann das schluchzende Vronel an sein Herz zog. Der Resei und dem Wastel seine Hände zum Abschied reichend, sagte er dann, sich aufringend zum Muth im Unglück, zu den Männern: „Jetzt bin ich euer.“

Wenige Secunden später war es todtenstill im Zimmer. Keines der Zurückgebliebenen vermochte sich über das Entsetzen zu erheben, welches gleich einem verwüstenden Wetterschlage das friedliche Stillleben dieses Hauses plötzlich vernichtet hatte. Kaum hundert Schritte vom Hause entfernt, hielt ein leichter Zweispänner, der sogleich, nachdem der Zahlmeister Andrä mit seinen Begleitern eingestiegen war, rasch den Weg nach Murnau rollte.

III.

Das Bewußtsein auf dem Boden eines Vulkans zu stehen, welcher durch eine gelegentliche Eruption den darauf Fußenden in den Abgrund zu begraben drohte, war für Karl Theodor und seine Vertrauten ein so sehr ängstigendes, daß sie kein Mittel unversucht ließen, dieser Gefahr zuvor zu kommen. Das Beispiel Frankreichs, dessen Volk statt der Freiheit nur die Rache gefunden — denn wer konnte von Freiheit sprechen, wo die blutgierigsten Tyranneien ein Schreckenssystem über alle verhängt hatten, welche nicht in das wahnsinnige Vernichtsgeschrei aller Vorrechte und derer Besitzer stimmten? — mußte in einem deutschen Lande, in dem die roheste und zugleich habsüchtigste Willkührherrschaft Platz gegriffen, ein Echo finden. Die Unzufriedenheit in Baiern wuchs von Tage zu Tage und die üble Stimmung gegen den Kurfürsten, dessen Hand schwerer als je auf dem Volke ruhte und

dessen Vertraute schaamloser als früher sich zu bereichern suchten, gab sich in einem eclatanten Akte des münchener Magistrats kund.

Graf Rumford nämlich, welcher in Wahrheit viel Segensreiches mittels Wohlthätigkeitsanstalten und Verschönerungen für die kurfürstliche Residenz gewirkt hatte, ließ die Bürgerschaft zu einer Dankadresse an den Kurfürsten dafür auffodern. Unter den Bürgern jedoch fand sich gegen dies Ansinnen ein bedeutender Widerwille und der Magistrat fühlte sich in seinem Rechte als einziges rechtmäßiges Organ der Gemeinde zu sehr verletzt, um nicht dagegen aufzutreten. Wie konnte ein Fremder über das, was die Bürgerschaft thun sollte, bestimmen? Es war ein Eingriff, der abgewiesen werden mußte, wollte man nicht durch eine unverantwortliche Gefügigkeit sich selbst fürs Künftige die Hände binden. Ein heftiger Streit entspann sich deshalb. Der Kurfürst, dem es hinterbracht wurde, sah eine offenbare Auflehnung gegen seine Person darin und schritt gewaltsam ein und zwar in einer Weise, welche in die Herzen der Bürger seiner Hauptstadt einen bösen Groll warf. Auf seinen Befehl wurde der Magistrat nicht nur abgesetzt, sondern mußte auch vor des Kurfürsten Bildniß knieend Abbitte thun.

Dieses im December 1790 vorkommende Ereigniß entfremdete ihm die Bürger Münchens und überhaupt das Volk noch mehr, als dies durch den bisher schon ausgeübten Druck geschehen war und im Stillen sehnte man sich nach einem Wechsel der Regierung und, wie sich von selbst versteht, der Person des Regenten. Die Ueberzeugung, daß es nicht viel schlimmer werden könnte, selbst wenn ein Karl Theodor ähnlicher Fürst an dessen Stelle träte, machte allmälig die Runde und die Blicke richteten sich nach dem kleinen Zweibrücken, dessen Herzog Karl, der nun kinderlose, daselbst eine arge Wirthschaft trieb und seinem kleinen Staate ein Tyrann en miniature war. Freilich war der in Aussicht stehende Anfall Baierns an den Zweibrückener Herzog Karl kein Glücksfall, nur ein Wechsel zu nennen, aber es knüpfte sich daran doch eine schöne Hoffnung. Der wilde Karl hatte einen Bruder, den Prinzen Max von Zweibrücken-Birkenfeld, welcher allgemein als ein leutseliger und gütiger Fürst gerühmt wurde. Gelangte nach seines ältern Bruders Tode die Regierung Pfalzbaierns an ihn, so standen dem Lande und Volke Tage bevor, welche den dem Letztern geschlagenen Wunden als Balsam zur Heilung dienten. Freilich war diese Hoffnung nur noch ein Luftschloß, welches durch ungeahnte Begebenheiten

mit Einem Hauche auseinander geblasen werden konnte; aber sie beschäftigte doch viele Gemüther und pflanzte sich fort von Mund zu Mund, natürlich in der Stille, denn der Verrath des laut gewordenen Gedankens an einen solchen Wechsel in der Person des Regenten würde schwere Ahndung gefunden haben.

Von Tag zu Tage begann Karl Theodor's Regiment härter gefühlt zu werden. Autokratisch-willkürlich hemmte er durch Cabinetsbefehle den Lauf der Justiz, sodaß seine Unterthanen, denen kein Recht in Klagesachen gegen die augenscheinlichsten Ungerechtigkeiten gesprochen werden sollte, beim Reichskammergericht Mandate dagegen auswirken mußten. Ganz mit Kaunitz' Ansicht, daß man den Krater in Frankreich in sich selbst verzehren lassen solle, übereinstimmend, war er jedoch gegen jeden Reichskrieg gegen Frankreich. Vielleicht ging diese Klugheit weniger aus seiner eigenen Erkenntniß der Dinge jenseits des Rheines hervor, als aus der Befürchtung, daß ein solcher Anstoß von den übelsten Folgen hinsichtlich der ansteckenden Ideen, die sich auf französischer Erde in Mord und Blutvergießen Luft machten, sein könnte. Um jede Berührung mit Frankreich zu meiden, ließ er keinen Emigranten sein Land betreten und die strengste Censur überwachte jedes einheimische wie ausländische literarische Erzeugniß.

Die Thätigkeit der von dem Edlen von Lippert geleiteten geheimen Inquisition verbreitete überall Schrecken. Niemand wußte sich mehr vor Spähern und Denuncianten sicher, wohl besoldete heimliche Horcher und Angeber schlichen sich in die Familien ein und der geringste Anlaß zum Verdacht hinsichtlich unliebsamer Ideen war hinreichend, um die rechtlichsten Männer ins Gefängniß zu bringen. Die Heuchelei allein trug den Sieg davon und befand sich wohl in einer Zeit, wo so Viele unter himmelschreienden Ungerechtigkeiten dulden mußten.

Am Hofe selbst hatte ein Wechsel in der Person des Chefs der östreichischen Gesandtschaft stattgefunden und niemals hatte das wiener Cabinet eine so gute Wahl seines Repräsentanten am münchener Hofe getroffen, als jetzt, wo Graf Joseph Seilern an Stelle des Grafen Lehrbach getreten war. Im Verlaufe der Zeit hatte sich der Letztere beim Kurfürsten so unliebsam gemacht, daß fast gleichzeitig mit Kaiser Joseph's II. Tode das wiener Cabinet, welches seine Hoffnungen auf ein Arrangement, durch Baierns Besitz sich zu vergrößern, als den rothen Faden im Auge behielt, der unter allen Umständen zu verfolgen und wo möglich zu realisiren sei, die Abberufung Lehrbach's verfügte, damit das Stadium der Abneigung

des Kurfürsten gegen den Genannten nicht zu lange andauere.

Sein Nachfolger, Graf Seilern, warf Vorzüge in die Wagschale, die ihn zu einem intimen Freund Karl Theodor's erhoben. Durch seine Gemahlin, eine Fürstin von Oettingen-Spielberg, war er der Schwager des Fürsten von Bretzenheim, des natürlichen Sohnes Karl Theodor's geworden, und diese Verwandtschaft verlieh ihm schon einen sehr überwiegenden Einfluß bei dem Durchlauchtigsten Herrn. Außerdem erfreute sich der neue Gesandte noch verschiedener anderer Eigenschaften, welche ihn nicht nur dem Kurfürsten, sondern auch jener hocharistokratischen Partei sehr angenehm machten, welche mit ihren Sympathieen für Oestreich gern kokettirte und bisher durch die Unliebsamkeit, in der sich Seitens des Kurfürsten Graf Lehrbach befunden hatte, sich in die Unfähigkeit versetzt sah, das Uebergewicht in den Parteiströmungen zu behaupten.

Graf Seilern besaß vorzüglich jene Tugend, die ihm die Geistlichkeit zu Freunden machte. Er war der andächtigste Staatsmann, welcher nur je gefunden werden konnte und seine Wahl zum Gesandten am münchener Hofe sonach ein Meisterstück der Menschen- und Verhältnisse-Kenntniß des Nestors der europäi-

schen Diplomatie, des alten Kaunitz, welcher in dieser Beziehung den Anspruch auf den Ruhm sich erworben, der Erste gewesen zu sein, der das homöopathische Grundprinzip „Gleiches mit Gleichem zu bekämpfen" in die Politik einführte. Bei so viel Andacht war es unmöglich, daß Graf Seilern ein offener Kopf, ein gedankenreicher Staatsmann sein konnte, aber er besaß jenen dunklen Instinkt, der ihn wie den Hirsch in der Wildniß zur Quelle, zur Erreichung seines ihm gesteckten Zieles leitete. In seiner geistigen Beschänktheit, die einer seiner Biographen als „büffelartig" bezeichnet, verfolgte er unverrückt den Endpunkt seines Strebens, welcher für Alle, die nur sehen wollten, ziemlich offen am Tage lag, nämlich Baiern zu einer östreichischen Provinz zu machen. Getragen von der Junker- und Priesterpartei Wiens und überhaupt Oestreichs, fand er in München ganz dieselbe Gesellschaft, wenn auch durch andere Personen gebildet, wieder, und die gelegentlichen Feste seines Hôtels vereinten die Mitglieder der östreichisch gesinnten Partei in Masse. Die Patrioten sahen sich von dieser geschlossenen Phalanx zum Weichen und zum Abwarten genöthigt.

Der 14. Juli des Jahres 1792 gab dem Grafen Seilern Anlaß, ein glänzendes Fest zu arrangiren, denn an diesem Tage fand die Kaiserkrönung seines

Gebieters, Franz' I., statt, welcher nach seines Vaters Kaiser Leopold's II. Tode, fünf Monate früher, die Regierung angetreten hatte. Der bairische Adel aller Classen war dabei vertreten und Karl Theodor selbst erschien zum Feste, mit ihm seine Familie, wie sein Sohn, der junge Fürst Bretzenheim nebst Gemahlin, und die Schwiegersöhne des Durchlauchtigsten Herrn mit ihren Gemahlinnen insgemein genannt wurden.

Wer hätte zweifeln können, daß Oestreich in Baiern en vogue sei! Der Kurfürst unterhielt sich lebhaft und mit allen Zeichen großer Zuneigung mit dem Grafen Seilern, man sah, wie der Kurfürst ihn unter den Arm faßte und durch die anstoßende Galerie von Zimmern promenirte; ein zärtlicheres Einverständniß mit dem Grafen konnte von Seiten des Durchlauchtigsten Herrn nicht an den Tag gelegt werden. Seine Stimmung war eine außerordentlich heitere und als er die Reihen der Damen durchwandelte, schien seine längst entflohene Jugend wieder aufzuglühen in den freundlichen Grüßen nach links und rechts hin. „Ah, mein Lieber", . . . sagte er zu Graf Seilern . . . „ich komme mir jetzt zuweilen wie der Winter vor, dem die Lebenslust ausgegangen ist, die er in seinem einjährigen Dasein, als Lenz, Sommer und Herbst vor Gott und aller Welt bezeigt hat. Jetzt sind mir nur freundliche Grüße

an die reizenden Blumen geblieben, die in Fülle der Jugend und Schönheit unser Frühlings- und Sommerleben, ja selbst noch hin und wieder unsern Herbst verherrlichen, das Herz ist ausgebrannt, der Schnee auf dem Haupte mahnt uns, daß wir aus der Mode sind. Nun, nun, es ist dagegen nichts zu machen, wir müssen diese temps passés wie gute Erinnerungen in schlechten Tagen betrachten, wie die letzten Tropfen Oel, welche den verglimmenden Docht einer Lampe oft noch sparsam nähren.

„O, kurfürstliche Durchlaucht, das sind Passionsgedanken für die Fastenzeit", entgegnete Graf Seilern.

„In Wahrheit, lieber Graf, Sie haben da eine prächtige Bezeichnung für das Winterleid unseres Lebens gebraucht. Ja, ja, es ist eine Passionszeit, man kann sie nicht treffender markiren. Aber was verhandelt man dort? Ich sehe den ehrenfesten Sir Thomas Walpole, den Grafen Brühl und den Grafen Riancour mit Damen in eifriger Unterhaltung."

„Meine Gemahlin hat einen Damenkreis um sich gesammelt, wie ich sehe, und die Herren scheinen einen wichtigen Gegenstand zu besprechen. Seine Excellenz der englische Gesandte ist ungewöhnlich lebhaft ... es ist sonst seine Manier nicht. Beliebt es Ew. Kurfürstliche Durchlaucht, sich hinzubegeben?"

Ein Kopfnicken des Kurfürsten deutete sein Verlangen an, von dem Gegenstand dieser so eifrigen Unterhaltung sich zu unterrichten. Als er mit Graf Seilern näher gekommen, erlitt der lebhafte Discours Unterbrechung, die Cavaliere traten zurück, um dem Durchlauchtigsten Herrn freien Raum zu geben. Gräfin Seilern und ihre Schwester, die Fürstin Bretzenheim, hatten einen kleinen Damencercle um sich versammelt, den die hochgestelltesten Herrn des Hofes und die Koryphäen des diplomatischen Corps umstanden. Man sah da die erlesensten Damentoiletten und die glänzendsten Uniformen. Die Damen erhoben sich beim Herantreten des Kurfürsten, der sie begrüßend, die Bitte aussprach, ihn nicht durch diese Huldigung von dannen zu scheuchen, und auf seinen Wink nahm man die Sitze wieder ein.

„Ew. Durchlaucht werden die Gnade für uns haben, einen Richterspruch, ein Urtheil in einer Angelegenheit abzugeben, über welche unsere Meinungen so sehr verschieden sind, daß keine Einigung unter uns abzusehen ist. Nur Ew. Durchlaucht als Mäcen der Kunst und Kunstkenner vermögen eine solche herbeizuführen und wir bitten unterthänigst um Allerhöchstdero Entscheidung“, sprach Gräfin Seilern.

„Frau Gräfin, Sie verstehen es, meine Neugier

rege zu machen", antwortete der Kurfürst ... „also ein Disput über Kunst? ... „nun, das schlägt allerdings in mein Fach", fügte er lächelnd hinzu .. „ich habe der Kunst jederzeit meine Huldigungen dargebracht, da sie eine Verschönerin unseres Lebens ist. Was betraf es."

„Die Rede kam auf die Malerei und Seine Excellenz, Graf Riancour, war der Ansicht, daß ein Maler eben nur ein Maler sein, aber sonst keine in andere Gebiete, wenn diese nämlich außerhalb des Bereichs von Kunst und Wissenschaft lägen, eingreifende Eigenschaften besonders entwickeln könne, was Baron Ritter bestritt, indem er uns eine hübsche Anekdote vom Fürsten Kaunitz und dem Grafen Casanova zum Besten gab."

„Ich wünschte diese zu hören", sprach der Kurfürst mit einem Blick auf seinen ehemaligen Gesandten am wiener Hofe, den Baron Ritter, der nach einer Verbeugung Folgendes erzählte: „Eines Tages traf ich, zum Diner bei dem Fürsten geladen, den Grafen Casanova daselbst, der seit seiner Anwesenheit zu Wien dessen fast täglicher Gast war. Die Unterhaltung wurde durch den genannten Grafen außerordentlich belebt und wendete sich unvermerkt dem Gebiete der Schönen Künste zu; namentlich war es die Malerei und

deren berühmte Meister, welche das Interesse in Anspruch nahmen. So kam die Rede auf Rubens, welcher, wie Casanova sagte, nicht nur mit dem Pinsel, sondern auch mit der Feinheit seines Geistes excellirt und den Frieden zwischen Spanien und England vermittelt, überhaupt ein für die Politik bewunderungswürdiges Talent besessen habe. Fürst Kaunitz liebt es, zuweilen absichtlich die Begriffe zu verwechseln, um Die in Verwirrung zu bringen, mit denen er sich unterhält. Er fragte also den Grafen, als befände er sich in einem Irrthume: «Rubens war also ein Diplomat, der sich mit der Malerkunst amüsirte?» worauf er die Antwort erhielt: «Nein, Durchlaucht, er war ein Maler, der sich den Diplomaten zu machen amüsirte.» Fürst Kaunitz fragte nichts mehr und wir Anwesenden hatten Mühe, das Lachen über die kleine Schlappe zu verbeißen, die er sich selbst zugezogen hatte."

„Sehr gut, sehr 'gut, der alte Herr hatte auch alle Ursache zu schweigen", stimmte der Kurfürst lächelnd bei. „Nun, Frau Gräfin, das Weitere bitte ich."

Gräfin Seilern erklärte, Sir Walpole, der englische Gesandte, habe sich in gleichem Sinne wie Graf Riancour, der Gesandte Sachsens, geäußert und gemeint, es sei eine Seltenheit, wenn ein Maler auch

für einen außer dem Gebiete seiner Kunst liegenden Beruf Genie habe, dagegen wäre es bei Männern der Diplomatie gar nichts Ungewöhnliches, daß sie auf dem Felde der Künste und Wissenschaften sich eben so die allgemeine Bewunderung zu erwerben wüßten, wie in ihrem Lebensberufe. Er, Sir Walpole, wolle nicht erst der Staatsmänner gedenken, die sehr gute Dichter gewesen wären, jetzt zum Beispiele mache der kurfürstlich pfalzbairische Gesandte zu London, Graf Sigismund Haslang, durch sein Malertalent großes Aufsehen."

„Höre ich gern, sehr gern", sagte der Kurfürst mit einem Blicke und einem gnädigen Kopfnicken nach Gräfin Rahel Haslang hin.

„Wollen Ew. Kurfürstliche Durchlaucht eine gnädigste Entscheidung fällen, wer von beiden Theilen Recht habe?" fragte Gräfin Seilern. „Madame, Sie versetzen mich auf einen Standpunkt, welchen ich nicht anders als Parteifreund Sir Walpole's vertheidigen kann", entgegnete der Kurfürst. „Einzelne Beispiele entscheiden nie, weil sie zu den Ausnahmen gehören, man muß daher das Ganze ins Auge fassen, und unbeschadet meiner besondern Zuneigung für Kunst und Künstler, bin ich der Ansicht, daß eher jeder andere Beruf im Leben geeignet ist, seinen Inhaber

nebenbei den Ruhm eines Künstlers als außergewöhnliche Glorie erringen zu lassen, als der Beruf des Künstlers selbst demselben die Anwartschaft auf eine Anerkennung im umgekehrten Falle zu erschließen. Künstler leben in einer Welt der Phantasie, die in den meisten Fällen sie andern Richtungen entgegengesetzter Natur entzieht. Nehmen wir das zunächst liegende Beispiel an, welches Graf Haslang, mein Gesandter zu London, gibt, so finden wir es als Beweis, wie ein Diplomat, dem Drange seines Herzens zufolge, sich aus den kalten nur den Geist beschäftigenden Kreisen der Politik in das lebenswarme Reich der Kunst mit Vortheil flüchten kann, während der Künstler von Beruf, wenn nicht ein ganz besonderes und seltenes Talent für oft trockene, ja sogar widerwärtige Studien ihn treibt, nur mit dem größten Schaden für seine Kunst einer solchen Erholung sich hingeben dürfte.“

Man wußte, wie gern sich der Durchlauchtigste Herr in Unterhaltungen erging, welche dies Thema betrafen, und huldigte natürlich dieser seinem hochgebildeten Geiste entsprechenden Neigung nach Kräften, indem man Meinungen aussprach, an welchen er seine in diesem Gebiete des Wissens geläuterten Ansichten anknüpfen konnte. Bei einem Fürsten in so bedeutend vorge-

rückten Altersjahren wie Seine Durchlaucht gehörte es zu den freudigen Erinnerungen, über diesen Gegenstand zu sprechen. Sein vieler Umgang mit Künstlern und Gelehrten hatte ihn zu einem ziemlich gediegenen Urtheile über Künste und Wissenschaften befähigt, und in den Stunden, wo er sich mit Vorliebe diesen höhern und dem ihn umgebenden Treiben enthebenden Anschauungen überließ, hatte der Stolz auf die Vorrechte seiner erlauchten Abstammung und die Härte, welche gleich tiefeingefressenem Roste seinen Charakter trübte, der unter andern Verhältnissen als die seiner erhabenen Stellung, die, würdig auszufüllen, man ihm Gewalt und Willkühr als einziges Mittel gelehrt hatte, ihm den Ruhm eines erleuchteten und wohlwollenden Privatmannes erworben haben würde, keinen Anspruch auf ihn. Er war liebenswürdig in diesem Heraustreten des edlern Theils seines Selbst aus dem vielen unedlen Beiwerk, zu dessen Erwerb nicht nur die im Staube kriechende, niederträchtige Unterwürfigkeit feiler Höflinge ihm bereitwilligst Vorschub geleistet, sondern woran auch die von den fürstlichen Mitgenossen seiner Zeit gegebenen übeln Beispiele den größten Antheil hatten. Man konnte von ihm sagen, er sei ein im Schliff verdorbener Edelstein.

Gräfin Seilern, deren Erziehung eine jener we-

nigen glücklichen gewesen, wo eigene Neigung mit dem für sie gewählten Bildungsgange trefflich harmonirte, verstand es, den Kurfürsten in der einmal bei ihm angeregten Stimmung zu erhalten, da er sich wohlthuend von ihren Aeußerungen über Künste angesprochen fühlte. Bald sah man ihn in eine alle andern Personen ausschließende Unterhaltung mit ihr und Gräfin Rahel Haslang vertieft. Gräfin Seilern bemerkte zufällig, daß es zu bedauern sei, an Bildern oft nur das Technische, die correkte Ausführung, den Glanz und die Pracht des Colorits, die täuschende Wiedergabe von Gegenständen, die man kenne, bewundern zu können, indem der von dem Maler gewählte Vorwurf seines Bildes sonst kalt lasse und selbst alle Erklärung, was er damit zur Anschauung habe bringen wollen, das Interesse nicht stärker zu fesseln im Stande sei. „Man blickt sie an, man erstaunt über die Gewalt des Meisters in Führung seines Pinsels; jede Figur hat ihren zum Ganzen stimmenden Ausdruck, aber man kann sich trotzdem nicht so hineindenken, wie man sich eigentlich in jedes Bild denken muß, wenn es seines Daseins Zweck nicht verfehlen soll, denn Bilder sind doch nur sinnliche Unterlagen für unsere Phantasie, in nicht wenig Fällen auch für Geist und Herz. Woher mag dies

Fernbleiben des Verständnisses kommen?“ fragte Gräfin Seilern am Schlusse ihrer Rede.

„Madame“, entgegnete der Kurfürst ... „Ihre Bemerkung ist eine ebenso treffende als Sie ehrende. Um das Fernbleiben des Verständnisses, lassen Sie mich sagen, der wahren Liebe zu einem Bilde zu verhüten, von uns selbst abzuhalten, dürfen wir über demselben nicht den Meister vergessen, der es schuf. In seinen Lebensverhältnissen, seinen Stimmungen, seinen Anschauungen in der Zeit, in der er malte und in deren Parteiungen und geistigen Kämpfen ,finden wir allein das richtige Verständniß zu seinen Bildern. Seine Bilder sind ihm aus dem innersten Herzen herausgewachsen und seine Sprache, sein Denken steht in Farben wiedergegeben vor uns. So müssen wir Bilder betrachten und dann tragen sie entweder den Typus einer Geschichte, die erlebt und empfunden worden ist oder sie sind die Schlüssel zu den Geheimnissen in des Malers Herzen. Unsere berühmtesten Madonnenbilder waren nicht selten die Zeugen einer schwärmerischen Liebe des Malers zu einer ihm bekannt gewordenen weiblichen Schönheit gewesen, und daß wir von ihnen uns hingerissen fühlen, ist der Beweis, wie sein Pinsel dem Original, das ihm in Aug' und Herz lebte, und welches seine schwunghafte

Phantasie noch mehr verherrlichte, idealisirte, ein Leben im Andenken der Nachwelt zu geben wußte. Wir lieben es, wie er, wir bewundern dessen reine edle Züge, den Ausdruck des frommen zum Himmel erhobenen Blickes, wir fühlen uns gefesselt von derselben Schönheit, die ihn fesselte. Meist ist es auch so mit den historischen Bildern, ja selbst die Landschaftsmaler setzen in ihren Bildern jenen Orten, wo sie sich glücklich fühlten, wo Natur und Menschen gleich freundlich sie angesprochen, Monumente, deren Werth nur der versteht, welcher des Malers Stimmung in der Zeit, als er sein Bild malte, kennen gelernt hat."

Es entging dem Kurfürsten nicht, daß Gräfin Rahel's Gesicht bei dem Schlußsatze seiner Erklärung von einem Schatten überflogen wurde und ihre Blicke sich zu Boden senkten. Diese Bemerkung befremdete ihn, da er derselben keine Ursache unterlegen konnte; aber er schwieg darüber. Die Unterhaltung wurde wieder allgemein und der Kurfürst fand Gelegenheit, ehe er den Damenzirkel verließ, einige Worte an Gräfin Rahel zu richten.

„Ich freue mich, Frau Gräfin, Sie der Gesellschaft zurückgegeben zu sehen", sagte er . . . „wenn ich nicht irre, ist es das erste mal, daß Sie wieder öffentlich erscheinen. Die lange und schwere Krankheit

der Gräfin Haimhausen hat Sie unsern Hofregionen gänzlich entfremdet, aber ich erwarte, daß der Präsident dafür nun nicht ermangeln wird, Sie zu einer regen Theilnahme an unserm Residenzleben anzueifern und meine Auffoderung dazu in Ihren Neigungen einer gern bereitwilligen Folge begegnet."

„Kurfürstliche Durchlaucht, ich hoffe, in der friedlichen Stille des Landlebens meinem durch die zwei erlebten Todesfälle tief ergriffenen Gemüthe wieder jene Spannung zu geben, deren ich so sehr bedarf. Auch empfinde ich die Sorge für meine kränkliche Tochter zu lebhaft, um den Vortheil zu übersehen, welchen der Aufenthalt in der frischen gesunden Waldluft derselben bringt. Der alte gute Präsident bedarf nun auch einer Seele, die ihn pflegt, er steht in seinem hohen Alter allein und ist nicht mehr für die lauten Freuden des Lebens, das, wie er selbst sagt, bei ihm zum letzten Abschnitt gelangt ist", entgegnete Rahel.

„Das heißt mit wenigen Worten, Sie schlagen mir meine Auffoderung ab", sprach der Durchlauchtigste Herr ... „ich kann leider nichts dagegen thun. Es würde etwas anderes sein, wenn der Graf, Ihr Gemahl, da wäre. Ah, der Arme, ich beklage ihn, daß er von Ihnen getrennt leben muß, es wird ihm manches Leid verursachen, aber seiner eigenen Ehre wegen kann

ich ihn noch nicht von seinem Gesandtenposten abrufen, man würde darin einen Beweis seiner Unfähigkeit entdecken wollen und ich darf ihn einem solchen Verdachte nicht aussetzen, da er ein treuer zuverlässiger Staatsmann ist, der sich am Hofe zu London der höchsten Achtung erfreut. Sie wünschen freilich, daß Ihre Trennung von ihm aufgehoben sein möchte, ich kann mir das denken."

„Ja", sagte Gräfin Rahel leise.

Der Kurfürst war erstaunt, eine so zweifelhafte Zustimmung zu hören. Er schwieg einige Sekunden; dann fragte er eben so leise: „Sie sind nicht glücklich mit Ihrem Gemahle, Gräfin?"

Ein sichtbarer Schreck durchzuckte Rahel. „Um Gott, kurfürstliche Durchlaucht, welche Vermuthung!" rief sie halblaut.

„Ich wünsche mich getäuscht zu haben", sprach der Durchlauchtigste Herr gütig und verließ sie mit einem freundlichen Kopfnicken. Rahel blieb einige Augenblicke vor sich hinsinnend stehen und seufzte dann: „Wie wenig sind wir Meister unserer Empfindungen!" dann ging sie durch den Saal. Man glaubte, sie suche den Präsident und deutete ihr an, er sei nach dem Büffetzimmer gegangen. Sie wäre jetzt am liebsten weit weg von hier gewesen. Des Kurfürsten Erklärung,

daß man nur erst dann das rechte Verständniß eines Bildes gefunden habe, wenn man mit den Lebensverhältnissen und den Stimmungen des Malers vertraut sei, hatte ihr als unwiderlegliche Wahrheit tief in die Seele geschnitten. Ihres Gemahls Landschaftsbilder aus dem Hochland und namentlich vom Staffelsee hatten erst dann ein Verständniß bei ihr gewonnen, als sie sein Geheimniß erfuhr. Sie litt unendlich unter diesem Bewußtsein, doch Niemand erlangte über den Zustand ihres Gemüthes eine Kunde.

Der nur um einen Tag später sich ereignende Tod ihrer mütterlichen Freundin, der Herzogin, schien Jedem der Anlaß ihrer Gemüthsverdüsterung zu sein, wenigstens überbreitete dieser gleichzeitige Todesfall ihren tiefen sorglich verborgenen Schmerz mit einem Schleier vor Jedermanns Auge. Der alte ihren leidenden Zustand sehende Präsident ließ nicht ab, ihr vorzustellen, daß sie in der Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse Gemüthsheilung finden würde, und da er nicht vergaß, ihre Sorge um die Kräftigung ihrer kleinen Claudia mit anzuregen, so hatte er die Freude, sie einwilligen zu sehen. Schloß Haimhausen nahm also sie und ihre Tochter auf und allmälig legte sich die friedliche Stille dieses Asyls heilend an ihr Herz. Ihr edler Charakter errang nach und nach

einen vollkommenen Sieg über die bittern und schmerzlichen Empfindungen, welche die Kenntniß des Geheimnisses ihres Gemahls in ihrem Herzen erregt hatte. Sie war mit sich selbst zu einem Abschluß gekommen: vollständiges Schweigen gegen ihren Gemahl über ihr Wissen seines Verbrechens, jedoch nie wieder eine nähere Vereinigung mit ihm. Wie sich der letztere Theil ihres Entschlusses werde ausführen lassen, wußte sie freilich noch nicht, für jetzt wenigstens war sie darüber beruhigt, sie lebten ja getrennt voneinander.

Sigismund's Briefe athmeten die größte Besorgniß für sie und Claudia. Er sprach seinen Schmerz, nicht bei ihnen sein zu können, in wahrhaft rührenden Aeußerungen aus; Rahel nahm die Correspondenz, die durch ihre tiefe Gemüthserschütterung zwischen ihnen unterbrochen und vom alten Präsidenten ergänzt worden war, wieder auf. Kein Wort in ihren Briefen deutete irgend eine Bitterkeit ihres Gefühls an, ihr Entschluß zu schweigen, blieb unerschütterlich. Der Ton in ihren Briefen war der innige einer aufrichtigen Freundschaft und deshalb nicht geheuchelt, weil sie sich überzeugt hielt, daß Sigismund nur durch Zusammenwirken verschiedener Umstände zu dem Verbrechen geleitet worden, sein Herz selbst nicht zur Erzeugung eines Verbrechens geschaffen sei.

Zwischen ihr und Gräfin Haimhausen fand keine weitere Annäherung statt, als Höflichkeit und Sitte bedingten. Der alte Präsident sah das, fand es aber nur natürlich, daß zwischen Personen von so ungleichen Neigungen keine innigere Beziehung obwalten könne. War ihm doch selbst das geschraubte ceremoniöse Wesen seiner Gemahlin nicht wenig lästig! — Claudia's Kräftigung schritt nur langsam vor, das zarte Mädchen trug vor wie nach die Blässe der Blutarmuth auf den Wangen. So waren fünfviertel Jahre vergangen, als die Gräfin Tante heftig erkrankte. Rahel pflegte sie mit jener Sanftmuth, welche der Grundzug ihres Wesens war. Dieser treue Beistand konnte auf das Gemüth der Kranken nicht ohne Wirkung bleiben, und dieselbe gab sich in kleinen Zeichen bei ihr kund, indem sie ihr zuweilen wie von einem unwillkürlichen Gefühl, das sie nicht nieder kämpfen zu können schien, bewegt die Hand drückte oder ihren Blick lange wie mit einem Ausdrucke von Ueberraschung auf ihr ruhen ließ. Sie verschied in den Armen Rahel's, ihr letzter Blick hing wie eine stumme Bitte an derselben.

„Mein Kind", sagte der ehrwürdige Präsident, als seine Gemahlin mit allen Ceremonien, die einer Verstorbenen so hohen Ranges gebührten, und ihr, hätte sie sie sehen können, sicher zur höchsten Befrie-

digung gereicht haben würden, in die Gruft gesenkt war . . . „du hast nun mich noch zu begraben, und von deinem Herzen erwarte ich, daß du so lange bei mir, dem Greise, aushalten wirst. Ich lasse dich nicht fort. Ich habe freilich eine Tochter und eine Enkelin, die Fugger-Zinnenberg, ja auch noch andere Verwandte, die Buttler-Haimhausen; aber sie sind mir entfremdet durch die Jahre. Sie werden Alle kommen, wenn ich die Augen zugethan habe, bis dahin aber bleibe du bei mir. Ein alter Baum und ein alter Mensch müssen besondere Pflege haben.

So übernahm denn Rahel, was sie bis dahin während der Krankheit der Gräfin Tante schon interimistisch gethan, die Leitung des Hauses. Wenn irgendein Umstand den alten Herrn an seine Gemahlin besonders lebhaft erinnerte, so war es ein von ihr kurz vor ihrer Krankheit von ihrem eigenen Vermögen verausgabtes Capital von 50,000 Gulden, das er wohl in ihrem Notizbuche eingetragen, aber auch nicht die Spur von der Art der Verwendung desselben aufgezeichnet fand. Er sprach zuweilen mit Rahel über dies Räthsel, für das er keine Auflösung zu finden wußte. Die Vereinsamung des alten Herrn begünstigte in der Art die längere Trennung zwischen Rahel und ihrem Gemahle, ohne daß Sigismund auf die

Vermuthung einer Weigerung von Seiten Rahel's, sich wieder mit ihm zu vereinen, hätte schließen können.

Das Trauerjahr war vorüber, und die Einladung des östreichischen Gesandten, bei dem von ihm zur Krönungsfeier seines kaiserlichen Herrn arrangirten Feste mit seiner Nichte zu erscheinen, konnte der alte Herr nicht ablehnen; überdies vermeinte er auch dadurch Rahel eine Zerstreuung zu gewähren, und so erschienen Beide wieder in dem Gewühl der großen Gesellschaft, der sie so lange entfremdet gewesen.

Gräfin Rahel sah sich auf ihrem Gange durch den Saal ungemein überrascht, als Gräfin Valeska Betschard ihr begegnete. Was das Gerücht über dieselbe ihr mitgetheilt hatte, war nicht anlockend für sie, deren Bekanntschaft zu erneuen. Man erzählte sich, daß Graf Bernard Chamisso in Bälde deren Gemahl werden würde, daß Gräfin Valeska ein sehr großes Haus führe und bei dem Kurfürsten neuerdings in Gunst stehe. Dies Gerücht stand in zu schreiendem Contrast mit dem Benehmen Valeska's, als sie zu Manheim Rahel besucht hatte, und war daher der Anlaß, daß die Letztere ihr auszuweichen versuchte; indeß Gräfin Betschard zeigte sich entschlossen, diese Begegnung zur Wiederanknüpfung der frühern Bekanntschaft mit ihr zu nützen, und ohne offenbare Be-

leidigung konnte Rahel sich deren freundlichem Herantreten an sie nicht entziehen.

„Sie sind wortkarg, düster gestimmt“, sagte Valeska zu ihr . . . „ach und Sie haben soviel Ursache heiter zu sein.“

„Ich habe zwei mich nahe angehende Todesfälle erlebt“, äußerte Rahel . . . „meine Heiterkeit ist dadurch auf langehinaus gestört.“

„Es mag sein, daß man durch Dergleichen sehr verdüstert werden kann“, nahm Valeska das Wort . . . „aber, Frau Gräfin, ich glaube doch die Ursache zu errathen, welche Sie mir gegenüber in diese Stimmung versetzt.“

Rahel war nicht im Stande, den Schreck zu verbergen, den die von ihr falsch aufgefaßte Bemerkung Valeska's in ihr Herz warf. Sie glaubte, die Letztere habe Kenntniß von dem wahren Grund ihres Kummers; indeß Valeska zerstreute diese Rahel ängstigende Vermuthung sogleich, indem sie weiter redete:

„Unsere letzte Begegnung in Manheim und meine jetzige Stellung scheinen nicht in Einklang miteinander zu stehen. Nicht wahr, Frau Gräfin, ich habe die wahre Ursache getroffen?“

„Ja“, antwortete die Gefragte, sich freier fühlend, da ihr Schreck sich als vergeblich erwies.

„Ich danke Ihnen für diese Aufrichtigkeit, und bitte Sie, den Schein nicht für Wahrheit zu nehmen, wenn er auch noch so sehr gegen mich spricht", sagte Gräfin Betschard vertrauensvoll. „Ach, wie glücklich sind Sie, daß Sie nicht wissen, welche Anstrengungen und welche Ausdauer erfodert werden, um vor sich selbst wieder die Achtung zu erringen, welche ein durch eigene und fremde Schuld entehrtes Leben uns raubte!"

„Ich verstehe Sie nicht, Valeska", antwortete Rahel.

„Ich glaube Ihnen das gern", sprach Jene ... „der Anschein streitet zu sehr gegen den Sinn meiner Aeußerung, als daß sie Ihnen verständlich sein könnte. Die Gunst des Kurfürsten hat mich jetzt wieder zum Gegenstand von Huldigungen gemacht, die ich verachte, weil sie nichts als traurige Lüge sind. Es ist keine Wahrheit unter diesen Leuten" — dabei überflog ihr Blick die Gesellschaft — „sie sind Windfahnen, die sich je nach dem Luftzuge bereitwillig um ihre Spindeln drehen. Frau Gräfin, wenn es Ihnen beliebte, mit mir eine kleine Promenade durch die Gesellschaft zu machen, Sie würden erstaunen über die Bezeigungen von Ehrerbietung, die man mir von allen Seiten zukommen läßt, weil man mein ehemaliges Verhältniß

zu Sr. Durchlaucht wieder fest basirt glaubt. Und doch bin ich ihm nichts mehr als die Mutter seines Kindes. Mit Eclat mußte ich vor Jahren diesen Hof verlassen, entehrt, preisgegeben dem Spotte desselben und der Verachtung dieser heuchlerischen Menschen; jetzt habe ich nur noch die Mission zu erfüllen, mit Eclat von diesem Schauplatze wieder abzutreten. Indem ich diese mir selbst gestellte Aufgabe allmälig der Lösung zuführe, gewinne ich die Achtung vor mir selber wieder und räche die in mir so tief beleidigte weibliche Ehre."

Valeska's Antlitz, in welchem sich der Reiz der Jugendfrische kaum merklich verändert hatte, sah bei dieser Erklärung so ernst aus, daß Rahel in diesem Ausdrucke die Wahrheit ihrer Worte erkannte.

„Ich weiß nicht, was Sie unternehmen wollen, Valeska, aber es klingt als hätten Sie ein gefährliches Spiel begonnen", sagte sie.

„Einst hielten Sie mich Ihrer Freundschaft würdig, Frau Gräfin", sprach Valeska; „o, damals war ich recht glücklich! Ich bedurfte ein Herz, das mich liebte, das mich leitete, und ein solches Herz hatte ich in Ihnen gefunden . . . ich denke oft daran. Jene Stunden, welche ich bei Ihnen im Palais der verstorbenen Frau Herzogin verlebte, sind die besten mei-

nes Lebens und Erinnerungen, die um so fester in meinem Gedächtniß wurzeln, als ich sie in den Tagen meiner Verblendung vergessen zu haben schien; jetzt sind sie meine Stütze, mein Schutz. Ich hoffe, daß auch Sie, Frau Gräfin, sich einst noch freuen werden, mir diese Stunden der Freundschaft gewidmet zu haben.“

Die Sprechende ließ zufällig den Blick über die Gesellschaft schweifen und sagte dann leise: „Man bemerkt uns . . . wir müssen uns trennen. Frau Gräfin, gedenken Sie mild der reuevollen Magdalene. Es gab bisher zwischen uns keinen schicklichen Anknüpfungspunkt seit jener Stunde zu Manheim; aber seien Sie versichert, daß ich damals im vollen Drange des Herzens Sie suchte und diese Stunde ihre Früchte tragen wird.“

Somit schloß Valeska diese Begegnung, indem sie sich mit einer flüchtigen Verbeugung von Rahel verabschiedete.

Gewiß gehörte es zu den ungewöhnlichen Erlebnissen, an einem Orte, der nur der Fröhlichkeit gewidmet war und an welchem der Flitterglanz des Reichthums und des Wohllebens seine Herrschaft unbedingt ausübte, zur Theilnahme an einem so tief ernsten, die verborgensten Seiten des Frauenherzens

betreffenden Gespräch sich unerwartet geleitet zu wissen, und Rahel fand sich in der That auch außerordentlich davon angeregt; aber es war kein unangenehmes Gefühl, welches sie darüber empfand, im Gegentheil stimmte das Bewußtsein sie freudig, in Valeska keine Verlorene zu sehen. Die Letztere war ein vollkommen von dem ihrigen verschiedener Charakter; Rahel glich der Blume, die bei rauher Berührung ihren Kelch schließt; Gräfin Betschard entbehrte diese Empfindsamkeit, die ihr innewohnende Energie blieb unter allen Umständen der Grundton ihres Wesens, dem auch ihr Thun jederzeit Rechnung trug. In dieser Selbstkräftigkeit ihres Charakters beruhte sonach die Möglichkeit, sich zu beherrschen, und daß sie dies vermochte, bewies sie gleich nach der Begegnung mit Gräfin Rahel, als der Geheimrath Graf Bernard Chamisso ihr entgegentrat und lachend fragte:

„Nun, meine Gnädige, darf ein sündiges Menschenkind es noch wagen, Höchstdero Heiligkeit zu nahen? Frau Gräfin Haslang hat Sie gewiß auf eine Stufe im Himmelreich erhoben, auf die Unsereiner nach dem Tode nicht einmal Anwartschaft hat?“

„Getroffen, mein Bester“, lachte Valeska . . . „ah, Sie hätten unsere Unterhaltung mit anhören sollen, Sie würden wahrhaftig an mir und meiner

Lebhaftigkeit gezweifelt haben. Nun, als Intermezzo war der Dialog zwischen uns prächtig. Ich weiß auch gar nicht, welcher Muthwille mich antrieb, mit dieser Dame eine Conversation anzuknüpfen. Sie war auch danach; Madame redete von den Todesfällen, die sie erlebt habe, und in einem Tone wie der Prediger in der Wüste. Gewiß recht amüsant für Jemand, der gerade nichts Besseres zu thun weiß, als sich mit Sterbegedanken zu quälen. Die gute Dame ist nicht allein, wie Sie sie zuweilen zu bezeichnen pflegten, eine alttestamentliche Schönheit, sondern auch eine neutestamentliche, sie weiß sehr fromm zu reden, und unter uns gesagt, daß die Herzogin Clemens gestorben, ist für sie ein unersetzlicher Verlust, denn damals befand sie sich doch noch in dem Gleise des Hoftons, jetzt bei dem alten Grafen ist sie vollkommen verbauert."

Bernard küßte Valeska die Hand und rief lachend: „Sie sind göttlich, ma chère!"

„Bitte mir etwas Neues zu sagen, ich muß mich von dem Sterbesermon der Gräfin zerstreuen", scherzte Valeska, sich an seinen Arm hängend.

„Das Schicksal ist gütig genug, statt meiner dem Verlangen von Ihro Gnaden nach Neuem zu entsprechen", antwortete Bernard. „Die Frau Gesandtin

hat sich vorgenommen, die Gesellschaft mit lebenden Bildern zu erfreuen, und ich glaube, von ihrem Geschmack als Malerin läßt sich etwas Erträgliches erwarten. Dergleichen Unterhaltungen sind auch sehr nothwendig, wir würden sonst erstaunliche Langeweile empfinden, da dieses Fest den Vorzug eines Balles entbehrt. Ach, ein Fest ohne Ball ist ein krankes Leben. Wenn man dinirt oder soupirt hat, liegt Einem das Bedürfniß, zu unterhalten oder sich unterhalten zu lassen, wie ein Stein auf dem Herzen. Ist man nicht so glücklich situirt wie ich es bin, das heißt, lebt man nicht im Lichte eines Engels, wie ich dies Glück genieße, so ennuyirt man sich qualvoll."

„Der Engel bedankt sich, Herr Graf", lachte Valeska . . . „aber lassen Sie uns die Runde im Salon machen."

„Zu Befehl, meine Gnädige."

Am Arme Bernard's tändelte Gräfin Betschard mit so fröhlichem lachenden Muthe durch die Gesellschaft hin, als habe sie nie den ungünstigen Wechsel der Hofwitterung erfahren. In der Nähe des Kurfürsten hatten sich mehre seiner Vertrauten versammelt.

„Lassen Sie uns hier auf eine kurze Zeit vor Anker gehen", flüsterte Bernard seiner schönen Ge-

fährtin zu, die in den beiden Töchtern des Kurfürsten, den Gräfinnen von Leiningen-Guntersblum und von Holnstein, denen sich Damen der Adelselite angeschlossen hatten, Freundinnen fand, welche sie auffoderten, ihnen ebenfalls Gesellschaft zu leisten.

„Ich bin es gern zufrieden“, stimmte Gräfin Betschard bei, in einem ihr von einem Cavalier zur Verfügung gestellten Sessel Platz nehmend.

„Ich bleibe in Ihrer Nähe, um zu Ihrem Befehl zu sein, meine Gnädige.“ Mit diesen Worten trat Bernard zurück. Sein scharfes Auge hatte bemerkt, daß die beiden genannten Schwiegersöhne des Kurfürsten, deren Gemahlinnen Valeska in ihren Kreis gezogen hatten, sehr eifrig und, wie ihm dünkte, mit Bestürzung leise mit dem östreichischen Gesandten und dem Baron Ritter sprachen. Er trat zu ihnen.

„Denken Sie sich, lieber Chamisso“, sagte der alte Graf Guntersblum in sehr wichtigem Tone, Bernard in die Besprechung ziehend ... „soeben haben Se. Excellenz der Herr Graf Seilern von Wien eine Depesche empfangen, welche ziemlich sicher auf eine von Jemandem von unserm Hofe aus mit einer übel berüchtigten Persönlichkeit, dem Abbé Salabert, am zweibrückener Hofe geführte Correspondenz deutet, die, wie sich von selbst versteht, verfänglicher Natur ist. Sie

sehen uns in Bestürzung, theurer Geheimrath, um so mehr, als der verrätherische Correspondent eine Person sein muß, die — wie soll ich gleich sagen? — die an der Quelle zu schöpfen im Stande ist."

„Herr Graf", entgegnete der um diese Kenntniß Bereicherte . . . „ist es nicht möglich, daß diese Angabe auf einer Täuschung beruhe? Ich kann mir nicht vorstellen, daß bei unserm Untersuchungssystem, welches hinsichtlich der zur Post gegebenen Briefe so zweckdienlich arrangirt ist, eine derartige Correspondenz passiren könnte. Wäre die Möglichkeit erwiesen, würde schwere Verantwortung auf den Herrn Geheim-Referendar von Lippert fallen, und für die äußerste Wachsamkeit dieses eifrigen Staatsdieners möchte ich ohne Zagen Bürgschaft leisten."

„Andere Wege, mein Lieber . . . andere Wege, aber wer weiß welche! O, die von Wien aus an Se. Excellenz den Herrn Gesandten geschickte Andeutung der erwähnten Correspondenz ist von Paris aus dem kaiserlichen Cabinet angezeigt worden; man hat als Beweis für die unbezweifelte Richtigkeit eines derartigen bestehenden Geheimnisses auch Dinge mit einfließen lassen, die uns in Erstaunen setzen. Erinnern Sie sich, Theuerster, vor einigen Monaten tauchte die Ansicht im Geheimconseil auf, daß, wenn Ihro Durch-

laucht die Frau Kurfürstin, welche den Berichten ihres Leibarztes zufolge sehr kränklich ist, mit Tode abgehe, ein Heirathsarrangement zwischen unserm Durchlauchtigsten Herrn und einer östreichischen Erzherzogin getroffen werden müsse, um die Erbfolge dem Zweibrückener zu entreißen. Selbst der Name der zu dieser allerhöchsten zweiten Ehe bezeichneten Erzherzogin von Modena-Este ist am zweibrückener Hofe bekannt."

„Mein Herr Graf, ich erstaune", antwortete Bernard ... „es scheint mir undenkbar, daß ein solcher Verrath in Wahrheit existiren kann oder soll. Aus den Personen unsers Conseils ist Niemand solcher Schuld verdächtig, denn welcher Vortheil könnte Einem von uns von Zweibrücken geboten werden? Keiner. Und ich, mein Herr Graf, kann mich nie zu dem Gedanken verstehen, daß ein Verräther etwas ohne Vortheil thue. Vielleicht theilen der Herr Graf meine Ansicht."

„Eine sehr vernünftige ... ja, ja, ganz vernünftig; aber wie wäre es sonst zu erklären?"

Bernard zuckte mit den Achseln und antwortete nach einer Weile: „Dann könnte nur eine Person des östreichischen Gesandtschaftshôtels eine solche strafwürdige Verbindung unternommen haben."

Diese Aeußerung schien den Herren so pikant, daß sie wie versteinert einander anblickten; dieser in ihre Geister geworfene Gedanke war zu überraschend, als daß er nicht eine totale Herrschaft über sie hätte üben sollen.

„Aus meiner Kanzlei glaubt der Herr diese verrätherische Correspondenz hervorgegangen?“ fragte der Gesandte außerordentlich pikirt.

„Wenn Ew. Excellenz nicht eins der Conseilmitglieder Sr. kurfürstlichen Durchlaucht dieses abscheulichen Verbrechens zeihen wollen, so dürfte allerdings meine Ansicht nicht so ohne Weiteres abzuweisen sein“, entgegnete Bernard. „Im letztern Falle, ich meine, wenn das Vertrauen Ew. Excellenz zu Hochdero untergebenem Personal so sicher sein sollte, daß Ihnen der Verdacht gegen ein Subject unter demselben unstatthaft erscheint, so glaube ich als Mitglied des Conseils Sr. kurfürstlichen Durchlaucht und als Mann von Ehre Ew. Excellenz um die Bezeichnung Dessen unter uns, gegen welchen Hochderselbe einen Argwohn hegen, bitten zu müssen.“

Die energische Wendung, welche Bernard dieser odiösen Angelegenheit zu geben verstand, schlug die Sicherheit des Vertrauens des Gesandten auf die unerschütterliche Ehrenhaftigkeit seines Kanzleipersonals

vollkommen darnieder, und die Möglichkeit, daß von daher die böse Luft wehe, griff als ein rechtzeitig erscheinendes Auskunftsmittel schnell Platz bei den Herren. Nach längerer Besprechung über diesen höchst unliebsamen Gegenstand schüttelte Graf Holnstein Bernard's Hand und sagte:

„Mon cher ami, wir sind Ihnen den besten Dank schuldig, daß Sie uns eine Fährte erschlossen haben, an die wir nicht dachten. Sie haben ganz recht mit Ihrer Vermuthung, sie ist die einzige wahrscheinliche, und Se. Excellenz der Herr Gesandte werden sicher von nun an ein aufmerksames Auge auf Dero Personal richten.“

Lebhafte Bewegung unter der Gesellschaft, die sich allmälig im Salon versammelt hatte, deutete an, daß die von Gräfin Seilern zur Schau zu bringenden lebenden Bilder nun ihre Darstellung finden sollten. Zwei der Frau Gesandtin durch Verwandtschaft nahestehende Cavaliere, ließen durch ihnen folgende Lakaien die Sitze arrangiren, wodurch die Gruppen der sich Unterhaltenden aufgelöst wurden. Die Cavaliere geleiteten ihre Damen zu den für sie bestimmten Sesseln.

Man war mit Recht erwartungsvoll, da man bereits aus Erfahrung das Talent der Frau Gräfin Seilern auf diesem Gebiete der Kunst kennen gelernt hatte und

wußte, wie vortheilhaft sie alle Mittel, welche der Reichthum ihr in dieser Beziehung gewährte, zu benützen verstand, um etwas Schönes zur Anschauung zu bringen. Die in solchen Bildern sich verkörpernden Aeußerungen ihres feinen geschmackvoll gebildeten Geistes gehörten zu dem Glanze ihres hohen Hauses. Das kurfürstliche Hoftheater bot ihr dabei durch die Verwendung seiner vorzüglichsten Kräfte eine sichere Basis. Die Hoftheatermaler gaben mittels auf leicht zu wechselnden Rahmen gemalte passende Dekoration den zu stellenden Bildern die nöthige sinnliche Stütze für das Auge; die hervorragendsten Mitglieder der Hofbühne betrachteten es als eine Auszeichnung, sich bei den kunstsinnigen Arrangements der Frau Gräfin betheiligt zu wissen; der erste kurfürstliche Kapellmeister, der zum Hof-Kammerrath prädicirte Maestro Bernasioni, componirte die charakteristischen Begleitungsmusiken und Signor Verazi, der Hofpoet, übernahm persönlich den deklamatorischen Vortrag der zu den Bildern von ihm verfaßten, deren Sinn erläuternden Gedichte. Man hatte also die Ueberzeugung, etwas Gediegenes erwarten zu können.

Ein schwerer seidener in zwei Hälften zusammenstoßender Vorhang deckte den natürlichen Einfassungsrahmen, den die beiden mittelsten der vier die für das

Orchester bestimmte Galerie tragenden Säulen boten. Die Zwischenräume von diesen zu den andern Säulen waren mit einer den Wänden des Salons vollkommen gleichen Tapete verkleidet und somit der nicht allzu breite Raum unter der Orchester-Galerie gänzlich von dem Salon selbst abgeschlossen. Signor Verazi verkündete der Gesellschaft, daß sie vier Bilder und zwar: „Die Huldigung des Jupiter", „der Dreifußräuber Herkules", „Petrarca's, des gekrönten Dichters, Rückkehr zu seiner Laura", und „van Dyk's Abschied von seiner Liebe" zu erwarten habe, worauf sogleich das von Maestro Bernasioni selbst geleitete Orchester in gewaltig brausenden Klängen begann und der verhüllende Vorhang auseinander rauschte.

Sowohl in Verazi's erläuterndem Vortrag in Gedichtform wie in dem nun zur Schau stehenden Bilde „die Huldigung des Jupiter", sprach sich verständlich die Anspielung auf die am heutigen Tage stattgefundene Krönungsfeier des Kaisers Franz I. aus. Jupiter auf schimmerndem Wolkenthrone, in seiner Hand sein viel tausendjähriges Attribut, die Wage, haltend, neben ihm die beiden Urnen, in der einen das Gute, in der andern das Böse, theilt an die vor ihm flehend niedergeworfenen Sterblichen die Geschicke aus. Minerva, die Weisheitsgöttin, hat neben ihm Platz ge-

nommen und hinter ihm steht die verhüllte Gestalt des unbekannten, Alles lenkenden Schicksals. Und wie der Vorhang wieder zusammenrauschte und das sinnig arrangirte Bild verhüllte, gab es nur Eine Stimme des Lobes. Man unterhielt sich in der Zwischenpause mit größter Lebhaftigkeit und erst die gewaltigen Klänge des Orchesters und Signor Verazi's Erscheinen brachten Schweigen in die sehr angenehm angeregte Gesellschaft.

Der Dreifußraubende Herkules, eine Kraftscene aus dem Leben dieses fabelhaften Helden, drückte die Leidenschaft des Zornes im Herkules, das Entsetzen der Pythia, der weissagenden Priesterin, der der Lorberkranz zerrissen an der Seite des Hauptes herabhing, und die angstvolle Flucht der Delphischen Priester aus. Die Gruppirung dieser Figuren war so gelungen, daß der Kurfürst, als der Vorhang wieder zusammen gerauscht war, laut rief: „Bravo, Frau Gräfin, unübertrefflich schön!" Es bedurfte nur dieses Ausdrucks des Wohlgefallens des Durchlauchtigsten Herrn, um die hohe Gesellschaft zu einem Beifallssturm zu enthusiasmiren, und Graf Seilern hatte unter den ihn von allen Seiten überhäufenden Beglückwünschungen, der Gemahl einer so ausgezeichneten Dame zu sein, alle Ursache, des Verdrusses sich zu entschlagen, den ihm der vom Geheimrath Grafen Bernard Chamisso in die Seele

geworfene Verdacht der Untreue unter seinem Kanzleipersonal machte.

Das dritte Bild „Petrarca's Rückkehr zu seiner Laura", eingeleitet durch eine sanfte liebliche Musik, war eben so schön als tief empfunden. Der auf dem Capitol gekrönte Dichter legt seinen Lorberkranz zu den Füßen Laura's, des Ideals aller seiner Wünsche und Träume, der Sonne, die sein dichterischer Genius umschwebt, und von der durchflammt er sein Denken und Fühlen in süßen Sonetten aushaucht. Es war ein einfaches stilles Bild, das die Beiden boten, aber ein Bild voll Innigkeit, aus den Tiefen der Menschenseele entnommen, wenn sie in Stunden des Glückes sich zum Ausdruck der Verklärung erhebt.

Und wie der schwerseidene Vorhang zum letzten mal auseinander rauschte, öffnete sich dem Beschauer des Bildes ein Blick in das von Ehrsucht gefolterte und im Schmerz brechende Menschenherz. Jener kleine Liebesroman aus van Dyk's Leben, wo derselbe in der bescheidenen Dorfkirche zu Savelthem bei Brüssel das schöne Altarblatt „die Madonna" malte und entzündet von der Liebe zu einem reizenden Bauermädchen dies als Original der Madonna gewählt und sich selbst als Ritter St. Georg auf milchweißem Rosse gemalt hatte, aber von Rubens, seinem großen Meister, zum

Aufgeben seiner schwärmerischen Neigung zu der schönen Bäuerin ermahnt und von der Gier nach Ruhm und Ehre auf seiner Künstlerlaufbahn von der so heiß Geliebten flieht, war von der Frau Gräfin zum Vorwurf dieses Bildes genommen.

Die junge Bäuerin, vergehend im Schmerz des Abschiedes, der ihr nichts läßt als die Erinnerung an ihren nun verwehten Glückstraum und die von dem Theuren ihres Herzens gemalten Bilder, streckt zusammensinkend neben dem Bilde der Madonna, durch das der junge Maler sie und seine Liebe zu ihr verewigt hat, die Arme nach ihm aus, welcher in der Stellung eines Flüchtlings halb zurückgewendet, als stritten der Ruf der Ehre und der süße Ton der Liebe sich um den Vorrang in seiner Seele, sie verläßt. Und Signor Verazi, der Hofpoet, schien von dem Gedanken an den großen Schmerz der Verlassenen ergriffen worden zu sein. Sein dies Bild erläuternde Gedicht in Balladenform war von einer Wirkung, an die er im Schaffen desselben jedenfalls nicht gedacht hatte. Kaum hatte er die Schlußworte:

„Des Malers Abschied brach der Dirne Herz
Und niemals sah sie ihn im Leben wieder“

gesprochen, als ein Laut gleich dem letzten Aufschreiversuch eines Erstickenden durch den Salon schrillte.

Gräfin Rahel Haslang glitt, von einer Ohnmacht überrascht, von ihrem Sessel zu Boden. Mit dem Zusammenrauschen des das Bild verhüllenden Vorhanges entstand zugleich eine große Bewegung unter der hohen Gesellschaft. Der Kurfürst selbst gab das Zeichen des lebhaftesten Antheils an dem die Gräfin überkommenen Unfall; man trug sie sogleich in eins der Nebengemächer, wo sie sich bald erholte.

Nur Einer in der Versammlung ahnte, was die Gräfin angewandelt habe, da bei ihm selbst seltsamer Weise diese Malers Abschiedsscene eine Erinnerung an von ihm Erlebtes hervorgerufen hatte. Bernard combinirte ganz richtig, daß die Aehnlichkeit der Thatsache in dem eben geschlossenen Bilde und der Untreue ihres Gemahls gegen Miedei, seine Gattin, Schreck und Entsetzen über Rahel gebracht und sie diesem gewaltigen ihre Sinne betäubenden Eindrucke unterlegen wäre.

Die Rückkehr der Besinnung bei Rahel beruhigte die Anwesenden wieder. Der Kurfürst ließ Bernard zu sich befehlen.

„Sie sind des Grafen Haslang Freund, Geheimrath, kennen Sie das Verhältniß zwischen seiner Gemahlin und ihm?"

„Kurfürstliche Durchlaucht, es ist ein getrübtes",

antwortete Bernard zögernd, denn er konnte nicht errathen, wohin die Frage des Durchlauchtigsten Herrn ziele.

„Sie haben Recht, ich habe das mit Bedauern bemerkt. Welchen Grund hat diese Störung?“

Hätte der Kurfürst die Gabe der Allwissenheit besessen, er würde im Innern des von ihm Befragten den Schreck erkannt haben, welcher diesen im gegenwärtigen Momente ganz beherrschte. „Ich halte die Frau Gräfin für ... eifersüchtig“, antwortete Bernard.

„Dann sind beide Theile gleich sehr zu beklagen“, sprach der Durchlauchtigste Herr ... „ich kann mir nicht denken, daß Gräfin Haslang Ursache haben sollte, ihren Gemahl einer Schuld zu zeihen, die ... nun, ich wünschte Beide glücklich zu wissen, sie verdienen es. Man muß da helfen. Sie sind im Hause des Präsidenten erzogen, Geheimrath, es dürfte Ihnen leichter als jedem Andern werden, die Gräfin zu einer Aeußerung ihres gewiß nur geträumten Kummers zu bewegen. Forschen Sie ... ich erwarte mit Nächstem Ihren Rapport.“

Bernard befand sich in einer sehr unangenehmen Situation. Dem kurfürstlichen Befehle war durch nichts zu entgehen und er mußte demnach einen Anknüpfungspunkt suchen, welcher ihm die Möglichkeit

gewährte, die Gräfin für seine Person umzustimmen, das heißt: ihr den Abscheu gegen ihn zu benehmen. Von der verstorbenen Gräfin Tante wußte er, wie tief ihn Rahel verachte; aber wie war eine solche Umstimmung herbeizuführen! Und heute noch bei dem Feste mußte dies geschehen. Befand sich Rahel erst wieder mit dem Präsidenten auf dessen Schlosse, so war die Möglichkeit, ihr zu nahen, beiweitem mehr erschwert, ihm vielleicht ganz entrückt, da der alte Herr für ihn durchaus keine Neigung empfand, und mithin seine Aufnahme im Schlosse Haimhausen nicht von der Art gewesen sein würde, um ihm eine Wiederkehr dahin zu gestatten. Von diesem marternden Gedanken gequält, promenirte er durch den Salon und die Nebengemächer. Er hoffte in seinem erfinderischen Geiste einen Ausweg zu finden, und in der That hatte er auch das Vergnügen, einen solchen zu entdecken. Der gefundene Gedanke machte ihn heiter, um so mehr als er mit Gewißheit voraussah, daß Gräfin Rahel ihm sogar dankbar sein und ihre Meinung über ihn ändern werde.

In der besten Laune trat er ins Büffetzimmer. Hier befand sich ein Theil der jungen und alten Männerwelt des Hofes in lebhafter Unterhaltung. Um den alten Geheim-Cabinetssecretär des Kurfürsten

hatte sich eine kleine Gesellschaft von Cavalieren gruppirt. Der alte Herr war heute zufällig in der besten Stimmung, seine ironisirende Ader floß reichlich und man lachte viel.

„Kommen Sie hierher, Graf Chamisso, heute ist unser alter ami in einer wahrhaft köstlichen Laune", sagte der Geheimrath Baron Hallberg, der ehemalige Gesandte am kursächsischen Hofe, lachend zu Bernard ... „bei Gott, die Universitäten könnten sich gratuliren, wenn sie Professoren hätten, die solche Collegien zu halten im Stande wären, wie Herr von Stengel sie uns zuweilen zum Besten gibt."

„Ja, ich kenne sein Talent, es hat etwas von der Natur des Igels, stachelig", antwortete Bernard mit herantretend.

„Das ist ja eben das Pikante, mon cher, schöne glatte Worte hören wir im Ueberfluß, das Gegentheil amüsirt also."

„Was halten der Herr Geheim-Cabinetssecretär von der Physiognomik des Lavater?" fragte der kurfürstliche Stabscommissarius Hofrath von Belval.

„Hm, ich halte sie für eine Wissenschaft, die für die ganze Welt praktisch sein mag, aber an den Höfen zu Schanden wird", antwortete Herr von Stengel.

„Wie das?"

„Welcher Physiognom wäre im Stande, aus dem Gesichte eines Hofmannes etwas herauszulesen! Bei Hofe hat Jeder zwei Stücke im Vermögen, eine Repetiruhr, um jederzeit zu wissen, wie viel die Glocke geschlagen habe, und ein Repetir=Gesicht, um allemal diejenige Miene wieder hervorzulangen, welche gerade die dienlichste ist. Der Henker mag da Physiognomie treiben! und aus den Nasen bei Hofe läßt sich auch nichts heraus physiognomiren, denn alle Hofnasen sind darin einander ähnlich, daß sie sehr fein sind und sehr weit riechen.“

„Köstlich! köstlich! . . . o er ist charmant grob!“ lachten die Umstehenden . . . „ein neuer Johannes in der Wüste.“

Der Geheim=Cabinetssecretär verneigte sich sehr steif und sagte: „Ich besitze dieselbe Ueberzeugung von mir, denn immer auf den Umgang mit Heuschrecken angewiesen zu sein, ist ein saures Stück Lebensaufgabe.“

Das Gelächter schallte weithin im Zimmer, sodaß sich die Gruppe um Herrn von Stengel zahlreich vermehrte, auch der Geheimreferendar, der Edle von Lippert, trat heran. Es war auffällig, daß der alte Geheimsecretär mit einem Male schweigsam wurde. Man bestürmte ihn mit Fragen, warum er jetzt in

dieser Umwandlung seines Sinnes sich zu gefallen scheine?

„Die Censur macht mir bange“, war seine Antwort, dabei den Blick auf den Edlen von Lippert heftend.

„Meinen der Herr Geheim-Cabinetssecretär mich?“ fragte der Angedeutete, sehr unangenehm durch das Lachen der Uebrigen berührt. Herr von Stengel bejahte mit einem Kopfnicken.

„Freilich meint er Sie, Herr Geheimreferendar“, lachte der junge Graf Tattenbach. „Wir Andern stehen ja außerhalb des Censurdepartements, das zu verwalten Sie allein die Ehre haben.“

Der Edle von Lippert fühlte sehr richtig die schiefe Stellung, in die er, wenn es ihm nicht gelang in den Scherz mit einzustimmen, unfehlbar gerathen müsse.

„O, der Herr Geheim-Cabinetssecretär geben mir zu viel Respect“, sagte er . . . „an Personen von so vortrefflichen Qualitäten wie Hochderselbe wagt sich die Censur nicht.“

„Ich danke; mein Vermögen ist ausreichend, ich bereichere mich nicht mit fremder Münze“, antwortete Herr von Stengel. Man sah sich erstaunt an, denn es schien, als passe die gegebene Entgegnung des alten Herrn nicht im mindesten auf die Rede des Edlen von

Lippert, der voller Verwunderung äußerte: „Der Herr Geheim-Cabinetssecretär haben mich jedenfalls misverstanden.“

„Ich denke nicht; Hochderselbe sagten mir eine Höflichkeit, und was ist solche an Höfen anders als Münze zum Wechseln, bei welchem Geschäft nur Der verliert, der sie annimmt im Glauben an ihre Echtheit, und warum soll gerade ich der Verlierende sein?“

„Gut herausgewickelt, alter Freund!“ rief der Kanzler von Hertling beistimmend. „Aber warum haben Sie vor der Censur Bange?“

„Das stammt noch aus meiner Kinderzeit her, wo mich nichts mehr ängstigen konnte, als die Geschichte vom bethlehemitischen Kindermord“, erklärte Herr von Stengel.

„Hochderselbe belieben heute in Hieroglyphen zu sprechen“, bemerkte Lippert.

„Es scheint mir nicht so, Verehrtester“, versetzte der Vorige. „Was ist die Censur Anderes als eine neue verbesserte Auflage des bethlehemitischen Kindermordes? Damals trachtete man nach dem neugeborenen Leben des Erlösers, die Censur heutigen Tages aber trachtet nach dem neugeborenen Gedanken an Erlösung. Da haben Sie den Unterschied, Herr Geheimreferendar, und nun überlasse ich es Ihnen gern, sich

selbst zu Ihrem Wirkungskreis in dieser herodianischen Angelegenheit zu gratuliren."

Mit einer steifen Verbeugung gegen Lippert schritt Herr von Stengel aus dem Büffetzimmer. Des Geheimreferendars Gesicht schien alles Blut verloren zu haben, so blaß wurde es.

„Das war impertinent von dem Geheim-Cabinets-secretär", sagte der junge Baron von Rodenhausen. „Er scheint kein besonders zärtlicher Freund von Ew. Hochwohlgeboren zu sein."

„Man muß dergleichen Superlative von Lebensart des guten Mannes hinnehmen wie Mückenstiche, Seine kurfürstliche Durchlaucht finden einmal an ihm Vergnügen, und — im Ganzen ist er auch unschädlich", antwortete der Geheimreferendar mit schlecht verhehltem Aerger, der noch obendrein in der Bemerkung, daß mehre Herren nur mit Mühe ein boshaftes Lächeln, ihn so abgefertigt zu sehen, verbargen, einen bedeutenden Vorschub fand.

Dergleichen Momente wie der gegenwärtig geschilderte sind trotz ihrer scheinbaren Unbedeutendheit an Höfen die sichersten Prüfungsmerkmale, seine Freunde und Feinde kennen zu lernen. Der Edle von Lippert genoß das große Misvergnügen, die Bemerkung sich aufgedrängt zu sehen, daß man ohne alle Theilnahme

sich von ihm ab- und dem Büffet zuwendete; nur Graf Bernard bot ihm den Arm und flüsterte ihm zu: „Geben Sie diesen Leuten keine Ursache, Ihrer zu spotten."

„Ja, Sie haben Recht, Herr Graf. Man ist im Verluste, wenn man sich zeigt, wie man ist", antwortete Jener.

Beide verließen das Büffetzimmer.

„Herr Graf", sprach der Edle von Lippert weiter, „ich stehe bereitwilligst zu Diensten, wenn ich vielleicht in irgendeiner Beziehung Ihnen nützlich sein kann, und erlaube mir daher, Sie auf etwas aufmerksam zu machen."

„Das wäre?" fragte Bernard.

„Man hat mir hinterbracht, daß der alte Geheim-Cabinetssecretär zuweilen Ew. Hochgeboren Angebetete, Frau Gräfin Betschard, besucht."

„Ungefährlich, Theuerster", lachte der Vorige. „Ich habe von diesem alten Roué nichts zu fürchten. Aber von etwas Anderm. Ich hoffe, werthester Freund, daß die Schritte, welche von Seiten der Tochter des Zahlmeisters Andrä zu dessen Befreiungsversuchen immer noch zeitweise unternommen werden, keine Folge haben."

„Wo denken der Herr Graf hin! Der Mann

hat außerhalb des Gefängnisses nichts mehr zu suchen. Nein, nein, für dessen Freiheit spricht nichts. Der hochwürdige Herr Beichtvater Sr. kurfürstlichen Durchlaucht ist außerordentlich erbittert gegen ihn, da er sich zu keinem Geständniß hinsichtlich des Illuminatismus bequemt und behauptet, er habe seit seiner Abführung nach der Veste Rothenberg vor zehn Jahren in keiner Verbindung mit den Illuminaten gestanden. Ich halte das für sehr glaublich, da unter den Schriftstücken, die das geheime Bibliothekfach uns lieferte, auch kein einziges sich befindet, welches einem neuern Datum als vom Jahre 1777 angehörte; aber der hochwürdige Herr ist damit nicht zufriedengestellt, und unter uns gesagt, wer den Hochwürdigen zum Feinde hat, darf auf keinen Segen hoffen. So fiel Herr von Utzschneider ab, als er sich für den Andrä verwendete; so Herr von Stengel, der Superlativ aller Artigkeit, der diese Angelegenheit auch bei Seiner kurfürstlichen Durchlaucht durchsetzen zu können glaubte. Ew. Hochgeboren dürfen daher wegen Andrä's Festhaltung ebenso unbesorgt sein, als über die des grobmäuligen Bräuburschen, den wir mit List aus des Löwenbräu Hause verschwinden ließen, ohne daß Jemand eine Spur von ihm aufgefunden hätte."

„Sehr gut, sehr gut; bedanke mich bestens bei dem

Herrn Geheimreferendar, und wünsche beitragen zu können, Hochdenselben bald in der Stellung des alten Geheim-Cabinetssecretärs bei Sr. kurfürstlichen Durchlaucht zu sehen."

„Der Herr Graf sind die Gnade selbst, und werde mich jederzeit beeifern, Ew. Hochgeboren in jedem von mir verlangten Dienste zu entsprechen", antwortete der Edle von Lippert, zu einer großen Freude aufthauend, in die ihn der Gedanke, Geheim-Cabinetssecretär und somit die rechte Hand des Kurfürsten zu werden, versetzte.

Der gemeine Stolz Lippert's fühlte sich außerordentlich geschmeichelt, daß man ihn am Arme des Grafen sah, da er das unangenehme Bewußtsein hatte, daß ihm sehr Viele bei Hofe nicht gewogen waren. Sie hatten miteinander plaudernd einige der kleinen Gemächer durchschritten, als sie den Präsidenten Graf Haimhausen aus einem Zimmer treten sahen und ihn in dasselbe zurück sprechen hörten: „Werde gleich die Anstalten zur Abfahrt treffen lassen, mein Kind", nach welcher Versicherung er durch die offenen Zimmer eilig fortschritt.

„Ach, das trifft sich prächtig. Ich habe mit Gräfin Haslang im Auftrage Seiner kurfürstlichen Durchlaucht zu sprechen. Auf Widersehen, cher ami."

Mit diesen Worten eilte Bernard in das Gemach, aus dem der Präsident soeben gekommen und dessen zugemachte Thür als Andeutung galt, daß es nicht für den Verkehr der Gäste des Hauses bestimmt sei. Es gehörte zu den Zimmern der Frau Gesandtin und war von dieser den Unfall Rahel's tief beklagenden Dame derselben zur Erholung angewiesen worden. Gräfin Rahel befand sich allein darin, sie saß im Sopha, erschöpft vom Nachgefühl der sie vorhin überkommenen Ohnmacht, und achtete, da ihre Blicke sinnend zu Boden gerichtet waren, erst auf den sich ihr Nahenden — in welchem sie vielleicht, da sie nicht aufsah, einen Diener vermuthete — als dieser sie mit den Worten anredete: „Gnädige Frau Gräfin, ich bitte unterthänigst um Gehör.“

Rahel fuhr mit sichtbarem Schreck aus dem Sopha auf, und ihn erkennend, wendete sie sich schnell von ihm ab und deutete ihm an, sie eilig zu verlassen. Dieser wenn auch nicht mit Worten ausgesprochene, doch verständlich genug angedeutete Ausdruck ihres Abscheus vor ihm frappirte im ersten Moment den Grafen nicht wenig; indeß die Minuten waren kostbar, er durfte sie nicht unnütz einer Empfindlichkeit opfern, welche jetzt ganz am unrechten Platze war.

„Madame“, hob er an, „wenn ich Ihrem Befehl

Folge leiste, raube ich Ihnen einen Trost, den Niemand als nur ich Ihnen gewähren kann.“

„Ich trage kein Verlangen nach einem Troste von Ihnen, mein Herr; gehen Sie!“ antwortete Rahel.

„Ich gehorche Ihrer Weisung, gnädige Frau Gräfin“, sprach Bernard... „doch thut es mir leid, daß Ihr eigener Wille den Irrthum festzuhalten entschlossen ist, in dem Sie sich über Ihres Herrn Gemahls Schuld befinden. Erlauben Sie mir nur die einzige Bemerkung, daß Graf Sigismund in Bezug auf die Doppelehe, deren Kenntniß der Grund Ihres tiefen Kummers geworden, vollkommen schuldlos ist. Ich sage Ihnen dies, weil ich den Beweis dafür stellen kann.“

Mit einer Verbeugung wollte Bernard das Zimmer verlassen. Ehe er noch dessen Thür erreicht hatte, hörte er die Gräfin seinen Namen nennen.

„Madame?“ wendete er sich zurück.

„Mein Gemahl schuldlos an dem Verbrechen, dessen Wissen mich so namenlos unglücklich gemacht hat?“ fragte Rahel.

„Meine Gnädige, hier ist nicht der Ort, näher auf diese Angelegenheit einzugehen, Sie werden das selbst fühlen. Haben Sie die Gnade, mir Ort und Stunde anzugeben, wo ich Ihnen darüber Rede stehen

und den schriftlichen Beweis Dessen, was ich Ihnen gesagt habe, vorlegen kann."

Gräfin Rahel stand vor ihm mit dem Ausdruck der sie ganz beherrschenden Ueberraschung, in die er sie versetzt hatte.

„Das könnten Sie wirklich?" fragte sie tief aufathmend.

„Auf Cavaliere hre, meine Gnädige, ich kann es", war seine Antwort.

Es folgte eine kurze Pause, dann sagte Rahel leise: „Ach, Sie haben eine Saite in meinem Herzen angeschlagen, die so stark tönt, daß ich darüber Alles zu vergessen im Stande bin. Ich will Ihrer Versicherung Vertrauen schenken. Uebermorgen ist der Graf Präsident abwesend von Schloß Haimhausen; ich erwarte Sie in der Mittagsstunde in der Eremitage am Parkeingange."

„Ich werde mich bestimmt einfinden, meine Gnädige, und hoffe Ihnen eine andere Ansicht nicht nur über diese odiöse Angelegenheit, sondern auch über meine Person, die Ihnen bis jetzt als eine sehr widerwärtige erscheint, einzuflößen."

Nach diesen Worten, welche das Gepräge der vollkommensten Ueberzeugung trugen, entfernte sich Bernard rasch. Rahel blieb lange auf derselben Stelle stehen,

wo er sie verlassen hatte. Gewöhnt, alle von Außenwirkungen bei ihr angeregten Empfindungen erst einer Schau in ihrem eigenen Innern zu unterwerfen, gleichsam sie zu prüfen, sich mit ihnen vertraut zu machen, unterlag auch diese ihr von Bernard bereitete Ueberraschung einer solchen Verarbeitung. Die Hände auf die Stelle des Herzens gelegt, welches ihr fast hörbar im Busen schlug, rief sie leise vor sich hin: „Großer Gott, wenn der Schatten dieser Schuld von meinem Gemahl genommen werden könnte — wenn mich ein Irrthum befangen hätte! Ach, es wäre eine Wohlthat für mich, diese Kenntniß zu erlangen."

Es ist in der menschlichen Natur begründet, daß die Hoffnung, selbst wenn sie nur noch als Funke im Menschenherzen lebt, bei der geringsten Anregung zu einer der mächtigsten, selbst die tiefste Trauer überwachsenden Empfindungen emporschießt. Gräfin Rahel fühlte sich wunderbar durch sie erhoben. Ihr ganzes Wesen war im Nu umgewandelt, und als der alte ehrwürdige Präsident zurückkam, um sie zu der ihrer harrenden Equipage zu geleiten, erstaunte er, Rahel so unerklärbar verändert zu finden.

IV.

Die kurfürstliche Spitzkräserin, Frau Talterl, lebte seit Jahren schon in einem steten Meinungskampf mit ihrem Sohn, dem Finessen-Sepperl, der, wie sie zu sagen beliebte, außer aller Harmonie mit ihr getreten sei, wodurch sie sein aufsätziges Wesen gegen die von Gott verordnete Obrigkeit, die in dem Kurfürsten ihre Spitze fand, ausdrücken wollte. Der Sepperl bildete sich etwas darauf ein, ein «republikanischer Mensch» zu sein, wie er sich zuweilen wol nannte, und wenn auch sein republikanischer Sinn eigentlich nur durch verschiedene Maß Bier in Flor zu bringen, das heißt, ihn in ein Stadium von politischer Erhebung zu versetzen war, in welchem er eine Unmasse von Widersprüchen und unsinnigen Ansichten auskramte, so hielt Finessen-Sepperl doch sehr viel von sich selbst und war stolz auf seine Gesinnungen, oder vielmehr auf die anderer Leute, welche er zu den seinen machte, da er selbst

nicht genug Geist besaß, um selbstdenkend und selbständig in irgendeiner politischen Ansicht zu sein, welche den engen Kreis seiner Begriffe bei weitem überstieg.

Frau Talterl betrachtete es für ein sehr großes Unglück, einen Sohn den ihren nennen zu müssen, der sich so ganz selber verworfen hatte, und jeder Tag sah ihr Bemühen, ihn von dem Wege des Irrthums zurück zu führen, was jedoch an des Finessen-Sepperl angedeutetem hohen Selbstbewußtsein scheiterte. Zu diesem sie täglich neu peinigenden Aerger kam noch eine Besorgniß, welche der kurfürstlichen Frau Spitzkräserin außerordentliche Angst machte. Ihr Sohn war im Besitz von Geld, dessen Quelle sie nicht kannte und über die er sich niemals aussprach. Welche Freunde hatte er gefunden, in welche Verbindung konnte er getreten sein, die ihm einen Verdienst abwarf, ohne daß es ihr bekannt geworden wäre, daß er nur die geringste Arbeit dafür verrichtete? Finessen-Sepperl führte das Leben eines Seigneurs im Dininutivmaßstab. Seine ganze Beschäftigung hatte seit Jahren darin bestanden, seine Mutter in der Art zu unterstützen, daß er über deren Kräsereien, das heißt, über die ihr zur Erneuerung durch Waschen und die dazu gehörende Zubereitung vom ganzen Hofe übergebenen Spitzen, Krausen u. s. w. Buch führte, und sie bestand auch

noch jetzt darin. Außer diesem Geschäft, das für eine mit Arbeiten so überhäufte Frau wie Frau Talterl in der That ein wesentlicher Beistand war, überließ sich Sepperl ganz seinen Neigungen, ohne jedoch darüber mit Aufrichtigkeit gegen seine Mutter Buch zu führen.

Eines Abends, im Frühjahr 1793, trat ein Fremder bei Frau Talterl in die Stube, der nach dem Sepperl fragte.

„Is nit z' Haus", war die Antwort ... „geht's zum Löwenbräu, da könnt's 'n finden."

„Mit Ihrer Erlaubniß erwarte ich den Sepperl hier", sagte Jener, sich auf den Sessel an der Thür niederlassend.

„Da könnt's lang warten, der Bua kommt oft erst zur Mitternacht z' Haus", versetzte Frau Talterl sehr unwirsch über diesen Besuch, der sich mit solcher Entschlossenheit festsetzte. „Ich mein', 's möcht' besser für Euch sein, wenn Ihr auch zum Löwenbräu ginget. Da habt's Gesellschaft und Bier, auch die Zeit wird Euch da nicht lang werden."

Der Fremde erhob sich und sagte: „Zum Löwenbräu kann ich nicht, München ist überhaupt ein gefährlicher Ort für mich. Wenn man mich erkennt, bemächtigt man sich meiner."

Bei den letzten Worten überflog den Sprechenden sichtbar ein Schauer. Er strich mit der Hand über sein Gesicht hin, als wollte er den Ausdruck der Furcht von demselben verwischen.

„Wenn man Euch erkennt, bemächtigt man sich Eurer?“ wiederholte Frau Talterl . . . „na, das ist ja wunderschön von Euch, daß Ihr in dem Fall bei mir, der kurfürstlichen Frau Spitzkräserin, einen Besuch macht, als gehörte i zu den Leuten, die sich nicht auf der Straße sög'n lassen dürfen. Geht, geht — ich hab' keine Herberg hier, verstanden?“

Der Fremde schaute sie groß an und sagte: „Frau Talterl, ich will Ihr nicht beschwerlich fallen; aber ich war im Glauben, Ihr würdet den Stephi Andrä nicht so hartherzig ausweisen.“

„Wie? Der Stephi Andrä? Der Herr Vicearchivar Stephi Andrä? der wäret Ihr? . . . o, macht's mir keinen Tritschtratsch (Geschwätz) vor!“ rief Frau Talterl unwillig.

„So sehr habe ich mich verändert?“ fragte der Fremde . . . „hm, 's wäre sehr gut, ich würde dann sicher sein. Ja, dreizehn Jahre Festungsqualen erdulden, das ändert die Natur des Menschen und macht ihn unkenntlich. Ja, ja, Frau Talterl, schau Sie mich

nur mit recht großen Augen an, ich bin der Stephi Andrä, kein Anderer."

Die Frau schlug erschrocken die Hände zusammen. „Der Stephi Andrä seind's! Jeses Mariä und Joseph! wie sögen's aus! Ich hätt' Sie nicht wieder erkannt. Noa, ist das möglich!"

„Frau Talterl, in der Welt ist Alles möglich", entgegnete Jener. „Wenn ich an alles Das zurückdenke, was ich seit vierzehn Jahren durchlebte, da frage ich mich stets: konnte Alles so geschehen, wie es geschehen ist? Sie hat wenig Glück mit mir, Frau Talterl. Vor vierzehn Jahren da war ich auch bei Ihr hier — damals war der Sepperl und Sie die Ursache, daß zwischen dem Vater und mir eine Versöhnung zustande kam — ach, könnte ich diese Erinnerung aus meinem Gedächtniß vertilgen für ewige Zeit! Aber sie steht so fest darin, daß sie mir noch nach dem Tode als ein unverlöschbares Eigenthum bleiben wird."

Diese Erinnerung schien in selbem Moment den Stephi so sehr zu ergreifen, daß er wie zusammengebrochen auf den Stuhl an der Thür niederfiel und sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

Frau Talterl war jetzt vollkommen von der Identität des hier vor ihr sich der ihn überwältigenden

Macht einer furchtbaren Erinnerung Ueberlassenden und des Stephi Andrä überzeugt. Die Veränderung, welche der Stephi in seinem Aeußern erfahren hatte, war in Wahrheit eine so vollkommene, daß sie ihm einen nicht so leicht zu raubenden Schutz gegen jedes Wiedererkennen bot. Ehemals, vor vierzehn Jahren, ein blühender junger Mann in eleganter Kleidung, jetzt im Besitz eines Aeußern, welches das Gegentheil von Jugend zeigte. Ein bleiches abgezehrtes Gesicht, von tiefen Blatterngruben zerrissen, entzündete Augen, welche gleich rothen Schwielen in diesem Antlitz vertieft lagen, und ein kahler Kopf mit wenigen graugewordenen Haaren machten ihn ganz unkenntlich; seine Furcht vor Erkennung war demnach unnütz. Dieses Aeußere und die abgeschabte schlotternde Kleidung, welche den Bettler verrieth, setzte jeder Vermuthung, daß er einst bessere Tage gekannt, den dagegen streitenden Gedanken an Unmöglichkeit solchen Wechsels gegenüber. Frau Talterl, gutherzig von Natur, fühlte sich tief erschüttert von seinem Anblick.

„Herr Stephi", sagte sie . . . „wenn i ein wenig unmanierlich gegen Sie gethan hab', so nehmet's das nit in der Art, als wann ich 'n Weibsstück wär', das nix von Christenlieb' weiß. Daß i den Herrn jetzt nicht fortlasse, versteht sich von selber. O, i könnt's

nicht bei mir verantworten, wenn i einen Freund von uns so hinausstoßen möcht', weil er jetzt zufällig ein wenig anders ausschaut als vor Zeiten. Noa, noa, nehmen's vorlieb mit uns und bleiben'sbei uns, so lang es ähna gefällig ist. Hunger und Durst werden's nit zu leiden hab'n, das sag' ich ähna vorher, und wann ähna das Gewandel, was da auf'm Leib haben, nit g'fallen sollt, möcht' i ähna anbieten, daß der Herr ein Geld von mir auf Borg annähm' wegen einem neuen Gewand, was ähna gar nit schaden könnt."

„Ich brauch' kein neues Gewand", sagte Stephi, ihr die Hand reichend . . . „aber ein, zwei Tage will ich bei Euch bleiben, ehe ich nach Hause gehe."

„Nach Hause . . . am Staffelsee wollt's?" fragte Frau Talterl. „Da wird der Herr Stephi keine Freud' finden. Der Herr Vatter ist nit darhaam, den haben's vor drei Jahren, nachdem er fast an sechs Jahren aus dem Rothenberger Gefängniß frei gelassen worden, wieder arretirt, und kein Mensch weiß was von dem armen Mann. Und die Frau Miedei, die Schwester vom Herrn Stephi, ist auch Wittib von ihrem verstorbenen Mann, der 'n Maler gewesen. Ein Kind hat's, ein Mädchen, und wenn's das nit hätt', wär die brave Frau schon lange vor Kummer gestorben. Erst vor ein paar Monaten ist sie hier bei uns

gewesen des Vaters wegen, daß sie den, wenn er noch lebt, gern aus dem Gefängniß haben möcht', aber da war Alles umsonst. Nit amal hat's erfahren können, ob er noch lebt, und unter vielen Thränen ist die arme Frau zurück gereist."

Frau Talterl blieb in Zweifel, ob Stephi ihre Erzählung aufgefaßt habe. Er schaute sie so seltsam an, daß ihr vor diesen Blicken Angst wurde. Sie glichen denen eines Berauschten, dem ganz andere Bilder in seinem Nebelzustande vorschweben, als die er vor sich hat, weswegen seine Blicke planlos unbestimmt, verschwommen erscheinen. Zugleich stimmte es nicht zu der Frau Talterl lebhaftem Wesen, daß er schweigsam blieb, als wenn von einer Sache die Rede sei, die ihn wenig oder gar nichts anginge. Nach einer Weile, in welcher sie ihn beobachtet hatte in seinem unbeweglichen Vorsichhinstarren, sagte sie:

„I werd dem Herrn Stephi ane Abendspeis' zurecht machen, daß er sich dann ausruhen kann, denn mir scheints, Er ist sehr müd. Möcht der Herr Stephi nit in dies Stüberl gehen? Da stört 'n kane Menschenseele, und a bequem kann sich's der Herr Stephi da machen nach seinem Belieben."

„Ja, nach Belieben", redete ihr Gast hinterher, als Beweis, daß ihm eben nur die letzten Worte von

Frau Talterl's Rede zu Gehör gekommen waren. Mechanisch gehorchend trat er in das kleine Stübchen ein, das die Frau ihm öffnete, und, nachdem sie ihm nochmals erklärt hatte, er solle sich's so bequem als möglich machen, verließ.

„Das ist an Gast, den i nit brauchen kann, i glaub, er ist nit recht im Kopf. Das wäre was Sauberes, wann i no anen Verruckten im Haus' haben sollt'! Noa, der Sepperl muß 'n mit guter Manier fortschaffen."

Mit diesem Entschluß begab sich Frau Talterl in die Küche, um die erwähnte Abendspeise zuzubereiten und ihre Magd zum Löwenbräu nach dem Sepperl zu schicken, daß er zu Hause kommen möchte. Ehe ihr Sohn kam, schaute sie zuweilen durch das Thürfenster, dessen gewöhnlich durch einen Vorhang verdeckte Aussicht in das Stübchen ging, wo sich der Stephi Andrä befand. So oft das auch geschah, so bot doch derselbe ihr immer nur den einen unveränderten Anblick. Er saß unbeweglich, den Kopf auf die Brust herabgeneigt, und diese Regungslosigkeit machte der Frau in der That bange. Endlich kam der Sepperl zu Hause, sehr ärgerlich über die Störung seines Wirthshausvergnügens.

„Wann's nit was Ungeheures ist, um was d' Frau

Mutter mi hat vom Löwenbräu wegholen lassen, möcht' i sagen, 's sei ane Dummheit von Ihr", eiferte Finessen-Sepperl. „Was maant denn d' Frau Mutter, was beim Löwenbräu für 'n Dischkur geführt wird? Da kommen Ding' aufs Tapet, wovon's gar kaanen Begriff hat, gescheidte Ding' von der ganzen Weltregierung und allerhand andre Red'. Das ist kaan Tritschtratsch von alten Weibsbildern, naa, wir sein All' gescheidte Leut' beim Löwenbräu . . . o das kummt schon no zu Tag', sag' i Ihr, und dann wird sich d' Frau Mutter verwundern, was für 'n Sohn sie an mir gehabt hat."

„Wann 's mal zu Tag' käm', daß d' kaan Narr wärst, möcht' mir's lieber sein", versetzte Frau Talterl ärgerlich, und die Hände in einander faltend, wie Jemand, der sie in Verzweiflung ringt, fuhr sie fort: „I bitt' di, Sepperl, halt deine fünf Sinn' z'sammen, denk', was d' für ane Mutter hast, und wie's klingen möcht', wann 's von mir hieße: Die kurfürstlich-republikanische Frau Spitzkräserin. Jeses! I müßt ja in Grund und Boden versinken, so die Schand' auf mi kummen sollt'. Daß 's jetzt im Franzosenland so schrecklich Zeug treiben, ist aan Unglück für di, bist deshalb aan ganzer Narr geworden, und mi bringt deine republikanische Dummheit no ums Leben."

Der Ausdruck des tiefen Kummers in der Mutter Gesicht und Wort blieb nicht ohne Eindruck auf Sepperl, und um dies, einen steten Zankapfel zwischen ihnen abgebende Thema ganz fallen zu lassen, fragte er: „Warum hat mi d' Frau Mutter rufen lassen?“

Jetzt erfuhr er erst die Anwesenheit des Stephi Andrä, und daß die Frau Talterl fürchte, es müsse in dessen Kopf nicht Alles in gehöriger Ordnung sein.

„Das thut nix, das thut nix“, rief Finessen-Sepperl . . . „aan Freund ist's von uns und bleibt aner, und von mi soll's nit heißen, i hätt' meine Freundschaft blos an Leut' g'geben, die gescheidt im Kopf sein.“

Mit diesem possenhaft klingenden aber ehrlichen Ausdruck seiner Meinung stürmte Sepperl in das Stübchen zum Herrn Stephi, den der Ungestüm dieses rechtschaffenen Freundes gewaltsam aus seinem trüben Nachsinnen aufmunterte. Das war beim Sepperl eine Freude, seinem derben aber grundehrlichen Wesen vollkommen entsprechend und wohl im Stande, einen im Verscheiden Begriffenen noch einmal ins Leben zurückzurufen; der Stephi wurde auch ganz munter dabei.

„In der Fremd' hat der Herr Stephi nicht viel Gutes aufgesteckt, er schaut eppes angegriffen aus, aber das thut nix — noa, noa, das thut nix, i bin kaan Talp,

ders Gewandel für'n Mann hält. Wann der Herr Stephi mein Gewand anlegt, schaut er glei anders aus", redete Sepperl, und wie dann der erste Sturm der Freude bei ihm vorüber war, erzählte er seinem Gast von den Erlebnissen während der Zeit, wo er ihn nicht gesehen hatte.

„Wie's bei uns zugeht, ist ane Schand", hub er an. „Da hab'n 's im kurfürstlichen Schloß jetzt ane Stub', die «gelbe Stub'», wos alle Ding' hoamlich abmachen, so hoamlich, daß d' Leut d'rüber verschwinden. Dem Geschwisterkind vom Herrn Stephi, dem Bräuwastel, der hier beim Löwenbräu gewesen und von dem ane Verwandte hat freien wollen, ist's so g'gangen, der ist weggekommen vor drei Jahren, ohne daß an Mensch weiß, wohin. 's geht bös zu, aber wann's 'mal bricht, dann ist's a all' mit der ganzen G'schicht', dann werden wir republikanische Leut' und die Drückerei hat 'n End' mit Schrecken. O, 's ist Alles eingeleitet dazu, mit Franzosen stehn wir in Verbindung und von Ungefähr ist's nit, wann wir 'mal sagen werden: «Nu ist's g'nug, wir haben's satt und woll'n 's umkehren, daß Alles kummt, wie's in der Schrift hoast: die Letzten soll'n die Ersten sein."

Sepperl ergoß seinen politischen Zorn in einer langen und breiten Suada, welche der Stephi Andrä

durch keine Bemerkung unterbrach. Von ungleich größerm Erfolg auf Stephi's Theilnahme war die ihm von Sepperl mitgetheilte Nachricht, daß die schöne Appollonia, des Herrn Secretärs von der östreichischen Gesandtschaft Tochter, jetzt wieder in München sei. Mit krampfhafter Hast ergriff Stephi Sepperl's Arm und rief: „Meine schöne Appollonia?!"

„Na, i bitt' den Herrn Stephi, daß Er nit so drein schaut, wie Einer, dem 's erzählen, morgen soll er den Kopf verlieren", entgegnete Sepperl, der sich von der wie eine Fessel um seinen Arm pressenden Faust Andrä's befreite.

In diesem Augenblick machte der Letztere den Eindruck der Furcht auf ihn. Stephi's tiefliegende stark entzündete Augen schienen aus ihren Höhlen hervorzuquellen, sein bleiches, von Pocken zerrissenes Gesicht zitterte in derselben heftigen Spannung wie sein ganzer Körper.

„Appollonia . . . die schöne Appollonia, um die ich meinen Himmel verschleudert habe!?" fragte er.

„Wie i sag', die schöne Appollonia ist da. Draußen vorm Isarthor wohnt sie. O, das ist jetzt ane gnädige Frau, ane Baronin, und an großer Gelehrter, an Professor am wiener Hof, der Herr von Riedel, ist ihr Mann. I bin in dem Haus bekannt, der Nazi,

der Bedient' von der Gnädigen, ist mein Spezial. Wann der beim Löwenbräu einspricht, haben's nur immer nach anem Maß ums andere zu loafen, so durstig ist er immer. Na, freili, auf anen Rausch kummt's 'n nit an und i glaub', der Nazi wird nur nüchtern sein, wann er in der Fruh aufsteht."

Der Stephi versank scheinbar in sein früheres Schweigen.

„Wann's dem Herrn Stephi an Gefallen sein möcht', die gnadige Frau Appollonia zu besuchen, sollt' maanen, sie möcht' sich freuen, ihn wieder zu sehen, sie war ja seine amourische Bekanntschaft."

„Ja, ich möchte sie sehen . . . o ich hätte viel mit ihr zu sprechen, viel, was nicht bis zum letzten Gerichtstag aufgeschoben bleiben darf", sagte Stephi.

„Da werd' ich den Herrn Stephi hinausführen, der Nazi wirds schon einz'richten wissen, daß der Herr Stephi mit der Gnädigen plauschen kann. Aber in dem Gewand'l möchts nit gehn, i leih' dem Herrn Stephi das meine."

„Sehen muß ich sie . . . sehen!" rief Stephi, sich aufrichtend und seine Arme mit den Fäusten geballt über Kopfhöhe streckend. Dann brach er in ein gellendes Gelächter aus. „Was sie für Freude haben wird, mich wieder zu sehen! . . . o, auf mich kann sie stolz

sein. So wie ich sie geliebt habe, werden wenige Weiber unter der Sonne geliebt werden . . . und dafür die unendlichen Qualen, die ich erduldet habe! O, meine schöne Appollonia, an mir hast du ein Meisterstück gemacht, an dem — eine Seele zugrunde gegangen ist.“

Und eine Lustigkeit ergriff ihn, die mit seinem Aeußern im offenbarsten Widerspruch stand, denn sein Gesicht unterlag heftigen Zuckungen, und einzelne schwere Thränentropfen entfielen seinen Augen. Es war eine unheimliche Wonne, die sich seiner bemächtigt und seinen Geist gleichsam der Gegenwart entrückt hatte. Er befand sich im Wirbel eines Paroxysmus, der ihn solange fesselte, bis der Rückschlag großer physischer Schwäche ihn kraftlos zusammenbrach. Lange dauerte es, ehe er sich aus diesem Zustand erholte, aber die Nachwirkung der Ueberspannung seines Geistes wich nicht so schnell, seine Reden waren wirr, unzusammenhängend, dann verfiel er wieder in düsteres Schweigen, und das Beben seiner Glieder deutete an, daß dieses Stadium seines seltsamen Wesens gefährlicher für ihn sei als der laute Ausdruck seiner unheimlichen Lustigkeit. Mit Mühe brachte ihn Sepperl zum Genuß des Abendbrods und dann zum Schlafen.

„I bitt' di, Sepperl, schaff' mir den Stephi aus

dem Hauſ', i hab' no nie ſo viel Angſt wegen Jemand ausgeſtanden als wegen Dem", redete Frau Talterl ... „bei Dem iſt 's nit richtig im Kopfe, und denk', Sepperl, was möcht 's für 'n Aufſehen machen, wann's 'raus käm, daß ane kurfürſtliche Frau Spitzkräſerin anen Verruckten im Hauſ' hat! Mein' ganze Reputation leid't darunter."

Auch dem Fineſſen-Sepperl war nicht gar zu wohl, da er an Stephi dieſelbe Bemerkung wie ſeine Mutter gemacht hatte, aber er war zu ehrlich, als ihn gleich einer überdrüſſig gewordenen Laſt ſich vom Halſe zu ſchaffen.

„Morgen wird er bei der Frau von Riedel ſeine Aufwartung machen, das hab' i 'n verſprochen, und übermorgen bring' i 'n an 'n Staffelſee", ſagte er ... „'s iſt an Freund, und anen Freund muß man nit in der Noth verlaſſen. Bedenk' das d' Frau Mutter."

Dieſem Ausdruck rechtſchaffener Denkungsweiſe konnte Frau Talterl nichts Gegründetes entgegenſetzen, und ſo blieb der Stephi Andrä bis zum nächſten Abend, wo er von Sepperl geleitet nach der Iſarvorſtadt ging. Der Sepperl war ſehr unwirſch auf ihn, denn Stephi war nicht dazu zu bewegen geweſen, einen von ſeinen Röcken anzuziehen.

„Das iſt an halsſtarriger Menſch, der Herr

Stephi", brummte er vor sich hin ... „was muß die Gnädige denken, wenn sie 'n in dem Rock sieht!"

Diesseits der Isar zogen sich damals in einer langen Linie Häuser unweit des Ufers hin, aber nicht dicht zusammenstehend, sondern auseinander geschoben, zerstreut, da jedes derselben ein größeres oder kleineres Gartengrundstück als Zubehör hatte, weshalb die Bewohner dieser Häuser den angenehmen Vortheil genossen, mit dem Stadtleben zugleich einen Beigeschmack ländlichen Aufenthalts verbunden zu sehen und sich einer größern Unbeschränktheit zu erfreuen als dies den Bewohnern der vom großen Verkehr besonders heimgesuchten Stadttheile und Straßen vergönnt war. Absichtlich hatte Sepperl hinsichtlich der Zeit gezögert, um nicht mit Stephi — eben wegen dessen Aeußern — gesehen zu werden. Es war schon ziemlich dämmerig, als Beide an dem Wohnhaus der Baronin anlangten. Sepperl schien sehr bekannt mit der Oertlichkeit zu sein, denn er vermied es, durch den großen Eingang von Seite der Stadt in das Haus zu treten, und umging den Garten, welcher durch eine ziemlich hohe Mauer vom Fluß getrennt war. Sepperl trat mit Stephi in den menschenleeren Garten ein.

„Stell' sich der Herr Stephi in die Laube dort, i werd' meinen Special Nazi aufsuchen, daß er Ihn

bei der Gnädigen meldet", flüsterte Sepperl seinem Begleiter zu und ging vorwärts dem Hause zu.

Stephi Andrä stand wie ein Träumender auf dem Platz, den ihm Sepperl angewiesen. Seine Blicke hingen an den bereits erleuchteten Fenstern des Hauses. Er hörte Kindergelächter und dann vernahm er den Gesang einer Frauenstimme. Es war ein altes Lied, aber es ergriff ihn fieberhaft, er hatte es sonst oft von Appollonia singen hören. Jetzt schlug es wie ein zündender Blitz in seine Seele und veränderte plötzlich die ganze Stimmung seines Wesens. Jene Schwäche, jenes dumpfe Brüten seines Geistes, welches nichts als der Grundton eines Wahnsinns war, der nur zuweilen in stärkern Farben bei ihm durchbrach, wich einem plötzlichen Emporschnellen einer Art von Besonnenheit.

„Das Lied kenne ich", redete er vor sich hin, und der Gedanke an *sie* lieh ihm eine ungewöhnliche Kraft, er richtete sich hoch auf und schritt dem Hause zu, dessen hintere in den Garten führende Thür offen stand, da Sepperl vor Kurzem erst durch sie ins Haus getreten war. Eine bereits angezündete Hängelampe ließ ihm zwei gewundene Treppenaufgänge bemerken und er stieg den zur rechten Hand hinauf. Im Obergeschoß angelangt, sah er hier nur eine Thür vor sich

und trat durch sie ein. Eine Wandlampe erleuchtete ein mittelgroßes Zimmer mit sehr wenigen Möbeln. Stephi war unentschlossen, durch welche von beiden Seitenthüren, die aus diesem in andere Gemächer führten, er nun gehen sollte. Indem er sich wieder für die rechter Hand entschied und darauf zuschritt, wurde dieselbe geöffnet. Ein Mann sah heraus, und Stephi bemerkend, sagte er:

„Der Sepperl ist pünktlich — warte Er ein wenig.“ Mit diesen Worten zog sich der Sprechende wieder zurück und machte die Thür zu.

Dieser unerwartete Vorfall brachte eine Störung in Stephi's Thun, von dem er selbst vielleicht kein ganz deutliches Wissen besaß, sondern nur instinktartig dasselbe verfolgte. Er blieb stehen, die ihm in den Weg getretene überraschende Unterbrechung machte ihn rathlos, indem sie die Ursache geworden war, daß die Spannung seines irren Geistes plötzlich herabsank. Nicht wissend was er thun sollte, stand er noch, als derselbe Mann aus der Thüre wieder heraustrat und mit leiser Stimme zu ihm sagte:

„Hier, das Packerl verberg' Er gut, schieb' Er es gleich in den Sack.“

Bei dieser Mahnung steckte ihm der Sprechende ein dünnes, mit schwachem Bindfaden verschnürtes

Päckchen zu, welches Stephi gänzlich willenlos und beherrscht von dem sich ihm aufdrängenden Seltsamen gehorsam in die Tasche seines fadenscheinigen Rockes gleiten ließ. Der Andere redete weiter:

„Die Adresse, an wen Er es in Offenbach abzugeben hat, ist deutlich und genau darauf verzeichnet, ein Irrthum ist in einer so kleinen Stadt nicht möglich — und hier nehm Er die Hälfte des Reisegeldes, die andere bekommt Er ausgezahlt, wenn Er das Packerl abgibt. Hat Er's verstanden? Antworte Er doch."

Stephi ließ ein dumpfes „Ja" hören.

„Hätte Ihn Finessen-Sepperl nicht als einen durch und durch verläßlichen Mann geschildert, ich würde kein Vertrauen auf Seine besondere Klugheit haben, Er steht ja wie ein verschlafener Mensch vor mir", sprach der Andere und setzte seiner nicht schmeichelhaften Ansicht über Stephi sich selbst beruhigend hinzu: „Wenigstens ist das Gute bei Ihm mit Gewißheit voraus zu sehen, daß Niemand dergleichen Dinge" — er deutete dabei auf Stephi's Rocktasche, in die derselbe das Päckchen geschoben hatte — „bei Ihm vermuthet. Und 's kann gut sein, daß Er nicht zu den Schönsten gehört, vielmehr zu den Leuten, mit denen man nichts gern zu thun haben mag. Ah, Er ist eine

prächtige Häßlichkeit, das muß wahr sein, und da Er . . ." Kinderstimmen im jenseitigen Nebengemach ließen sich hören . . . „Mache Er, daß er fortkommt, die Gnädige darf nichts von dem Geschäft wissen", drängte Jener erschrocken. „Sei Er vorsichtig."

Mit dieser Warnung zog sich der Sprechende selbst aufs Eiligste in sein Zimmer zurück.

Stephi glich einem noch nach dem Erwachen von der Gewalt eines Traums Befangenen, das Plötzliche hatte ihn betäubt, er wußte es in seinem wirren Geiste nicht so aufzufassen und zu ordnen, wie dies geschehen mußte, wenn er Herr der seltsamen Situation bleiben wollte, die ihn zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht hatte, von dessen Wichtigkeit ihm auch nicht die leiseste Ahnung in den Sinn kam. Er blieb stehen, die Kinderstimmen tönten ihm ins Ohr, er horchte ihrer mit gedankenloser Gleichgültigkeit, aber im Nu wich diese, als er aus einem ferner gelegenen Zimmer dasselbe Lied singen hörte, welches bereits im Garten ihn zu jenem Aufschwung in geistiger und physischer Hinsicht gehoben hatte.

Die Singende trat in das Nebenzimmer ein, und er hörte sie sagen: „Geht, Kinder, zur Nanni, sie wartet mit dem Abendbrot auf euch, daß ihr damit zu Ende seid, wenn der Großvater zum Besuch herauskommt."

„O, Mama, mit dem Abendbrot wird's bei uns nicht lang dauern", antwortete eine Knabenstimme . . . „eins, zwei, drei und wir sind fertig. Erlaubt uns die Mama, daß wir dem Großvater ein Stück entgegenlaufen können?"

„Bei der Dämmerung?" entgegnete die Mutter besorgt.

„Wir fürchten uns gar nicht, Mama", versetzte der Knabe . . . „mir soll nur Einer kommen, ich habe Courage."

„Kleiner Sperisankel, du! nun, 's mag sein, aber nicht weit, hört's, Kinder? Nur bis an die zwei Pappelbäume, weiter zu gehen gebe ich euch keine Erlaubniß — und erst zur Nanni gehen, wegen des Abendbrots."

Die kleine Gesellschaft, die aus drei oder vier Kindern bestehen mochte, stürmte sehr hörbar durch das entlegenere Nebengemach. Die Zurückbleibende begann wieder das Lied zu singen und begab sich in das erwähnte Nebengemach, in welchem sie verweilte. Stephi legte die Hand auf den Drücker des Thürschlosses und die Thür ging auf, er trat ein, hinter sich zumachend und stehen bleibend. Die im Nebenzimmer Singende ahnte die Anwesenheit eines so späten und ungewöhnlichen Besuchs nicht, sie schien in sehr heiterer

und glücklicher Stimmung zu sein, ihre melodische Stimme klang tief in die Seele des Geisteswirren hinein, dessen Körper unter ihrem Gesange sich zu dehnen schien, indem der ihm werdende Eindruck jede seiner erschlafft scheinenden Muskeln spannte. Der Irrsinn wich vor der ihn durchbebenden übermächtigen Empfindung, sein Denken und Fühlen stieg auf zur Höhe eines deutlichen Bewußtseins, die Schatten der Verdüsterung, die nicht nur seine geistige, sondern auch seine körperliche Kraft für immer herabstimmend erdrückt zu haben schienen, verloren ihre Herrschaft über ihn in diesem Moment.

„Das Lied kenne ich", redete er vor sich hin und schritt dem Nebengemach zu, das durch zwei auf dem Tisch stehende Leuchter mit brennenden Kerzen erleuchtet war. Seine Schritte täuschten die Singende, die ihm entgegen eilte und erst ihren Irrthum bemerkte, als sie bereits dicht vor ihm stand, der sich noch außerhalb der Thür in dem nicht erleuchteten Vorgemach befand. Der von ihr ausgerufene Name „Vater" bezeugte, wen sie kommen zu sehen erwartet hatte. Ein Ausruf der angstvollsten Ueberraschung entfloh ihrem Munde, sie prallte zurück.

Stephi hielt sie bei der Hand fest und sagte in heftiger Aufregung: „Meine schöne Appollonia!"

Der Ton der ehemals ihr so bekannten Stimme schien bei ihr Schreck hervor zu rufen, sie blickte starr auf ihn.

„Der Stephi Andrä ist da . . . ist das nicht eine Freude fürs schöne Appollonerl?"

„Stephi!"

Der Name klang so tonlos aus dem Munde der schönen Frau, als sicheres Zeichen eines Entsetzens von so sie ganz beherrschender Gewalt, die dem Ausdruck desselben jede Färbung des Stimmklangs entzog.

Es folgte jetzt zwischen Beiden eine Pause, während welcher die Baronin von Riedel, erschüttert von dieser im vollen Sinne des Worts ungeheuern Ueberraschung, allen Halt in sich verlierend, in einen Sessel sank. Bei Stephi äußerte sich die Wirkung dieses Wiedersehens in anderer Weise. Ihr gegenüber drängte sich seine ganze Vergangenheit in einem einzigen ununterbrochenen Bilde vor seinen Geist, welcher dadurch scheinbar der Fessel der Verwirrung entrissen wurde. Er trat somit in das Stadium eines lichtvollen Zustandes.

„An mir, schönes Pollonerl, hast du ein Meisterstück gemacht", hob er endlich an. „Sieh nur, sieh, was ich geworden bin? Ein Bankrotteur, der zuletzt sich selber verloren hat. Ach, ich hätte nie geglaubt,

daß die schöne Pollonerl an mir zur Schlange werden könnte! Vielleicht hat's den Herrgott selbst verwundert, daß dies geschehen konnte. Hattest du mir nicht versprochen, wenn ich an meinem eigenen Vater zum Ischariot würde, daß ich dann dich mein nennen sollte? Und geschah das nicht von mir? Pollonerl, du hast dein Versprechen schlecht gehalten ... ich habe viel daran denken müssen ... viel, sehr viel."

Er ließ die Augen zu Boden sinken und seinen Worten ein düsteres Schweigen folgen.

Die Baronin hatte sich ein wenig von dem ungeheuern Schreck erholt. Die gleichsam Selbstvergessenheit andeutende Stellung Stephi's schien ihr die Möglichkeit des Gelingens, sich ihm durch rasche Flucht zu entziehen, in Aussicht zu stellen, und sie zögerte nicht, den Gedanken sogleich in Ausführung zu bringen; aber Stephi, durch ihr Aufspringen aufgerüttelt aus seinem Sinnen, ergriff sie noch rechtzeitig, ehe sie die Thür zu erreichen im Stande war, beim Arm und schleuderte sie mit einer Kraft zurück, daß sie fast zu Boden stürzte. Sie hatte nichts dadurch gewonnen, vielmehr ihre Lage ihm gegenüber noch mehr verschlimmert, denn der vorherige Ausdruck der Ruhe in seinem Gesicht war dem einer Wildheit gewichen, welche unheimlich seine Züge verzerrte und aus seinen

stark gerötheten Augen die Aufregung entsetzlichen Zorns ihr entgegen funkeln ließ.

„Auch um diese Stunde willst du mich noch betrügen?“ schrie er mit gepreßter Stimme. „Habe ich sie nicht durch die Leiden eines vierzehnjährigen Elends erkauft? nicht dadurch, daß ich die ewige Verdammniß als Verräther des eigenen Vaters auf mich niederrief? Alles sollst du hören, du schönes Pollonerl ... heute geh' ich nicht von dir fort mit dem Glauben an dich, daß du ein Wesen guter Art seiest, wie damals, als ich an meinem Vater das abscheuliche Verbrechen verübt hatte, und ihr mich aus dem Gefängniß zu befreien und nach Wien zu bringen wußtet, damit ich nicht etwa in der Angst meines Gewissens die Schandthat verriethe. Damals glaubte ich an deine Treue, du schöne Schlange ... und in Wien warfen sie mich dafür in den Kerker und schleppten mich dann nach der Festung Munkacz. O, das war eine herrliche That, mit der du den Henker übertroffen hast ... meinen Vater und mich hattest du mit einer einzigen Lüge aus dem Leben gestrichen, der Henker nimmt auf ein mal nur ein Leben unter sein Schwert. Henker-Pollonerl, freu dich, du hast ein Meisterstück gemacht!“

Ueber die Baronin war das volle Maß der Todesfurcht gekommen, und sie brach in die Knie.

„Alles mußt du hören! Alles! Heute halten wir Abrechnung zusammen“, rief Stephi immer wilder. „Du hast so viel heraus zu kriegen von mir, daß ich dir's kaum werde auszahlen können, selbst wenn ich dich erdrosselte mit eigener Hand. Hör' zu, Henker-Pollonerl! Weißt du, was das heißt, in Eisen arbeiten? Einen Ring um den Leib und Ketten an Händen und Füßen und einen Schubkarren fahren, begleitet vom Stock des Gefangenwärters? Das war mein Loos, und darüber wurde ich verrückt, und das hatte ich dir und deiner Lüge zu danken. Als sie mich hergestellt hatten, mußte ich wieder karren, das böse Gewissen ließ mir aber auch nicht Ruh' und Rast, ich war der Elendeste unter den Elenden, und aufs Neue brachte man mich in die Zwangsjacke. Der Tod hatte kein Recht an mir, im Wahnsinn bekam ich die Blatternkrankheit, Tausende starben an ihr, ich blieb leben — die Erde mochte den Auswürfling nicht in sich aufnehmen. O, das waren Leiden! Und so im Elend eines Verworfenen leben zu müssen, dem seine Sünde täglich neu vor der Seele aufwächst, ein nie verlöschender Fluch des Himmels! Ja, Henker-Pollonerl, da habe ich viel tausend mal an dich gedacht, und jeder Gedanke an dich war eine Verwünschung gegen dich . . . wenn sie uns zur heiligen Communion führten,

klirrend im Eisenschmuck unserer Ketten, habe ich des Herrn Leib genossen mit einem Fluch auf dich. Gefällt dir das, schönes Pollonerl?"

Von Seiten der Baronin erfolgte keine Antwort, mit den Händen hielt sie ihre Augen bedeckt, aus denen einst Blicke verführerischer Liebe auf ihn gebrannt und ihn zur Unthat an seinem eigenen Vater getrieben hatten.

„Schau mich an, Schlange im Paradies meiner Unschuld!" rief Stephi, sie gewaltsam rüttelnd ... „schau mich an wie damals, wo du mich betrogst in ungeheuerer Lüge! Wer so wie du mit Himmel und Hölle spielen kann, der muß auch der Verdammniß in die Augen blicken können, und ich will's, daß du mich anschauest oder du sollst es ohne Augen thun müssen!"

Vor dem Munde Stephi's wiesen sich weiße Schaumperlen, als verdächtige Zeichen einer im fürchterlichsten Grade seine Seele durchrasenden Wuth. Die entsetzliche Drohung, die er in diesem Zustande ausgestoßen, wäre gewiß ihrer Erfüllung nahe gewesen, wenn die in Todesangst zitternde Baronin nicht seinem Befehl genügt und ihn angesehen hätte. Das schien ihn zu beruhigen. Ein wenig gemäßigter redete er weiter:

„Und wieder brachten sie mich in die Zwangs-

jacke — o war das prächtig! Ströme Wasser flutheten über meinen Kopf, sie wollten von außen meine Seele abwaschen von dem Sündenfluch, unter dem sie rostig geworden — und was haben sie dadurch bezweckt? Ich wurde ein Kahlkopf — auch das war ein Meisterstück." Unheimliches Gelächter folgte aus seinem Munde diesem Hohn auf sein eigenes Elend.

Nach einer Weile erzählte er ihr in dem Tone eines Menschen, der ein lustiges Abenteuer erlebt hat, wie ihm eines Nachts, als Feuer im Spital herausgekommen, die Flucht gelungen sei. Er entwickelte bei dieser Erzählung einen Humor, der unter andern als den gegenwärtigen Umständen erheiternd gewirkt haben würde, jetzt aber in unbeschreiblich grellem Contrast gegen die gegebene Situation und gegen seine eigene Erscheinung stand. Das Schweigen, welches dieser, eine Kette von Leiden aller Art, die er geistig und leiblich empfunden, enthaltenden Erzählung folgte, gewann von Sekunde zu Sekunde das Gepräge des Grauenvollen. Schauer um Schauer durchschüttelte sichtbar seinen Körper, seine rothentzündeten fest auf sie gerichteten Augen wuchsen scheinbar aus ihren Höhlen heraus.

„Pollonerl, schönes Pollonerl!" schrie er plötzlich . . . „heut mußt du mein sein, ich habe ein Recht auf dich — meine Braut bist du, und die Isar soll

uns ein weiches Brautbett sein. Hei! Schönes Henker-Pollonerl, komm!“

Mit aller Kraft, die der Wahnsinn gibt, stürzte er auf sie zu und riß sie an sich. Die Baronin schrie um Hülfe, war aber nicht vermögend, sich ihm zu entreißen. Er hatte sich ihrer bemächtigt und trug sie, unbekümmert um ihr Schreien, auf seinem Arm zur Thür hinaus. Der fortdauernde Hülferuf der in seiner Gewalt sich Befindenden war nicht ungehört geblieben. Ehe er noch die Treppe erreichte, sah er sich umringt. Der Vater der Baronin, der östreichische Gesandtschaftssecretär Schraut, der von deren Kindern begleitet eben ins Haus gekommen war, und die beiden Diener der Baronin eilten zu Hülfe, man entriß Stephi das Opfer seines zur Wuth gesteigerten Wahnsinns, doch man vermochte nicht, ihn festzuhalten. Mit Riesenkraft schleuderte er Jeden von sich, der Hand an ihn legte und entfloh dem Hause, in ungeheuern Sprüngen den Garten durchrennend. Finessen-Sepperl, der im letztern ihn gesucht hatte, wurde, da er ihm in der rasenden Flucht entgegentrat, von ihm zu Boden geworfen, und als er sich aufrichtete, war der Stephi Andrä verschwunden, keine Spur mehr von ihm zu gewahren.

Dieser Vorfall hatte in dem sonst so stillen Hause

eine große Störung hervorgebracht, die Baronin fühlte sich dermaßen erschüttert von der erlebten furchtbaren Scene, daß man sie zu Bett bringen mußte. Dann erst erfuhr ihr Vater, wer der ihm Unbekannte gewesen, den er für einen auf Mord Ausgehenden gehalten. Die Erinnerung an Stephi Andrä, dessen Lebensglück so freventlich zu einer Beute des tiefsten Unglücks von ihm gemacht worden war, durchrieselte ihn mit Fieberschauer, umsomehr drückte dieses schwere Verbrechen auf sein Gewissen, als sich die Hoffnungen, welche er an das Gelingen seiner politischen Intriguen geknüpft, nicht verwirklicht hatten. Jetzt wie damals befand er sich noch in der Stellung eines Gesandtschaftssecretärs, man hatte in Wien die große Brauchbarkeit dieses untergeordneten Staatsmannes entweder übersehen oder absichtlich nicht erkennen wollen, um ihn in unveränderter Stellung in einem Wirkungskreise zu lassen, welchen er so genau kannte, und den mit demselben Erfolg so leicht kein Anderer ausfüllen konnte. Kein Adelsdiplom, keine Beförderung zu höherm selbständigern Staatsdienst war ihm zu Theil geworden, selbst das Uebergewicht, das er in allen Angelegenheiten der Gesandtschaft besaß, so lange Graf Lehrbach derselben en chef vorstand, hatte ihm dessen Nachfolger, Graf Seilern, entzogen.

Die vergeblich gewesenen Hoffnungen ließen eine große Unzufriedenheit bei diesem Manne von weitem Gewissen zurück, er hatte in dem frevelhaften Spiel nichts gewonnen, nur verloren, denn er war, belastet mit der Erinnerung an so manches Böse, das sein raffinirender Geist um des nicht erreichten Ziels wegen hervorgerufen, um ein volles Jahrzehnd älter geworden, ohne daß seine Aussichten auf Anerkennung höhern Orts sich verbessert hätten. So blieb ihm nur das unangenehme Bewußtsein, daß er in der ganzen langen Zeit nichts als ein anständig bezahlter Arbeiter gewesen, dessen Verwendung in einer fernern untergeordneten Stellung im östreichischen Staatsdienst sein einziger Lohn sein werde. Selbst seine Speculation, durch die Verheirathung seiner Tochter Appollonia an dem unter Kaiser Joseph II. als Lehrer bei dem Erzherzog, nun zum Kaiser gekrönten Franz I., angestellten Professor Riedel sich einen Anhalt zu einer höhern Laufbahn zu gründen, schlug fehl; Riedel selbst, ehrgeizig im höchsten Grad, fühlte sich tief verletzt, daß man unter Leopold II., dem Nachfolger des zweiten Joseph, ihn zu keiner weitern Beförderung im Staatsdienst fähig gehalten, nur baronisirt und zum Lehrer an der Cadettenschule ernannt hatte. Der Rückblick auf die Vergangenheit war also für den

Gesandtschaftssecretär Schraut kein angenehm befriedigender, er hatte einen Wettlauf durchgemacht, ohne den Preis gewonnen zu haben.

Dem Tumult, zu welchem Stephi die Veranlassung gewesen, folgte eine tiefe Stille. Die Frau Baronin lag vor Schreck und Entsetzen erkrankt zu Bett und ihr Vater saß daneben, einem höchst unerfreulichen Denken sich hingebend.

Finessen-Sepperl hatte sich kaum von der Erde erhoben, als auch der Nazi, sein Special, in größter Hast aus dem Hause in den Garten gerannt kam, und den Sepperl bei der Brust fassend, athemlos fragte: „Habt's den vermaledeiten Schnipfer nicht gesehen?"

„I versteh den Herrn Nazi nit. Was für'n Schnipfer maant Er?"

„Dummkopf, Den, der mit Euch gekommen ist und den . . ."

„Den Herrn Stephi Andrä, das ist eppes Anders. I woaß nit, was'n in Kopf gefahren sein muß, mi hat er übern Haufen gerannt und weg ist er. I glaub' nun selbst, daß der Stephi, wie mein' Frau Mutter g'maant hat, nit recht im Kopf ist. Uiei, i hab' gedenkt, an ganz Gebirg' stürzt auf mi los, wie er mi zu Boden gestoßen hat."

Der Nazi blieb wie versteint stehen, als ginge ihm plötzlich der Gedankenfaden aus.

„Was habt's denn, Herr Nazi?" fragte Sepperl verwundert.

„Die Papiere ... ich habe sie ihm gegeben", stammelte Nazi, kaum der Stimme mächtig.

Eine Rede gab die andere, Sepperl erfuhr zu seinem größten Schreck, daß der Nazi, sein Special, sich in einen Irrthum ohne Gleichen verstrickt hatte. Mit dem Sepperl hatte er erst am gestrigen Abend beim Löwenbräu, ehe die Frau Talterl ihren Sohn wegen Stephi's Besuch hatte nach Hause rufen lassen, Verabredung hinsichtlich eines sichern Botens getroffen, welcher Schriften, die ihres Inhalts wegen nicht der Post anvertraut werden durften, nach Offenbach bei Frankfurt bringen solle. Sepperl hatte für einen sichern Mann Bürgschaft geleistet und versprochen, mit demselben am folgenden oder diesem nächstfolgenden Abend im Hause der Baronin sich einzufinden. Nazi wartete seiner und sah ihn vom Fenster aus mit Stephi kommen. In der Ueberzeugung, daß Sepperl's Begleiter der Bewußte sei, worin ihn auch noch Stephi's Anwesenheit in der Entrée bestärkte, hatte er ihm das Päckchen Schriften übergeben, im guten Glauben, Sepperl habe sich unterdeß zu dem andern

Diener, Nazi's Kameraden, begeben, um diesen durch eine eingeleitete Unterhaltung abzuhalten, das Bedientenzimmer zu verlassen, durch welche kluge Maßnahme der Weg im Hause für den sichern Boten rein gehalten und sonach das Geheimniß bewahrt bleibe.

Dieser Irrthum veranlaßte die vertrauensvolle Aushändigung der Papiere von Seiten Nazi's an Stephi. Sepperl hatte sich in der That ins Bedientenzimmer begeben, und erfahren, daß Nazi wahrscheinlich bei der gnädigen Frau oben sei, weswegen er wartete, dann aber, als der Nazi kam, diesem zuflüsterte:

„Kummt mit mi in den Garten, i hab' Enk von einer Sach' anes guten Freunds von mi zu sagen."

So nahm Sepperl scheinbar Abschied von Lenzel, des Nazi's Kameraden, und ging vom Letztern begleitet in den Garten; aber kaum hatten sie den betreten, als auch das Hülfsgeschrei der Baronin im Hause erschallte.

„Der Gnädigen ist 'was passirt, ich muß hinauf — bleibt hier im Garten, Sepperl."

Mit den Worten sprang Nazi zurück ins Haus. Er war nicht wenig überrascht, in dem Manne, der die Baronin auf dem Arme trug, denselben zu erkennen, dem er vor Kurzem das Päckchen mit Schriften übergeben hatte. Da sich der Wüthende ihrem Angriff

auf seine Person durch Flucht entzog, so eilte ihm Nazi nach in der Hoffnung, ihm beim Sepperl unten im Garten zu ergreifen. Diese Hoffnung wies sich umsonst, und als Nazi seinen Irrthum klar erkannte, schrie er verzweiflungsvoll:

„Schlagt mich todt! Schlagt mich todt! Ich hab' da 'ne Dummheit gemacht, die, wenns herauskommt, eine Menge Leut' um die Köpfe bringt. Was soll nun geschehen?"

Der einzige Rath Sepperl's war der, daß er sich sogleich so schnell als möglich nach Hause begeben wolle, um, wenn der Stephi dahin käme, ihm die verhängnißvollen Papiere abzunehmen. Aber der Stephi kam nicht in Frau Talterl's Wohnung, Sepperl konnte auch keine Spur von ihm auffinden. Die einzige Möglichkeit, seiner habhaft zu werden, beruhte noch auf der Nachforschung in dessen Heimat am Staffelsee. Sepperl entschloß sich, die Reise dahin anzutreten. Es stand zu viel auf dem Spiel, um nicht Alles dagegen einzusetzen. Nazi's Humor, den er beim Löwenbräu sonst zu entwickeln pflegte, war unter Null herabgesunken, und er sagte zum Sepperl:

„Wenn der Malifizmensch nicht zu finden ist, bleibt mir nichts Anderes, als ich gehe auf und davon oder ich nehm' mir 's Leben."

Am Staffelsee hatte Finessen-Sepperl kein besseres Glück hinsichtlich der Auffindung Stephi's, als es in München der Fall gewesen war. Frau Miedei hatte gar vornehmen Besuch im Hause. Die Frau Gräfin Rahel Haslang befand sich bereits schon vierzehn Tage daselbst mit ihrer kleinen Comtesse Claudia. Die Leute am Staffelsee waren nicht wenig erstaunt, in dem sonst so stillen Andrä'schen Hause eine Dame so hohen Ranges wohnen und gegen Frau Miedei sich so leutselig und vertraut benehmen zu sehen, als hätte eine schon vieljährige herzliche Freundschaft zwischen ihnen bestanden.

Am Staffelsee mußte ein solcher Besuch um so mehr Aufsehen erregen, als man daselbst nicht gewöhnt war, prunkende Livréen zu sehen. Die Frau Gräfin hatte nur zwei ihrer Diener mit sich, aber wenn diese in ihren mit breiten Silberborten besetzten Livréen erschienen, gukten ihnen die Leute ganz perplex nach und fragten einander: „Wie mag d' Frau Miedei nur zu der fürnehmen Bekanntschaft kummen sein?“ Daß sie und die Frau Gräfin einerlei Familiennamen führten, darauf achtete man wenig oder nicht, denn wenn man von der Gräfin sprach, hieß es nur: „Die gräf-liche Dam'“, ihren Namen nannte man nicht dazu, die Meisten kannten ihn auch nicht einmal. Der Nim-

bus, den die Vornehmheit in den Augen dieser schlichten Menschen hatte, ließ sie den Namen als nicht besonders wesentlich übersehen.

Wenn dieser so geringe Prunk — außer den beiden Dienern waren nur noch eine Kammerfrau und eine Kammerjungfer mit der Gräfin gekommen — auch nicht die guten dergleichen ungewöhnten Leute in Verwunderung gesetzt hätte, so würde der vertrauliche Umgang der kleinen Comtesse und der Vronel miteinander dies bewirkt haben. Beide Mädchen waren ein Herz und eine Seele, und immer beieinander. Vronel glich neben der Comtesse einer jungen Eiche, an welche sich ein zarter Epheuschößling hinanrankt. Sie ging ihrem dreizehnten Lebenssommer entgegen, und die schlanke kräftige Figur dieses jungen, in Fülle der Gesundheit und Schönheit aufblühenden Mädchens contrastirte allerdings gegen Claudia's kleine schwächliche Gestalt und blasses Gesichtchen, in welchem sich ein tief begründetes Leiden aussprach. Wenn die Sonne dem See einen funkelnden Panzer anlegte, und die kleinen Wellen wie flüssiges Gold dahin murmelten, schwamm der offene Kahn, von Vronel geführt, hinüber nach der nächsten kleinen Insel, die wie eine Krone mit ihrem vielen Buschwerk und schlanken Bäumen aus der Wassermenge hervorragte. Da sah

man, wie das blasse Grafenkind den Arm um die Vronel geschlagen und den Kopf an deren Brust gelehnt, gleich einem Bilde der Zuversicht und inniger Hingebung ihr zur Seite saß, und die Frau Gräfin Mutter und Frau Miedei standen oben auf dem hölzernen Gange ums Obergeschoß des Hauses, und die Erstere winkte den im Kahn Dahinschaukelnden mit dem Tuch in der Hand Grüße zu.

Von Gräfin Rahel und der Malersfrau Maria Haslang konnte man sagen, es hätten in ihnen sich zwei verwaiste einsame Herzen zusammengefunden, um einander gegenseitig ein Trost zu sein. Die Gräfin war jetzt heiterer als an jenem Tage, wo sie bei dem Feste im östreichischen Gesandtschaftshôtel durch das von Gräfin Seilern zufällig gewählte lebende Bild «Van Dyk's Abschied von seiner Liebe» so tief erschüttert wurde.

Die Begegnung mit Graf Bernard Chamisso hatte den Anstoß zu der erwähnten günstigen Gemüthsstimmung bei ihr gegeben, und indem der Genannte ihren Gemahl rechtfertigte, indem er ihr jenes Schreiben des verstorbenen Pfarrherrn von Murnau, des Paters Huber, gab, welches dem Maler Sigismund Haslang den Tod seiner Gattin Frau Maria anzeigte, rechtfertigte er sich selbst nach Kräften. Er behauptete,

erst dann die so ungleiche kirchlich eingesegnete eheliche Verbindung Sigismund's mit Miedei erfahren zu haben, als dieser von der Furcht gedrängt worden sei, sein Geheimniß könne ruchbar werden. Er, Bernard, hätte keine andere Rettung aus dieser Verschlingung von unzuläßlichen Verhältnissen gesehen, als unter einem Vorwande dieser Ehe ihn zu entfremden und ihn dahin zu bestimmen, wegen deren Auflösung sich nach Rom zu wenden. Bei dem Erstern habe er Sigismund unterstützt, ihm jedoch die nöthige Einleitung hinsichtlich der in Rom zu thuenden Schritte überlassen.

Die vom Kurfürsten vollzogene Verlobung Sigismund's mit ihr, der Gräfin, habe ihn fast dem Wahnsinn nahe gebracht. Erst als die Vermählung so nahe herangerückt, daß nur noch wenige Tage bis zu dieser Feierlichkeit übrig geblieben wären, habe er, von Angst gefoltert, ihm, Bernard, gestanden, daß er noch keinen Schritt wegen der Auflösung der Ehe mit Miedei gethan und entschlossen sei, dem Kurfürsten ein treues Bekenntniß seiner großen Schuld des Schweigens abzulegen. Auf sein Dringen, daß er, Bernard, sich zu Frau Miedei begäbe, um ihr Alles zu sagen, hätte er sich auch wirklich diesem unangenehmen Auftrage aus Freundschaft unterzogen, die

Frau aber leidend unter den Nachwehen einer schweren Entbindung gefunden.

Wenn eine Schuld auf ihm laste, so sei es die, daß er nicht vorsichtig genug der in großer Affection sich befindenden Frau gegenüber gewesen, und diese Stunde als geeignet angesehen hätte, ihr zu sagen, daß, den bestehenden Verhältnissen gemäß, ihre Ehe gelöst und sie ihren Gatten als einen ihr Gestorbenen betrachten müsse.

„Ich konnte nicht vorher sehen, daß die Frau, als ich vom figürlichen Tode Sigismund's sprach, dies als eine geschehene Thatsache auffassen und in eine tödtliche Ohnmacht fallen würde. Am zweiten Tag darauf, da von ihrem Wiederaufleben keine Möglichkeit geahnt wurde, schrieb der Pfarrherr zur Beglaubigung meiner Meldung diese Zeilen an Sigismund und drückte das Kirchensiegel darunter. Der Eindruck dieser Nachricht auf ihn war furchtbar, Sie selbst, meine Gnädige, wissen davon, wenn Sie sich an jenen Tag erinnern, wo Sigismund bei Anwesenheit der höchstseligen Frau Herzogin Clemens auf Schloß Haimhausen von einer Ohnmacht überrascht wurde, die für sein Leben fürchten ließ. Ich hielt es für meine Pflicht, die nun verstorbene Frau Gräfin Haimhausen von diesem Geheimniß zu unterrichten,

welches durch den Tod der Frau Miedei in ein anderes Stadium getreten war. Indem er Ihro gräflichen Gnaden die Hand reichte, beging er wissentlich kein Verbrechen gegen die Gesetze der Kirche, er war frei von jeder andern Verbindung."

Dieser von Bernard besonders betonte Schluß nahm von Rahel's Herzen den sie so außerordentlich ängstigenden Gedanken, daß ihr Gemahl absichtlich das Verbrechen einer Doppelehe begangen habe, obwol es tief verletzend für sie war, dagegen die volle Ueberzeugung fassen zu müssen, daß ihn nicht Liebe, nur Mitleid für ihre Ehre zu der Ehe mit ihr geführt habe. Diese Ueberzeugung in sich nieder zu kämpfen, jedes scharfe Urtheil über ihn dem von ihrem milden Herzen als eine Gewißheit aufgestellten und ängstlich festgehaltenen Gedanken, er habe edel an ihr gehandelt, unterzuordnen, verursachte ihr harten Kampf. Es gehörte die ganze Selbstverleugnungskraft eines der edelsten Frauenherzen dazu, um über das eigene tief gekränkte Gefühl den Sieg davon zu tragen. Rahel errang ihn.

Auf ihre Bitte mußte ihr Graf Bernard das mit dem murnauer Kirchensiegel versehene Schreiben des verstorbenen Pfarrherrn, Pater Huber, als Eigenthum überlassen.

„Ich bedarf der sichtbaren Stütze der Erhebung“, sagte sie zu ihm . . . „und dieser Brief wird stets eine solche für mich sein, da er meinen Gemahl von dem größten Theil seiner Schuld entlastet. Lächeln Sie nicht, Herr Graf, über diese scheinbare Grille von mir. Ich glaube, es wird noch manche Stunde in meinem Leben kommen, wo ich dieses Trostes bedarf. Ach, wir dürfen nicht stolz auf unsere Kraft, auf unsere Vorsätze sein. Sie verwehen oft so schnell, daß wir unsere Schwäche kaum erst merken, wenn sie schon unsere Meisterin geworden ist.“

Ueber die von ihm ausgehende Täuschung, daß eine frühere Liebe auf der ingolstädter Universität bei Sigismund eine so tiefe Erinnerung hinterlassen, ging Bernard leicht hin.

„Es war nur natürlich, daß ich mich zu dieser Unwahrheit verstehen mußte, um Ihro Gnaden Ehe nicht unnöthig zu stören; damals war ich noch ebenso gut wie der Graf, Ihr Gemahl, von dem Tode dessen erster Gattin überzeugt“, sagte er. „Erst von der Gräfin Tante hörte ich die unerwartete Nachricht von dem Leben dieser Frau.“

Auch darüber wollte Rahel Aufklärung haben, was ihr Gemahl in Rücksicht auf sein ihm von Frau Miedei geborenes Kind beschlossen habe?

Bernard eröffnete ihr, daß Graf Sigismund durch Zukauf von Grundstücken das Andrä'sche Besitzthum bedeutend vergrößert, und beschlossen hätte, so wie das Kind das vierzehnte Jahr erreicht habe, demselben unter fremdem Namen ein Vermögen überweisen zu lassen.

„Ach, wie arm und unglücklich ist er geworden!“ rief Gräfin Rahel, tief bewegt . . . „er hat der Liebe seines Kindes entsagen müssen.“

Bernard's gewandtes Benehmen versöhnte Rahel mit ihm, und sie gestattete ihm, ihrer Correspondenz mit ihrem Gemahl auch von seiner Seite Briefe beilegen zu dürfen, jedoch mußte er ihr sein Cavalierwort geben, nichts über ihre Kenntniß des Verhältnisses Sigismund's zu Frau Miedei in denselben zu erwähnen.

„Dies Bewußtsein wäre ebenso viel als ein Mord an ihm“, sagte sie . . . „er soll nie ein Wort in dieser Beziehung von mir hören, obwol zwischen ihm und mir eine Scheidewand hinsichtlich unsers ehelichen Verhältnisses gefallen ist. Welches Verbrechen würde ich begehen, wenn ich, dies furchtbare Geheimniß kennend, unsere Ehe nicht als gelöst betrachtete, obwol ich vor der Welt seine Gemahlin bleibe.“

Der Märzmonat des nächstfolgenden Jahres 1793 entriß ihr einen wahrhaft väterlich gegen sie gesinnten

Freund, den alten ehrwürdigen Präsidenten, Graf Haimhausen, ohne vorher von der Qual eines längern Krankenlagers gepeinigt zu werden. Somit stand sie allein. Schloß Haimhausen, nun den Erben des Präsidenten zugefallen, konnte ihr kein längeres Asyl bieten, und sie entschloß sich, ihren durch die Verhältnisse lange hinausgeschobenen Vorsatz, Frau Maria Haslang in ihrem häuslichen Wirkungskreise zu sehen, in Ausführung zu bringen. Selbst ihre Diener erfuhren nicht den Bestimmungsort ihrer Reise und waren nicht wenig erstaunt, als die Frau Gräfin nach ihrer Ankunft zu Murnau, wo sie auf Dauer eines halben Tags ihre Reise, deren Ziel Niemand kannte, unterbrach, und von einem Spaziergang in der Umgebung dieses Städtchens zurückkommend, den Befehl gab, ihre Equipage zu Frau Miedei zu bringen. Die Gräfin hatte Miedei ihres Vaters wegen in großem Kummer gefunden. Drei Jahre waren nun verstrichen, und der unglückliche Andrä blieb seiner Familie entrissen. Ein unbekannter Kerker hatte ihn aufgenommen, er war der gesetzlosesten und durch Fanatismus gesteigerten Willkür als Opfer verfallen, und alle Bemühungen Frau Miedei's, zu seiner Befreiung zu wirken, blieben vergeblich.

In dem einsamen und harmlosen Stillleben Miedei's

war die Ankunft der Gräfin eine wohlthuende Zerstreuung, und schon am ersten Tage ihres Beieinanderlebens kannten sie sich gegenseitig so, als wären sie immer zusammen gewesen. Wenn auch der Frau Miedei das höhere Wissen mangelte, welches die Gräfin Rahel sich durch die ihr gewordene treffliche Erziehung erworben hatte, so versetzte ihr gesunder Verstand und ihr tiefes Gefühl, unbeschadet der zuweilen etwas stark hervortretenden Färbung von Religiosität, diesen Mangel aufs Vollkommenste. Ihr Denken und Fühlen, wie überhaupt ihr ganzes Wesen stand in innigster Harmonie mit ihrer stillen schönen Heimat, wo die Künste und Verfeinerungen der großen Welt fremd waren und der Mangel derselben als etwas Unbekanntes nicht empfunden wurde.

Gewiß unterlag Gräfin Rahel einem, ihrem Frauenherzen sehr schmerzlichen Gefühl, als Frau Miedei sie ins Obergeschoß führte und das Zimmer öffnend, aus dem eine Thür auf den Gang ging, der diese obere Wohnung gleichsam umgürtete, sprach:

„Wenn die gnädige Frau Gräfin mit dieser Wohnung zufrieden sein wollen, soll es mir eine herzlich große Freude sein, Sie, so lange es Ihnen gefällt, hier zu sehen. Da hier oben hat mein guter verstorbener Sigismund gewohnt, und 's war für ihn immer

eine große Freud', vom Gang aus über den See hin und nach dem Gebirg' zu sehen. Da hat er oft manche halbe Stund' gestanden und seine Freud' gehabt an unserm schönen Bergland", fügte sie hinzu und blickte mit feuchtem Auge zu Boden; aber als ob sie diese Empfehlung der Wohnung für nicht passend halte, einer so vornehmen, an prächtige Zimmer gewöhnten Dame gegenüber, sagte sie bald darauf: „Die gnädige Frau Gräfin müssen mir diese Erinnerungen an meinen für mich unvergeßlichen Mann nicht übel deuten, die kommen so über Einen wie ein Wind vom Gebirg', und man kann sich da nicht helfen, weil sie gleich 's Herz zu voll machen. Ich sag' auch nicht, daß die gnädige Frau Gräfin die Aussicht von unserm Gang' schön finden sollen, nein, nein, das will ich nicht damit gesagt haben. Die Maler sehen viele Ding' mit andern Augen an. Meines Vaters Stub' ist's eigentlich und der hat oft gesagt, daß er sich da wohler befänd' als in dem großen München, wo's nicht an viel tausend mal schönern Wohnungen fehlt."

„Aber an einer solchen Aussicht fehlt es", versetzte die Gräfin, um ihre tiefe Bewegung vor ihr zu verbergen, und erklärte, daß, wenn Frau Maria die Störung nicht scheue, welche ihr Aufenthalt hier auf eine kurze Zeit verursachen möchte, sie recht gern in

diesem Asyl des Friedens wohnen würde, denn auch sie habe der Ruhe des Gemüths nöthig.

„O, seien die gnädige Frau Gräfin tausend mal willkommen bei uns am Staffelsee!“ rief Miedei . . . „hier finden's gewiß Ruhe. Ach, wie könnt' ich denn noch leben nach so schwerer Prüfung und hartem Kummer, die der Herrgott mir armen Frau aufgebürdet, wenn ich nicht hier auch gleich wieder einen Trost, einen Frieden gefunden hätt'!“

Und wie die beiden jungen Mädchen einander erst kennen lernten — Claudia sah sich anfänglich von den ihr ungewöhnten kleinern Verhältnissen, in die sie nun mit einem male sich versetzt fand, eingeschüchtert, beengt —, da waren sie bald die besten Freundinnen. Der Vronel lebenslustiges offenes Wesen sprach ihr zu Herzen, zwischen ihnen existirte kein Rangunterschied, davon wußte Vronel nichts, und das trauliche Du schloß die beiden jungen Herzen fest aneinander.

„I hab' die Claudia so herzlieb, als wenn's ane Schwester wär'“, behauptete Vronel . . . „und wenn i 's machen könnt', müßt's rothe Bäckle hab'n und mit jauchzen, daß 's die Leut' drüben überm See hör'n möchten. Und ane lustige Tänzerin müßt's a

werd'n. O, i gäb' ihr All's, was i nur hab', seelensgern, weil's mi a so lieb hat."

„Das Dierndl red't so vom Herzen herunter, wie's denkt, nehmen's die gnädige Frau Gräfin nicht für ungut", entschuldigte Miedei. „Das kommt aber daher, weil's nichts d'von weiß, daß 's Leut' gibt, die in höherm Stand sein und gleich geboren als Grafen und Fürsten. I möcht' meinem Vronel nicht gern d'von sagen, denn ich glaub', an Kindesherz ist mehr werth vor Gott und Menschen, als 'n schön redender Kindesmund, dem's fürnehme Worte gelehrt hab'n."

„Nein, nein, Frau Maria, thue Sie da nichts dagegen! Mir macht's Freude, wenn Ihr Vronel und meine Claudia sich wie ein paar Schwestern lieben. In solcher schuldlosen Liebe findet vieles Schlimme eine große heilige Sühne", entgegnete die Gräfin.

So waren vierzehn Tage schon vorübergegangen; zwischen den beiden an Rang einander so ungleichen Frauen, wie zwischen ihren beiderseitigen Kindern hatte sich mit jedem Tage ein innigeres Einverständniß geschlossen, und als die Gräfin von ihrer bevorstehenden Abreise sprach, da fragte Claudia weinend: „Von der Vronel soll ich fort . . . und von dem schö-

nen Staffelsee auch, wo ich immer mit ihr fahre?... ach, Mama, wer wird mich denn so lieb haben wie die Bronel ... und wo finde ich wieder einen solchen schönen See?" Auch Frau Miedei redete der Gräfin zu, noch einige Zeit zu bleiben.

„Mir ist so wohl geworden, daß die gnädige Frau Gräfin in meinem Haus sind, ich kann's nicht sagen, wie wohl, g'rad' als hätte mir ein Herz gefehlt, das mich versteht und ich hätt' eins gefunden. Mein' alt Resei sagt's auch, die gnädige Frau Gräfin wären uns zum Segen ins Haus gekommen und wenn's wieder fort wären, würden wir uns fragen: wo ist denn unser guter Engel hin? Bleiben's noch, gnädige Frau Gräfin, wenn's Ihnen nicht zu einsam ist in meinem Haus. Besser und schöner finden's freilich überall, aber ob so viel Liebe? ich glaub's fast nicht."

„Nein, meine liebe Freundin!" rief die Gräfin tief ergriffen von den aus dem Herzen kommenden und zum Herzen gehenden schmucklosen Worten Miedei's ... „nein, gewiß nirgends so viel als hier." Und von der Empfindung ihres Herzens überwältigt, zog sie Miedei rasch zu sich und küßte sie.

„So lieb haben's mich?" rief diese freudig ...

e, dann bleiben's auch noch bei uns hier? Ich bitt' die gnädige Frau Gräfin."

Rahel sagte zu und in dem Hause herrschte eine Freude, als sei die fröhlichste Nachricht daselbst verkündet worden. Um die Zeit war es, wo des Bräuwastel's Vater mit dem Finessen-Sepperl, der ganz unverhofft nach Murnau gekommen war, einen Besuch im Andrä'schen Haus abstattete, um, wie Sepperl sagte, einmal etwas vom Stephi zu hören, denn ihm habe neulich geträumt, der sei wieder zu Hause am Staffelsee. Da konnte er freilich nichts Anderes erfahren, als daß Niemand etwas von dem seit vierzehn Jahren spurlos verschwundenen Stephi wisse. Die Resei sagte: „In unserm Haus ist an groß Unglück für d'Mannsbilder. Der Vatter von der Frau Miedei is in Verhaft genumma und woaß kaan Mensch eppes von 'm, der Bruada (Bruder) von ihr is schun so lang fort, daß mer ganz af 'n vergessen hat und der Mann von der Frau is a schun viele Jahre todt. I dank' Gott, daß die Vronel kaan Bua is, dann möcht's a am End' schun net mehr am Leben sinn." Finessen-Sepperl verließ mithin, über den Zweck seiner Reise unbefriedigt, in Gesellschaft des murnauer Bräu das Andrä'sche Haus.

Gräfin Rahel hatte ihrem Bleiben eine Frist von

vierzehn Tagen zugesetzt. Sie waren bald um. Zwei Tage nach dem Frohnleichnamsfeste wollte sie die Rückreise antreten. Das Frohnleichnamsfest brachte viel buntes Volksleben in Murnau zusammen. Das kleine sonst so stille Städtchen hallte dann wider von Glockengeläute, Musik, Gesang und Büchsenschüssen, wenn die große Procession mit dem Allerheiligsten feierlich nach den vier an den Ecken des Rings (Markt) erbauten und mit allen nur denkbaren Zierrathen und Putz ausgeschmückten Altären zog. Gräfin Rahel war mit Frau Maria und den beiden Mädchen nach Murnau hineingefahren und als die Procession in langem Zuge dahinwallte, die Glocken der Pfarrkirche weithin diesen feierlichen Umzug verkündeten und heilige Lieder, tausendstimmig gesungen, mit den sich kräuselnden Weihrauchwolken vereint zum Himmel aufstiegen, sah sich Frau Miedei von einem im Zuge unter den Geistlichen gehenden Benedictiner durch ein freundliches Kopfnicken begrüßt. „Pater Cölestin!" rief leise die Gegrüßte überrascht. Nachdem die kirchliche Feier vorüber war, trat der Genannte an sie heran und ihr die Hand reichend, sagte er: „Wie ich sehe, Frau Miedei, hat Sie lieben Besuch und es ist mir angenehm, Sie hier zu treffen, denn sonst hätte ich Sie am heutigen Nachmittag in Ihrer Häus-

lichkeit gestört, weil es mich verlangt, wieder einmal nach so vielen Jahren das Haus zu betreten, wo ich zu Zeiten des guten Pfarrherrn Huber, meines damaligen hochwürdigen Herrn Vorgesetzten, so oft gewesen bin und so schöne Stunden der Freundschaft erlebt habe."

„O hochwürdiger Herr, ich bitt', geben's dem Haus die Ehr', es zu besuchen", bat Frau Miedei, „es ist noch unverändert dasselbe. Ich bin freilich die Einzige, die aus jener Zeit drinn übriggeblieben ist, aber ich werd' Alles thun, daß es dem hochwürdigen Herrn gefallen soll wie ehedem, als meine gute, selige Mutter noch lebte. 's ist viel Böses unter der Zeit über mich und die Meinigen hingegangen, aber . . . unsre Freund' vergessen wir deshalb nicht, und der hochwürdige Herr waren ja ein recht lieber und gern gesehener Freund von uns. Da wird's viel zu plauschen geben über die vergangene gute Zeit. Ich bitt', hochwürdiger Herr, um die Ehre Ihres Besuchs."

Gräfin Rahel pflichtete ihrer Bitte bei und der Benedictiner versprach nach dem Mittagsmahl, zu dem er beim Pfarrherrn geladen sei, seinen Besuch zu machen.

„Wie ich den hochwürdigen Herrn angesehen hab',

ist mir's zu Sinn gekommen, als stieg' die Vergangenheit lebensfrisch und groß vor mir auf", redete Frau Miedei. „Meinen Bruder Stephi hat er gekannt und ist ihm ein guter Special gewesen; auch den Vater hat er gekannt. Wenn der von seiner durchlauchtigen Frau Herzogin Urlaub erhalten und zu uns gekommen ist, hat der Herr Pater Cölestin niemals fehlen dürfen in der Gesellschaft bei uns, weil's ein sehr studirter Herr sei, dem man viel Ehr' geben müsse. Und meinen Sigismund hat er auch gekannt und ich weiß es noch wie hent, daß er einmal zu mir sagte: «Jungfer Miedei, Sie kann sich 'was drauf einbilden, Ihr Sigismund ist so wie ein feiner Cavalier, und wenn man's nicht wüßt, daß er ein Maler wär, könnt' man ihn für einen vornehmen Herrn halten.»" Nach einigem Nachdenken, wobei sie nieder auf den Schoos blickte, überschwebte ein angenehmes Lächeln ihr Gesicht und sie sagte zur Gräfin gewendet: „Manchmal ist mir das auch zu Sinn gekommen, als wenn's gar nicht anders sein könnt' und mein Sigismund müßt' ein feiner Cavalier sein, denn es war in seinem Thun Alles anders als bei andern Leuten, ich fühlte das heraus und mich hat's erhoben, daß ich beinah hätt' stolz auf ihn sein können. Nun, er ist hin und ich bin noch da mit dem Kind, dem

Vronel. Und wär' er Sr. kurfürstlichen Durchlaucht Sohn gewesen, wie er doch nur ein Maler war, der um Geld malte, lieber hätte ich ihn nicht haben können. Für mich war er Alles ... meine einzige Freude, und wenn ich zuweilen noch von ihm träume, ist mir der ganze Tag so heiter, daß ich's nicht sagen kann, wie?"

Am Nachmittag gab die Gräfin ihrer weiblichen und männlichen Bedienung die Erlaubniß, hinunter nach Ried am Staffelsee zu fahren, wo die Feier des Frohnleichnams alljährlich eine Art Volksfest ins Leben rief, das sehr stark von den Bewohnern der Umgegend besucht wurde. Und kaum waren die Leute der Gräfin in Frau Miedei's Planenwägelchen fortgefahren und Vronel wiegte sich mit der kleinen Claudia auf dem See, der heute so lichtblau den über ihm sich wölbenden Himmel zurückspiegelte, als der hochwürdige Benedictiner-Pater Cölestin mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!" in die Unterstube des ihm bekannten Hauses eintrat.

Er war einer jener milden Priester, wie sie sein sollen, aber leider nicht alle sind. In ihm war nichts von geistlichem Stolz zu finden, obwol er ein gelehrter Mann war, der wohl stolz auf seine Kenntnisse hätte sein können, es aber nicht war, weil sein sanf-

tes friedliebendes Gemüth von solcher Unzier an einem Geistlichen keine Spur in sich hatte. Die Gräfin fand sich durch seine Unterhaltung angenehm angesprochen. Sie saßen am Fenster, sodaß sie jeden auf der Straße Vorübergehenden zwischen dem Haus und dem See sehen konnten. Außen auf der Bank am Hause hatte die alte Resei Platz genommen, gleichsam über die beiden jungen Mädchen im Kahn Aufsicht haltend. Pater Cölestin deutete im Verlaufe des Gesprächs hinaus auf einen armen Wanderer, der, wie es schien, den Weg von Murnau daher kam und sagte:

„Da ist auch Einer von den Vielen, denen das heilige Frohnleichnamsfest kein Feiertag ist, wie es allen Christen ein solcher sein soll. Wie er herüberschaut aufs Haus hier, als möchte er es im Voraus wissen, ob ihm hier eine Gabe gereicht wird, mit der er vielleicht seinen Hunger zum Feierabend seines Marsches für den heutigen Tag stillen kann."

Miedei rief der Resei zu: „Komm herein, Resei, der arme Mann muß ein Zehrgeld haben, daß er am heiligen Frohnleichnam nicht hungert." Die Gräfin legte ein Guldenstück der Resei für den Armen hin, der, wie sie hereinging, eilig aufs Haus zukam, der Pater gab auch einen Beitrag und Frau Miedei sagte: „Weil sich schon so viel Almosen hier sammelt, so

gib ihm ein Maas Bier und einen Imbiß, 's wird ihm gewiß auch lieb sein."

„Gut, Frau."

Mit den Worten ging Resei hinaus, aber sie überschritt die Schwelle der geöffneten Stubenthüre nicht, denn draußen im Flur vor dem großen hölzernen Kruzifix lag der Wandersmann auf den Knien, seine Arme nach dem Gekreuzigten emporstreckend, während heiße Thränen aus seinen Augen auf den Fußboden fielen. Er betete laut, aber seine Worte klangen wie mühsam herausgestoßene und vom Schluchzen unterdrückte, erstickte Laute, die man wol hörte, deren Sinn man aber nicht verstand. Weil die Resei überrascht mitten in der Thüre stehen blieb, fragte Miedei erstaunt: „Warum gehst nicht, Resei?"

Der Benedictiner-Pater stand auf und trat zu Resei. Auch ihn ergriff der Anblick des wie in größter Verzweiflung Betenden. Er winkte den beiden am Fenster einander gegenübersitzenden Frauen, heran zu kommen. „Das ist, wie mir scheint, nicht nur ein armer Mensch an irdischem Hab und Gut, sondern ein Armer, der gescheitert ist in allen seinen Hoffnungen auf Gott und dem wir ein Zehrgeld für seine angstvolle Seele reichen müssen, soll der heilige Frohnleichnamstag für uns selbst ein Tag des Segens sein."

Nach diesen leise gesprochenen Worten trat der würdige Priester an den sich auf dem Fliesen vor dem Kreuze wie in heftigen Krämpfen Krümmenden und legte ihm die Hand sanft auf das Haupt.

Erschrocken von dieser Berührung fuhr Jener auf. Ein bleiches von Blattern zerrissenes Gesicht starrte auf ihn, und di eunter der Stubenthüre stehenden Frauen erschracken unwillkürlich vor den wilden stieren Blicken und dem abstoßend häßlichen Anblick des Mannes. Im Nu raffte er sich auf und wollte dem Hause entspringen, der Benedictiner-Pater ergriff ihn aber noch rechtzeitig beim Arm, ehe er aus der Thüre gelangen konnte und hielt ihn zurück.

„Nicht so, mein Freund", sagte er liebreich . . . „bleibt! Am heiligen Frohnleichnamsfest soll keines katholischen Christen Herz in Trübsal sein und wäre es beladen mit der schwersten Sünde. Heute ist der Sühnetag, der Erde und Himmel zusammenführt, die große Vergebungsfeier für alle Katholiken im heiligsten Gottesopfer. Darum bleibt, mein Freund, und flieht dies christlich-fromme Haus nicht. Die Milde wird Euch irdische Gaben reichen und ist Eure Seele schwer beladen von begangenem Unrecht, so gönnt mir die Ausübung meines priesterlichen Amts, Euch ein Tröster und Berather zu werden."

Mit irren Blicken schaute der Fremde, der am ganzen Körper zitterte, zu dem Benedictiner auf, dann schien der Gedanke an Flucht aufs neue in ihm aufzusteigen, er wollte sich der ihn haltenden Hand Jenes entreißen, aber es mislang und er brach wie ein Gerichteter in die Knie nieder. „Dieser Arme braucht viel Trost, viel Liebe", sprach Pater Cölestin mitleidig. „Ein Mensch, der verzweifelt an der Vergebung Gottes und dem die Stimme des Trösters wie Posaunenton in die Seele schlägt, ist an sich selbst zum Judas Ischariot geworden und ..."

Wie von einem jähen in seine von Irrsinn und Verzweiflung verfinsterte Seele dringenden Weckruf aufgerüttelt, schrie der Fremde: „Judas! ... ja, ja, ich bin Judas Ischariot ... o mein Weg ist der eines Verfluchten ... dies Haus muß über mich zusammenstürzen ... es muß den Sohn begraben, der seinen Vater verrieth ... laßt mich fort ... fort ... da, da ist der See ... Stephi Andrä muß hinein ... da unten in der Tiefe gibt's keinen Fluch mehr ... der Stephi wird ein Heiliger ... das Wasser reinigt von aller Sünde." Und mit einem Aufschrei, der gellend das Haus durchhallte, riß er sich von der Hand des Paters los, den das Erstaunen, einen längst verschollenen, diesem Hause angehö-

renden Namen so unerwartet ausgesprochen zu hören, betäubt zu haben schien. Mit einem Satze entsprang er dem Hause, aber die wilde und blinde Hast seiner Flucht ließ ihn eine Stufe des Hauseingangs verfehlen und er stürzte so heftig zu Boden, daß er bewußtlos liegen blieb.

„Stephi!“ der Name ging fast unbewußt über die Lippen des Benedictiners, Frau Miedei's und der Resei. In diesem einzigen Worte vereinte sich ihr Schreck, ihr angstvolles Staunen, es war ein Moment, für den es keine Bezeichnung gab, der voll übermächtigen Entsetzens sie beherrschte.

„Mein Gott, der arme Mensch ist hart zu Boden gefallen!“ rief Gräfin Rahel.

Der Pater erholte sich durch diese Mahnung von seiner Betäubung. Er stieg die Stufen zu dem unten auf dem Gesicht Liegenden hinunter und richtete ihn auf. Der Fall hatte dessen Stirne hart verletzt, denn er war mit derselben auf einen Stein aufgeschlagen. Ein breiter Blutstreif zog sich über beide Augenbrauen hin, die erlittene gewaltige Erschütterung hatte ihn bewußtlos gemacht. „Komme Sie, Resei, wir müssen ihn hineintragen . . . es ist ein verlorener und wiedergefundener Sohn“, sprach der Benedictiner und trug ihn unter Beistand der alten Magd ins Haus.

Frau Miedei zitterte heftig, dies plötzliche Erlebniß machte sie unfähig, irgend eine Anordnung hinsichtlich Stephi's zu treffen. Resei, weit resoluter, nachdem sie sich nur ein wenig von dieser furchtbaren Ueberraschung erholt hatte, übernahm für ihre Herrin, die auf Bitte Pater Cölöstin's von der Gräfin in die Stube zurückgeführt wurde, die Sorge für den „wiedergefundenen Sohn des Hauses". Der Pater half ihr denselben in ihre Kammer tragen, und während sie frisches Wasser herbeiholte, um seine Wunde auszuwaschen, entkleidete er den Bewußtlosen. Nachdem das Bluten gestillt und ihm ein in Wasser getauchtes Tuch um die Stirne gebunden war, gab Stephi wieder Lebenszeichen von sich.

„Trage Sie sein Gewand hinaus, man muß ihm jedes Mittel zu einem nochmaligen Fluchtversuch benehmen", befahl Pater Cölestin in leisem Tone der Resei, die sogleich gehorchte und die von Staub und Straßenschmuz besudelten und noch obendrein höchst defecten groben Kleidungsstücke Stephi's aus der Kammer schaffte. Da sie diese Gegenstände über den Arm gehängt trug, fiel unterwegs ein versiegeltes und verschnürtes Päckchen aus einer nach unten gekehrten Tasche heraus. Bedächtig, wie Resei's Art durch ihre stark vorgerückten Jahre geworden war,

trug sie das Päckchen, als sie die Kleider in einer Holzkammer verschlossen hatte, hinein in die Stube zu Frau Miedei. „Doa is eppes ausg'fallen aus 'm Stephi saanen G'wand, heb's d' Frau auf, 's möcht' verlor'n geng'n", sagte sie und rapportirte auf die Frage, wie es mit dem Stephi jetzt stehe: „Uih, nit viel besser als davor. Der hochwürdige Herr is bei 'm und wir müss'n halt sög'n, woas mit 'm wird."

Erst nach einer vollen Stunde trat Pater Cölestin bei den Frauen ein und sagte: „Ich habe Hoffnung, daß wir den Weg zu seinem Herzen finden. Da mag viel Schlimmes verschlossen liegen. Er hat mich erkannt und das gibt mir Zuversicht, daß es möglich sein wird, ihn dem traurigen Zustande von Verzweiflung zu entreißen, der von ihm Besitz genommen. Aber es wird viel Mühe, viel Geduld beanspruchen, ihn so weit zu bringen, daß er seine Vergangenheit vor uns aufschließe. Leider mangelt uns jeder Leitfaden, der uns in den Stand setzen könnte, ihn zu dem Glauben zu bringen, daß wir um seine Verhältnisse wissen. Dies würde die Aufgabe, ihn zum Sprechen, zu einem offenen herzlichen Geständniß zu bewegen, sehr erleichtern."

Frau Miedei rief die Hände faltend: „Jesus Maria und Joseph, ich kann mich noch gar nicht von

dem Schreck erholen! So den Stephi wieder zu sehen! ach, das ist herzzerreißend."

Gräfin Rahel deutete auf das Päckchen und sagte: „Die Resei hat das hereingebracht. Vielleicht könnte es einen Aufschluß geben über die Verhältnisse des armen Stephi. Pater Cölestin stimmte diesem Gedanken bei und die deutsch geschriebene Aufschrift des Päckchens lesend, sagte er: „Es ist an einen Herrn Armand zu Offenbach bei Frankfurt am Main gerichtet. Nun, öffnen wir es getrost. Wir thun es ja nicht aus böslicher Neugier, sondern des Zweckes willen, ihm zu helfen, denn seine Seele ist schwer bedrückt und auf seinem Gewissen lasten, wie mir dünkt, Erinnerungen an schlimme Thaten."

Mit diesen Worten zerschnitt Pater Cölestin die das Päckchen fest zusammenhaltende Schnur. Es enthielt mehre Briefe und ein paar zusammengefaltete Papiere, sämmtlich in französischer Sprache geschrieben. Der gute Pater bekannte, daß er wol lateinisch, griechisch, ja sogar hebräisch verstehe, aber in der modernen Sprachkenntniß ein Laie sei und bat die Gräfin, da sie dieser an den Höfen unter vornehmen Personen gangbaren Sprache kundig, den Inhalt zu verdeutschen. Nachdem die Gräfin einen der Briefe zu lesen begonnen hatte, wurde sie leichenblaß,

das Billet sank ihr mit der Hand auf den Schoos nieder.

„Was ist Ihnen, gnädige Gräfin?“ fragte Pater Cölestin erstaunt, und Frau Miedei sprang auf, um, in der Meinung, eine Ohnmacht wandle Rahel an, ihr Hülfe zu leisten.

„Welches entsetzliche Geheimniß!“ rief die Gräfin ... „großer Gott, welches furchtbare Verbrechen!“

„Ein Verbrechen, das Stephi begangen hat?“ fragte Frau Miedei bebend.

„Von welch einem Verbrechen ist die Rede in diesem Briefe?“ setzte der Priester angeregt hinzu.

Und Gräfin Rahel antwortete: „Der Kaiser mit seiner Familie soll in seiner Hofburg zu Wien ermordet, Oestreich unter dem Beistande Frankreichs zur Republik gemacht werden.“

Diese Antwort war so gewichtiger Art, daß der Schreck sowol dem Pater als Frau Miedei anfänglich die Sprache raubte. Als der furchtbare Eindruck, der Beiden durch der Gräfin Antwort geworden, ein wenig von seiner betäubenden Gewalt verlor, ersuchte Pater Cölestin die Gräfin, die Schriften wörtlich zu übersetzen, damit man zur vollkommenen Kenntniß des verruchten Planes gelange und mit

Gottes Hülfe demselben zuvorkommen könne. Gräfin Rahel entsprach dieser Auffoderung.

Ein unter dem Schleier des Geheimnisses zu Wien ins Leben gerufenes Complott von Männern, deren mehre namentlich in diesen Papieren genannt waren, Feinde des Kaiserhauses und exaltirt für das blutige Revolutionsbeispiel, das Frankreich den schreckerstaunten Völkern gab, hatten im engen Verbande mit fanatisch republikanischen Franzosen, welche an der Spitze der damaligen Regierung Frankreichs standen, beschlossen, die Hauptstadt Oestreichs, das lustige Wien, zu einem blutgedüngten zweiten Paris zu machen, die kaiserliche Familie mittels Mords zu beseitigen und die Fahne der Revolution aufzustecken. Der wiener Platzhauptmann, Herr von Hebenstreit, durch seine Stellung im Besitz der militärischen Mittel, der als Dichter bekannte und Haupt des Magistrats, kaiserliche Rath Brandstätter, ein Mann von großem Einfluß bei den Bürgern, ein Baron Taufner, und Professor Baron Riedel waren als Enthusiast für die Revolution namentlich in diesen Papieren aufgeführt und durch eigenhändige Unterschriften als Haupttheilnehmer bei diesem verruchten Plane bestätigt. Selbst hinsichtlich der östreichischen Provinzen fanden sich genaue Nachrichten über die Erwartungen, welche man

bezüglich der Volksstimmung bei dieser Revolution hegen dürfe, angegeben und von den bereits dahin abzielenden Versuchen, durch Emissäre das Volk dem Aufruhr geneigt zu machen, Aufschluß ertheilt.

Eine Pause tiefen Schweigens lastete, nachdem Gräfin Rahel die Schriften durchlesen, auf ihr, dem Pater und Frau Miedei. Die Gewalt des Entsetzens über den verbrecherischen Plan hielt ihre Zungen gefesselt. Der Pater hob nach einer Weile seine Arme empor und brach das Schweigen mit den Worten Hiob's: „Er öffnet die finstern Gründe und bringet heraus das Dunkel an das Licht!“ und dann sprach er: „Vor uns ist Hiob's Rede wahr geworden und es ist Gottes Wink, das schändliche Bubenstück zu zerstören. Frau Miedei, erhebe Sie Ihr Herz. Was uns jetzt erschreckt hat in tiefster Seele, das muß Ihr zum Segen werden.“

„Mir?“ fragte die Genannte erstaunt.

„Nicht anders. Wer wollte nicht Dem einen guten Lohn gewähren, der ein so großes und schweres Geheimniß offenbart, durch dessen Verschweigung der schändliche Mord über den Kaiser und sein Haus kommen würde? Kann Se. kurfürstliche Durchlaucht weniger thun, als Ihrem Vater die Freiheit geben, wenn

Sie so großen Dienst dem mächtigsten Fürsten der Christenheit erweist?“

„Ja, der Hochwürdige hat Recht“, stimmte Gräfin Rahel bei . . . „diese Nacht noch finde uns auf dem Wege nach München. Sei Sie meines Beistandes versichert, liebe Freundin. Ich führe Sie den Weg zum Kurfürsten. Eile ist nöthig.“

Ueber Frau Miedei's Gesicht rollte Thräne um Thräne, sie konnte kaum sprechen vor Freude bei dem Gedanken, ihrem Vater die Freiheit verschaffen zu können. Dies Glück kam so plötzlich über sie, daß sie sich nur mit Mühe zu fassen vermochte. Aber dann kam auch die Erinnerung an Stephi, ihren Bruder. War er betheiligt bei dem entsetzlichen Geheimnisse des Kaisermordes? und wenn er es war — denn wie wäre er sonst in den Besitz dieser verrätherischen Papiere gekommen? — welches Loos traf ihn dann als Mitschuldigen? Frau Miedei äußerte diese Befürchtung, welche in der That nicht ganz unbegründet erschien und durch das Schweigen des würdigen Priesters sowol als das der Gräfin Rahel Bestätigung fand.

Pater Cölestin sprach nach einigem Nachdenken: „Nun, Frau Miedei, sei es wie es sei, unsere Pflicht ist es, dies schlimme Geheimniß so schnell als möglich

zur Kenntniß Sr. kurfürstlichen Durchlaucht zu bringen und ich schlage Ihr vor, lasse Sie mich an Ihrer Statt diese Mission beim Kurfürsten vollziehen. Ich will nicht damit gesagt haben, daß der Allmächtige Ihre Rede vor dem Durchlauchtigsten Herrn nicht genugsam kräftigen werde, um zu seinem Herzen für Ihren Vater zu sprechen ... nein, fern sei von mir der Zweifel an Gottes das schwache Menschenherz begeisternde und erhebende Kraft ... aber ich meine, daß es vielleicht besser sein würde, wenn Jemand, dem sein Kleid einen Anspruch auf Ehrerbietung selbst von Seite eines Fürsten gibt, mit dem Durchlauchtigsten Herrn in dieser Angelegenheit verhandle. Ueberlege Sie das. Sie weiß ja wohl, daß es bei mir nicht um eitles Vordringen willen geschieht. Doch selbst dem Geheimnisse, das bei dieser Angelegenheit zu beobachten so nothwendig ist, dürfte es ersprießlich sein, wenn ich diese Mission bei dem Durchlauchtigsten Kurfürsten übernähme. Ich denke, daß es am Hofe weniger auffällig sein würde, ein Mitglied der Benedictinerbrüderschaft des Klosters Ettal bei dem Durchlauchtigsten Herrn eine Audienz beanspruchen zu sehen, deren Grund ja in einem Auftrage seines Klosterobern bestehen kann, als Ihr, Frau Miedei, gelingen, durch den Beistand der Frau Gräfin eine solche erst zu

erwirken, wo sich doch auch noch Hemmnisse entgegenstellen können, die wir jetzt nicht ahnen und welche vielleicht nicht gleich zu beseitigen sein dürften. Denke Sie sich die Voreingenommenheit Sr. kurfürstlichen Durchlaucht gegen den Namen Andrä und gehe Sie mit sich selbst zu Rathe, was das Beste sein könnte in dieser Angelegenheit."

Aber Gräfin Rahel pflichtete nicht dieser Ansicht bei. Sie hielt es für geeigneter, daß Miedei persönlich bei dem Kurfürsten für ihren Vater spräche, und Miedei glühte auf in dem ihr Herz so ganz erfüllenden und begeisternden Gedanken, Diejenige sein zu können, welche des Vaters Kerkerhaft bräche. „So sei es!" stimmte der Pater bei ... „aber ich will dann wenigstens nicht müssig sein in dem Amte, welches mir von Gott dem Herrn auferlegt ist, ein treuer Freund der Bedrängten zu sein. Ich werde bis zu Ihrer Rückkehr Stephi's Pfleger sein, denn er bedarf sorgsamen Beistandes."

Mit Erstaunen vernahm das am Abend von Rieden heimkehrende Dienstpersonal der Gräfin deren Entschluß, mit Anbruch der Nacht, die übrigens durch Mondschein erhellt war, abzureisen. Die Resei hatte alle Hände voll zu schaffen, um Frau Miedei's und der Vronel weniges Reisegepäck in Stand zu setzen.

Unter den beiden jungen Mädchen war die Freude groß, eine Reise miteinander zu machen, die Vronel wußte noch gar nicht, wie es draußen in der Welt aussähe und klatschte vor Vergnügen in die Hände, ein mal ums andere Claudia umarmend und küssend. Ehe Frau Miedei mit der Gräfin in den Reisewagen stieg, trat sie noch in Resei's Kammer.

In Stephi's Geist kämpfte Licht und Dunkel gewaltig gegeneinander, leider aber trug immer das letztere den Sieg davon, denn der lichten Augenblicke waren nur sehr wenige und auch dann nur gleich einem Hauche kommend und verschwindend. Der Benedictiner-Pater sagte leise zu Miedei: „Dem hat die Welt und er sich selbst viel Wehe zugefügt, meine Hoffnung, ihn zu klarem Denken zu bringen, ist sehr klein geworden."

Der Stephi richtete sich im Bett auf, irre Blicke auf seine Schwester richtend. Ein dumpfes Lachen aus seinem Munde folgte diesem Anschauen, unter welchem Frau Miedei angstvoll zitterte. „Pollonerl . . . schönes Pollonerl!" rief er leise . . . „kommst zu mir? . . . ja? . . . hui! . . . freuest dich über mich? gelt, wir machen Hochzeit? . . . Hochzeit! . . . in Munkacz . . . in der Isar . . . hahaha! . . . Henker-Pollonerl . . . an mir hast's erworben, an mir . . .

ich . . ." Mit einem halberstickten Schrei fiel er zurück auf das Kissen und blieb regungslos mit geschlossenen Augen liegen.

„Das ist eine gebrochene Seele!" sprach Pater Cölestin . . . „nun, wie es Gott gefällt, so geschehe es. Geht mit seinem besten Segen, Frau, Euer Weg sei ein glücklicher."

Und bald darauf rollte der Gräfin Reisewagen mit dem raschen Viergespann dem Städtchen Murnau zu. Der Mond überglänzte die stille Landschaft mit seinem Silberlichte, den Reisenden ein freundlicher Begleiter auf der öden menschenleeren Straße.

V

Die Frühmesse war vorüber. Der Kurfürst, aus der Schloßkapelle zurückgekehrt, las wie gewöhnlich die für ihn unterdeß seiner Einsicht zurecht gelegten Berichte und Bittschriften. Die Letztern stammten sämmtlich von Personen, denen seine Vertrauten gewogen waren und aus denen dem Durchlauchtigsten Herrn keine Kenntniß über die zahllosen Uebelstände, die seine Regierung über das bairische Volk brachte, werden konnte. Diese Bittschriften erhielten daher fast durchgängig das Wohlwollen des Kurfürsten und wurden berücksichtigt. Bei den Berichten aber zog sich seine Stirn zuweilen kraus, denn kein Gedanke war ihm widerlicher als der, daß es in Baiern Menschen gäbe, die sich gegen seine Anordnungen auflehnend erwiesen. Sich als Fürst dem Volke gegenüber nicht verantwortlich für all sein Thun wissend, räumte er auch nur höchst selten einem über Ungerechtigkeit Klagenden das Recht

zu solcher Klage ein, welche er im Bewußtsein seiner erhabenen Stellung als einen Eingriff in seine Rechte, als einen Trotz betrachtete, der lediglich seine Person betreffe.

Diese eigenthümliche, aus übertriebenem Hoheitsdünkel hervorgehende Ansicht, die mit seinem zunehmenden Alter gleichsam stereotyp bei ihm wurde, diente seinen Creaturen zur sichersten Basis ihres Unwesens. Einer der Berichte, aus Manheim, vom Statthalter der Pfalz, Graf Oberndorf, gezeichnet, beanspruchte sein längeres Nachdenken, da derselbe, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar einen längst von ihm genährten Wunsch berührte. Graf Oberndorf sendete befohlener Maßen alle vierzehn Tage einen umständlichen Bericht über den Gesundheitszustand der Gemahlin Karl Theodor's ein. Es war nicht Neigung des Kurfürsten zu ihr, welche ihn diese Berichterstattung hatte anbefehlen lassen, im Gegentheile wünschte er, daß das sieche Leben seiner nicht geliebten Gemahlin rasch dem Ende zugehe; denn frei von dem Ehebande mit ihr, hoffte er dann seinen Haß gegen die Linie Zweibrücken, in der er seinen Erben wußte, befriedigen zu können. Ein neu geschlossenes Eheband konnte das Mittel werden, die Hoffnungen der ihm tief in der Seele verhaßten zweibrückener Erben zunichte zu machen.

Es gab für ihn nur noch zwei Dinge, die er mit Eifer haßte. Die Zweibrückener und die französische Revolution. In beiden hinsichtlich dieses Hasses einander die Wage haltenden Objekten war er fest und unwandelbar in seiner einmal gefaßten Meinung, weshalb an seinem Hofe kein Mensch von den Begebenheiten in Frankreich und ebenfalls nicht von den Zweibrückenern redete.

Graf Oberndorf's diesmaliger Bericht ließ der Erwartung Raum, daß der Frau Kurfürstin tief gesunkene Lebenskraft nicht mehr lange werde andauern können und dies war ein Vorwurf zum Nachdenken für den Durchlauchtigsten Herrn. Das unangenehme Gefühl, sich 69 Jahre alt zu wissen, verdüsterte ihn, denn er fürchtete, daß, wenn seine Gemahlin auch wirklich bald aus dieser Zeitlichkeit scheide und er nach gehaltenem Trauerjahre, ein 70jähriger Mann, Anspruch auf eine der jungen Erzherzoginnen aus dem kaiserlichen Hause, wie ihm früher ein solcher Plan als ein vom wiener Hofe sehr gern gesehener insinuirt worden war, erheben wolle, sein hohes Alter leicht ein Stein des Anstoßes, wenn auch nicht beim Kaiser, doch bei der Braut sein könnte, denn für eine junge lebensfrische Prinzessin hieß eine so ungleiche Verbindung nicht viel anderes, als ihre schöne Jugend einer haß- und habsüchtigen Politik

zum Opfer bringen. Und doch sah er in einer zweiten Ehe allein das Mittel, den Zweibrückenern das Erbe zu entreißen.

„Gäbe es nichts, was den Kaiser und sein Haus mir zum Dank verpflichten könnte? gäbe es nichts dergleichen?“ fragte er sich; aber diese Frage blieb ihm ein nichtzulösendes Räthsel. Wenn die lebenslange Ergebung, die er dem Kaiserhause bei allen Gelegenheiten erwiesen, in den Augen des nunmehrigen Kaisers und dessen Familie nicht so schwer in die Wagschale fiel als er dachte, wenn durch die verhängnißvollen Zeitumstände Oestreichs Politik eine andere Richtung gezwungen annahm, dann war sein Hoffen ein auf Nichts gegründetes gewesen. Mit dieser letzten verfehlten Hoffnung lastete dann auch das unangenehme Bewußtsein auf seiner Seele, daß überhaupt sein ganzes langes Leben ein verfehltes zu nennen sei. Er hatte nur mit menschlichem Vorwitz in die Speichen des Schicksalsrades gegriffen, in der Meinung, es hemmen, seinen Umschwung ändern zu können, und nichts war ihm von dieser kindischen Erhebung gegen die höhere Macht, die Sonnenstrahlen und Regentropfen nach ewig weisem Gesetze sendet und Fürstengeschlechter und Völker blühen oder untergehen läßt, geblieben, als jedes Autokraten letztes Weh, die Ueber-

zeugung, ein Staubkorn gewesen zu sein, das in das Nichts zurückfällt, aus dem es hervorgegangen.

Verdrießlich, einen solchen all seinen Dünkel vernichtenden Gedanken in sich aufdämmern zu sehen, warf er die Berichte bei Seite und ging mit großen heftigen Schritten auf und ab. Klopfen an der Thüre machte ihm bemerkbar, daß wie an jedem Morgen der Geheimreferendar, von Lippert, die Seele der heimlichen Inquisition, welche ihre Thätigkeit auf so erschreckende Weise im Lande ausbreitete, im Vorzimmer sich befinde, um über die in sein Bereich gehörenden Vorkommnisse Bericht zu erstatten. Der Kurfürst hatte zu diesem Menschen, der für nichts anderes zu leben schien, als seines Fürsten und Landesherren Feinde . . . und dieser war jeder freidenkende Mensch, der zu wenig zu heucheln verstand, um das Unrecht Recht zu nennen . . . zu verfolgen und zu strafen, eine besondere Zuneigung gefaßt. Lippert wies sich als die Demuth und Gottesfurcht selbst, zwei Eigenschaften, die ihn bei dem alt gewordenen Karl Theodor ganz besonders empfahlen. Ein Zeichen mit der Klingel gab dem im Vorzimmer Harrenden die Erlaubniß einzutreten.

Lippert verbeugte sich tiefer vor dem Durchlauchtigsten Herrn als jeder Andere bei Hofe dem Kurfürsten

schmeichelte, da diese wortlose Demuth des Geheimreferendars ja Zeuge von dessen Erkenntniß seiner Nichtigkeit in Gegenwart seines erhabenen Gebieters war.

„Nun, Lippert, was hat Er vorzutragen?“ fragte der Kurfürst.

Der Bericht des Aufgefoderten folgte.

„Er ist ein Wächter mit tausend Argusaugen“, belobte Seine Durchlaucht.

„Ach, allergnädigster, Durchlauchtigster Herr, ich bin dieses Ruhmes nicht würdig“, hob Lippert mit demuthsvoller Zerknirschung an . . . „denn ich fühle nur zu oft die Unzulänglichkeit der geringen Kraft in mir, welche leider mit dem guten Willen nicht gleichen Schritt zu halten im Stande ist. Die Allwissenheit fehlt mir, um ganz ein Diener Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht zu sein, wie ich es zu sein wünschte.“

„Nun, nun, Lippert, das Unmögliche darf Er nicht beanspruchen; Er thut ohnehin zu Unserer Genüge und Zufriedenheit, und wünschen Wir uns lauter solche Diener wie Er einer ist. Daß Er nicht allwissend ist, darüber tröste Er sich.“

„Allergnädigster, Durchlauchtigster Herr“, entgegnete Lippert mit abermaliger Verbeugung, „ich erkenne in tiefster Unterthänigkeit Allerhöchstdero Huld

und ersterbe dafür in der größten Submission eines treugesinnten Herzens vor Eurer kurfürstlichen Durchlaucht. Nur das Bewußtsein des rechtschaffenen Willens, meine Pflicht im weitesten Umfange zu erfüllen, mindert etwas den Vorwurf, den ich mir mache, an Dingen zu scheitern, die ich trotz aller Bemühungen nicht zur Enthüllung zu bringen vermag."

„Und welche sind das?"

„Ich meine damit jenen uns bis jetzt unbekannt gebliebenen Verrath alles Dessen, was an Ew. kurfürstlichen Durchlaucht Hofe geschieht, an den zweibrückener herzoglichen Hof", sprach Lippert. „Alle meine mit dem größten Eifer fortgesetzten Forschungen haben kein entscheidendes Resultat hinsichtlich der Entdeckung desselben gehabt. Im Gegentheil ist mir die Ueberzeugung geworden, daß diese Verrätherei, für die ich keinen Urheber aufzufinden vermag, mit einer Ausdauer fortgesetzt wird, die auf ein ganz besonderes Sichsicherwissen basirt ist. Ich verfolge allerdings eine Idee, welche vielleicht zu einer Enträthselung dieses so sorgfältig verhüllten Geheimnisses führen kann, aber bin leider noch nicht so glücklich auf dieser Fährte gewesen, um einen günstigen Erfolg davon in Aussicht zu haben."

Der Gedanke an den Zweibrückener, seinen Vetter

und Nachfolger in der pfalzbairischen Kurfürstenwürde, verdüsterte Seine Durchlaucht sichtbar. Seine ohnehin durch das Alter tiefgefurchte Stirn faltete sich in dicht aneinander gedrängte Runzeln, seine Lippen kniffen sich in unterdrücktem Zorn aufeinander, und das bei ihm gewöhnliche Zeichen desselben, heftiges Trommeln mit den Fingern der rechten Hand, erfolgte. Nach einer Weile sagte er: „Lippert, fünftausend Gulden sind Seine Belohnung, wenn Er den Nichtswürdigen entdeckt, der bei Unserm Herrn Vetter von Zweibrücken das liebe Kind und bei uns die Schlange spielt. Ja, ja, ich glaube gern, daß ich der zweibrückener Durchlauchtigkeit schon viel zu lange lebe. Höchstdieselben hätten lieber vor Jahren schon das in Aussicht stehende Erbe angetreten. Nun, nur Geduld, Herr Vetter von Zweibrücken, Wir hoffen zu Gott, den fetten Bissen nicht auf Höchstdero Tafel kommen zu lassen." Und wieder ging der Kurfürst in langen Schritten auf und nieder, vor sich hinpustend wie Jemand, der einen weiten, ermüdenden Lauf gethan hat; dann blieb er stehen und fragte: „Welche Idee verfolgt Er in bewußter Sache?"

„Mein Calcul", sprach Lippert, „läuft da hinaus, das diese uns bis jetzt unerklärlich gebliebene Verrätherei unter Mitwirkung, vielleicht auch ganz allein

durch die Illuminaten geschieht. Abbé Salabert ist Illuminat, macht gar kein Geheimniß daraus, spricht mit viel Ostentation von den hohen, diesem Orden angehörenden fürstlichen Personen, und eben diese Verbindung des Abbé läßt mich schließen, daß der Haß, den die Illuminaten gegen Ew. kurfürstliche Durchlaucht als ihrem Feind hegen, besonders zur Sicherung des Geheimnisses des vom hiesigen Hofe ausgehenden Verrathes dient. Frau von Esebeck, Sr. Durchlaucht von Zweibrücken Favorite, deren Gemahl unumschränkter Minister ..."

„Ja, ja, unumschränkter Minister eines Staates, in welchem mehr Jäger und Hunde existiren als Einwohner, dessen durchlauchtiger Regent größere Hände als Taschen hat und sich der Kunst befleißigt, Damen seines großen Hofes, die Höchstderselbe nicht leiden kann, in die Finger zu beißen", schaltete der Kurfürst, ihn unterbrechend, mit zornigem Lachen ein. Die Erwähnung des letztern Umstandes, dem ein wirkliches Factum zugrunde lag, indem der zweibrückener kleine und kleinliche Gebieter eines Tages die Hand einer ihm verhaßten Dame an seinem Duodezhofe, wie um dieselbe zu küssen, genommen und ihr den Zeigefinger entzweigebissen hatte — welche sehr unfürstliche Rache damals durch einen Artikel in Schlözer's Staatsanzeiger

unter der Rubrik „Fez und Marokko“ weltkundig geworden war, — zeugte von der großen zornigen Aufregung des Durchlauchtigsten Herrn, der sonst dergleichen sehr niedrige Gesinnungen andeutende Anekdoten von fürstlichen Personen nie oder nur selten anzuziehen für gut fand.

Lippert wartete in Unterthänigkeit, bis ihm der Kurfürst weiter zu sprechen befahl.

„Frau von Esebeck“, fuhr er dann fort, „hat neulich in der sich in ihrem Salon versammelnden Gesellschaft geäußert: «Wir wissen Alles, was am münchener Hofe geschieht, der Nordwind bläst es uns ins Ohr.» Einer meiner Agenten, den ich nach Zweibrücken geschickt hatte, verbürgt diese Worte der genannten Dame, woraus ich den Schluß ziehe, daß vielleicht von hier über Berlin oder Braunschweig die verrätherische Luft weht.“

Der Kurfürst trommelte stark mit den Fingern auf dem Tische. „Es ist zum Verzweifeln, die Spur dieses Schurken nicht auffinden zu können!“ rief er. „Daß auch Sein Gehirn ganz vertrocknet ist, Lippert!“

„Kurfürstliche Durchlaucht, ich bin schuldlos; meinem Eifer ist schon Manches zu entdecken gelungen, aber in dieser so delicaten Sache erlaube ich mir kaum

Muthmaßungen — denn sie könnten falsch sein, mich in dem ruhigen Verfolgen dieser Angelegenheit täuschen —, wehre dergleichen sogar mit allen Kräften von mir ab, um nicht den Vorwurf der Unvorsichtigkeit oder gar der Ungerechtigkeit auf mich zu laden. Bin jetzt eben in diesem mich sehr bestürzt machenden Falle, habe heute in der Frühmesse schon inbrünstig zu Gott gefleht, daß er mich, auf dem Ew. kurfürstlichen Durchlaucht allergnädigstes Vertrauen ruht, doch erleuchten möge, daß ich keinen unrechten Gedanken gegen eine Person fasse, welche ein langjähriger treuer Diener Ew. kurfürstlichen Durchlaucht ist.“

„Er hat eine Vermuthung?“ fragte der Kurfürst gespannt.

„Bewahre mich Gott, daß ich dergleichen gegen einen so alten bewährten Diener Ew. kurfürstlichen Durchlaucht, wie Allerhöchstdero Geheim-Cabinetssecretär von Stengel ist, hegen sollte! Nur bestürzt fühlte ich mich, gegen ihn einen Beweis vorzufinden, daß er mit ausgemachten Illuminaten in einer Verbindung gestanden zu haben scheint, von der man hier am Hofe nichts ahnte.“

„Er redet von meinem alten Stengel?“ fragte der Durchlauchtigste Herr fast erschrocken. „Will Er mir das Vertrauen auf diesen rechtschaffenen Mann

aus der Seele reißen? Lippert, ich warne Ihn, gehe Er nicht zu weit; Er greift mir ans Herz, wenn Er meinem alten Stengel nur einen falschen Verdacht aufbürdet."

Der Geheimreferendar betheuerte unter wurmartigen Krümmungen seines Körpers, daß ihm kein böser Gedanke gegen den genannten treuen Staatsdiener in den Sinn komme, aber er wisse sich nicht zu helfen in dem ihm in diesen Morgenstunden vorgekommenen Falle, und er rufe die hohe Weisheit seines Durchlauchtigsten Gebieters an, ihm den rechten Weg zu zeigen. Die Sorge wegen dieses Verraths habe ihn nicht schlafen lassen; immer sei wie ein Gespenst der Gedanke, daß derselbe nur durch den Beistand der gefährlichen Illuminaten bestehen könne, in ihm aufgetaucht, und um dessen nähere Tendenzen ganz genau kennen zu lernen, darin vielleicht einen Anhaltepunkt für seine Muthmaßung zu finden, habe er sich noch vor Tagesanbruch darangemacht, jene Papiere, die man bei dem ehemaligen Zahlmeister der Herzogin Clemens, dem Andrä, gefunden habe, durchzusehen. Dabei sei ihm ein an den Geheim-Cabinetssecretär von Stengel gerichteter und von Andrä nicht vollendeter Brief in die Hände gefallen, der unter dem Wust von Schriften zeither übersehen worden sei; der

Inhalt dieses unbeendeten Briefes habe ihn aber in große Bestürzung gebracht.

Nach dieser Erklärung überreichte Lippert das besprochene Blatt dem Kurfürsten, der es hastig ergriff. Des Durchlauchtigsten Herrn Mienen verfinsterten sich zusehends, und nachdem er es zu Ende gelesen, warf er es auf den Tisch.

Lippert blieb in gebückter Stellung vor ihm stehen; nur zuweilen flog sein Blick verstohlen auf seinen Gebieter, der nach einer Weile heftig die Klingel rührte. Ein kaum merkbares Lächeln lief über des Geheimreferendars sorgsam gehütetes Gesicht.

„Stengel!" rief der Kurfürst dem eintretenden Leibdiener entgegen.

„Ist soeben gekommen, Ew. Durchlaucht."

Des Kurfürsten Wink deutete dem Diener an, den Befohlenen sogleich einzulassen.

Die vieljährige Kenntniß des Ausdrucks der verschiedenen Gemüthsstimmungen seines Durchlauchtigsten Gebieters ließ den Geheim-Cabinetssecretär sogleich erkennen, daß derselbe sich in großer Aufregung befinde, und die Anwesenheit des Edlen von Lippert drängte dem Eingetretenen auch die Ueberzeugung von dessen Urheberschaft dieses Unmuths auf. Lippert machte die ihm sehr unangenehme Beobachtung, daß

des Kurfürsten Zorn beim Anblick seines alten Freundes sich mindere.

„Lese Er, Stengel!“ befahl der Kurfürst nach einer Weile, auf das Blatt zeigend.

Ohne Zögern gehorchte der Aufgefoderte und legte dann das Blatt mit einer ehrerbietigen Verbeugung wieder auf den Tisch.

„Nun, was hat Er dagegen aufzubringen?“ fragte der Kurfürst.

„Wenig, Ew. Durchlaucht“, antwortete der alte Geheim-Cabinetssecretär mit eiserner Ruhe ... „ich erkenne sehr klar, daß Jemand mich um meine Stelle und Eurer Durchlaucht mir so vieljährig allergnädigst geschenktes Vertrauen beerben möchte.“

„Seine Stelle und mein Vertrauen erben — was soll das heißen?“

„Kurfürstliche Durchlaucht, «erben» ist ein Kunstausdruck der Zigeuner für «stehlen».“

Des Geheimreferendars Gesicht wechselte die Farbe. Der Ausfall seines Gegners war so massiv und so sicher, daß es eben nur gleicher Eigenschaft und gleicher Ruhe bedurfte, um sich mit demselben in einen Kampf einzulassen.

„Keine Allotria!“ befahl der Kurfürst. „Lippert hat dieses Blatt heute unter den mit Beschlag belegten

Schriften des gefährlichen Illuminaten Andrä gefunden. Es ist ein nicht vollendeter Brief an Ihn, Stengel. Was kann Er dagegen sagen?"

„Mein gnädigster Herr, nichts, als daß ich den Herrn Geheimreferendar aufrichtig beklage, drei Jahre zur Entdeckung dieses Blattes bedurft zu haben; denn so lange ist es her, daß man Andrä und seine Papiere in Haft nahm."

„Kurfürstliche Durchlaucht wollen mir allergnädigst erlauben, mich ..."

Eine Handbewegung des Kurfürsten legte dem Edlen von Lippert Schweigen auf, dann fuhr der Durchlauchtigste Herr fort zu sprechen: „Andrä nennt Ihn, Stengel, in diesen Zeilen seinen Freund, einen Erleuchteten, der sich mit Ekel von dem Hoftreiben abwende und zu dem Bunde der Philosophen gehöre, welcher, wenn auch nicht sichtbar, aber geheimnißvoll und sicher in die rollenden Räder der Staatengeschicke eingreife und die Menschengeister läutere. Das klingt, als wäre Er, Stengel, ein Illuminat. Vertheidige Er sich."

„Mein gnädigster Herr, ich stehe am Rande eines vieljährigen pflichtgetreuen, zum größten Theil unter Ew. kurfürstlichen Durchlaucht Augen zurückgelegten Lebens", hub der Geheim-Cabinetssecretär ausdrucks-

voll an. „Der Rückblick auf dieses Leben ist für mich ein vorwurfsloser, und kein Blatt in dem auf allen Seiten vollgeschriebenen Buche meiner Vergangenheit erweckt bei mir Beschämung und Reue. Ich freue mich des Bekenntnisses, daß ich, solange ich denken kann, jeden braven Mannes Freund, jedes Heuchlers Feind gewesen bin und noch bin. Als braven Mann habe ich den Andrä stets gekannt, und neigte er sich dem Illuminatismus zu, so bin ich überzeugt, daß er Einer von den Vielen war, welche, durch das redliche Wollen ihrer Herzen verführt, in diesem Orden ein Heil für die Menschheit zu finden glaubten. Nie hat er gegen mich etwas davon geäußert, und seit der Zeit, wo seines Sohnes Ischariotsthat ihn in den Kerker von Rothenberg brachte, habe ich ihn nicht gesehen, nicht gesprochen und nie eine schriftliche Mittheilung von ihm erhalten. Wenn dieser unvollendete Brief wirklich von ihm herrührt, so pflichte ich dem vollkommen bei, was er in demselben von mir sagt. Ich habe mich stets mit Ekel von dem Hoftreiben abgewendet, weil ich die vielen Heuchler mit süßen Worten und schlechten Herzen verachte, und Derjenige, welcher diese Giftschwämme mit Abscheu betrachtet, hat vielleicht Anspruch auf den Namen eines Erleuchteten, denn er scheidet das Falsche von dem Wahren. Meine Philo-

sophie ist der Spott. Ich habe von jeher die Neigung in mir getragen, die Thoren zu geißeln, und welche Waffe wäre diesen empfindlicher, als Spott? Er ist der mächtigste Damm gegen alle Verkehrtheit und Schlechtigkeit; seit Jahrtausenden haben die besten und geistreichsten Männer in unsichtbarem geistigem Bunde an diesem Damme gebaut, mit dieser Waffe gekämpft. Dieser Philosophie zufolge, mein gnädigster Herr, konnte ich nie ein Anhänger des Illuminatismus sein. Ich war zu nüchtern, um zu schwärmen, und dünkte mich zu alt, um unter einem Schulmeister wie Professor Weishaupt, dem Stifter des Illuminatenordens, zu stehen, und den extravaganten Phantasien seines Beistandes, des hannöverschen Brausekopfs Herrn von Knigge, mich zu unterwerfen.

Eine kleine Pause verstrich nach dieser Vertheidigungsrede des alten Geheim-Cabinetssecretärs, welche der Kurfürst sichtbar beifällig aufnahm. Dann sagte er sehr gnädig: „Gut, gut, mein Alter . . . ich glaube Ihm; aber wende Er Seine Philosophie nur nicht gegen mich an. In welchem Anliegen kam Er denn hierher? Er war ja schon da, als ich Ihn befehlen ließ?“

„Ich kam, um von Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht Andrä's Befreiung gegen ein Allerhöchst Ihnen zu

entdeckendes Geheimniß zu tauschen", antwortete Herr von Stengel.

„Er ist toll!" rief der Kurfürst auffahrend ... „bin ich ein Mäkler? ... von welchem Geheimnisse redet Er?"

Der Geheim-Cabinetssecretär trat nahe an ihn heran und flüsterte ihm zu: „Es ist ein Geheimniß, das Seine Majestät den Kaiser und dessen ganzes Haus zum höchsten Danke gegen Ew. Kurfürstliche Durchlaucht verpflichten muß."

„Wie? redet Er Wahrheit, Stengel?"

„Mein Kopf ist Bürge dafür. Es ist ein so hochwichtiges Geheimniß, daß Ew. Kurfürstliche Durchlaucht nicht weniger zum Dank für dessen Entdeckung thun können, als einem alten ungefährlichen Mann, wie der Andrä ist, Begnadigung zu schenken.

Nach einer kleinen Weile staunenvollen Anblickens sagte der Kurfürst: „Stengel, rechne Er es sich als ein Zeichen meiner besondern Gnade für Ihn an, daß ich Ihm die Zusage gebe, des Andrä Freilassung anzubefehlen, wenn das Geheimniß, von welchem Er spricht, nach meinem Ermessen von so großer Wichtigkeit ist."

Ohne daß der Kurfürst es verhindern konnte, küßte ihm der alte Geheim-Cabinetssecretär die Hand.

„Was treibt Er denn da?“ fragte der Kurfürst verwundert, da dergleichen Bezeigung von Ehrfurcht zwischen ihnen, die täglich in naher Berührung zueinander standen, nicht üblich war.

„Mein Durchlauchtigster Herr, mein Herz freut sich Allerhöchstdero Gnade für einen Gefangenen, denn nun ist der Arme sicher frei.“

„So gewiß weiß Er sich Seiner Sache? nun, Er macht mich fast neugierig.“

Stengel deutete mit den Augen auf den sich in sehr unangenehmer Situation befindenden Edlen von Lippert, der eine Heimlichkeit vor sich verbergen sah und noch das sehr widerwärtige Gefühl empfand, Denjenigen, welchem er zu einem Sturze oder wenigstens zu einer Aeußerung der Ungnade des Kurfürsten hatte verhelfen wollen, mehr als je in dessen Gunst stehen zu sehen. Eine Handbewegung des Durchlauchtigsten Herrn deutete dem Geheimreferendar seine Entlassung an. Mit tiefem Groll im Herzen verließ Lippert, wohl bemerkend, daß ein verächtliches Lächeln seines siegreichen Gegners ihn begleitete, das kurfürstliche Gemach unter tiefen Verbeugungen.

Herr von Stengel erzählte nun dem Kurfürsten, daß Frau Gräfin Haslang ihn heute gleich nach Anbruch des Morgens zu sich beschieden und ihn, da sie

sich von der Reise vom Staffelsee her sehr unwohl fühle, ersucht habe, dem Durchlauchtigsten Herrn das in Rede stehende Geheimniß sogleich zu enthüllen. Die Eigenthümerin desselben, Frau Miedei, Andrä's Tochter, verhalte sich jetzt in seiner Wohnung im Schlosse, des Winkes bereit, der sie zu ihm, dem Kurfürsten, rufen werde.

„Und der Inhalt dieses Geheimnisses?“ fragte Karl Theodor.

„Kaisermord.“

Der Durchlauchtigste Herr prallte einige Schritte zurück, Entsetzen bleichte sein Antlitz.

„Gestatten Ew. Durchlaucht, daß Andrä's Tochter die schriftlichen Beweise dieses ungeheuern Verbrechens persönlich . . .“

„Ja, ja“, unterbrach ihn der Kurfürst und während der Geheim-Cabinetssecretär sich ins Vorzimmer begab, um durch einen der Diener Frau Haslang aus seiner Wohnung abholen zu lassen, ging Karl Theodor die Hände gefaltet im Gemache auf und ab, mehre mal vor sich hinsprechend: „Kaisermord! . . . Kaisermord! . . . großer Gott, welch entsetzlicher Gedanke!“

Wenig Minuten später trat Frau Maria Haslang an der Seite Stengel's ein. Der verhängnißvolle Moment lastete mit Bergesschwere auf ihr, sie zitterte

heftig bei dem Gedanken, daß auch diese Hoffnung, ihres Vaters Freiheit zu erwirken, fehlschlagen, des Kurfürsten Herz hart und unlenksam bleiben könne. Von dem Geheim-Cabinetssecretär geführt, sank sie zu Karl Theodor's Füßen nieder und rief unter Thränen, das Päckchen mit den Papieren ihm überreichend: „Gnade! Gnade für meinen armen unglücklichen Vater!“

Mit Hast nahm ihr der Kurfürst das Päckchen aus der Hand und es selbst öffnend, durchflog er in Eile den Inhalt der Papiere. Ungeheures abscheuliches Verbrechen!“ hörten ihn die Beiden öfters ausrufen und als er zu Ende gelesen, fragte er: „Wie ist Sie in den Besitz dieser Papiere gekommen? Antwort!“

Frau Miedei bebte so erschrocken unter dem rauhen Befehlston, daß sie ganz unfähig war, klar und zusammenhängend zu sprechen. Karl Theodor bemerkte die sie beherrschende Angst und sagte milder: „Fürchte Sie sich nicht, Frau. Ihr geschieht nichts. Erzähle Sie Alles aufrichtig.“

„O, allergnädigster Herr Kurfürst, ich bin eine arme und von Gott recht hart geprüfte Frau, aber möcht' mir auch ein noch so großes Glück für eine Lug' werden können, ich würd 's nicht treffen, denn ich

hab's nie versucht in meinem Leben und bin immer aufrichtig in allem schweren Kummer vor Gott und Menschen gewesen", antwortete Frau Miedei. „Wir Leut' am Staffelsee sind's nicht gewöhnt, mit hochfürstlichen Personen zu sprechen, ich möcht' den allergnädigsten Herrn Kurfürst deshalb von Herzen gebeten haben, daß er mit meiner schlechten Red' vorliebnähme. Wann's ihr auch an der Wohlgesetztheit fehlt, an der Aufrichtigkeit und Wahrheit wird kein Fünkel mangeln."

So sehr auch der Durchlauchtigste Herr angeregt war von der Kenntniß des verruchten Planes gegen des Kaisers und seiner erhabenen Familie Leben, und entsetzt von dem Gedanken, das Gespenst der Revolution im mächtigsten Staate Deutschlands auftauchen zu wissen, so verfehlte doch Frau Miedei's herzliche Redeweise, da solche ihm gänzlich fremd war, nicht, den günstigsten Eindruck auf ihn zu bewirken. „So rede Sie ohne Bange, Frau", sagte er gütig . . . „und wenn's Ihr leichter wird, sobald Sie denkt, Sie spricht mit Einem vom Staffelsee, so thue Sie so gegen mich."

Frau Miedei erzählte Alles, wie sie in den Besitz der Beweise des schrecklichen Planes gelangt und von Gräfin Haslang mit hierher nach München genommen

worden sei. Auf was für Art der Stephi zu den Papieren gekommen und in welchen Verhältnissen er vor seiner Rückkehr ins Vaterhaus gestanden, das wisse sie nicht anzugeben, denn der Stephi sei geistesirr und todtkrank und der hochwürdige Benediktinerpater Cölestin für jetzt, wo sie fern vom Hause sich befinde, sein Pfleger. „Unterwegs nach München her, hab' ich eine groß Freud' in mir gehabt", fuhr sie fort . . . „ich hätt' mögen singen und lustig sein vor lauter Freud', weil d' gute gnädige Frau Gräfin Haslang mir ein mal ums andere versichert, daß der allergnädigste Herr Kurfürst gar nicht anders könnt', als mir zur Belohnung, daß ich ihm diese schrecklichen Papiere bring', die Freiheit meines Vaters zu schenken. 's ist 'n alter Mann, Durchlauchtigster Herr Kurfürst, wann der nicht seines Kindes Pfleg' haben soll, muß er d'rüber eingeh'n. Ich bitt Gott, daß er dem allergnädigsten Herrn Kurfürst das Herz regieren mög' zur Gnade für ihn. Ich will vermeinen, der Durchlauchtigste Herr habe mir armen Frau sein ganzes Baierland geschenkt, wenn er mir meinen guten Vater frei gibt."

„Und was denkt Sie, daß ich in dieser Sache, die Ihr so sehr am Herzen liegt, thun werde?" fragte der Kurfürst.

„Was d' gute gnädige Frau Gräfin mir gesagt hat; die muß den allergnädigsten Herrn Kurfürsten wol besser kennen als ich", antwortete die Gefragte.

„Nun, Stengel, sieht Er es jetzt ein, in welche Situation Er mich versetzt hat?" fragte Karl Theodor. „Will ich bei der Frau Gräfin Haslang nicht die von mir gehegte gute Meinung verscherzen, muß ich den Andrä freigeben. Frau, Ihr Vater soll frei sein."

Mit einem Aufschrei der schrankenlosesten Freude warf sich Frau Miedei vor dem Kurfürsten nieder, seine Füße, seine Kniee und seine sie abwehrenden Hände küssend. Ihre Dankesthränen benetzten ihn.

„Ich bin viel zu schwach, um dem Durchlauchtigsten Herrn so recht zu danken, wie ich's möcht', denn 's Herz springt mir fast vor Lust und in meinem Kopf ist's heiß, als säß' ich in der Sonn'; aber Gott mög' den guten allergnädigsten Herrn Kurfürsten an seinen Kindern recht viel Lieb' und Freud' erleben lassen, das ist's Beste, was Besseres weiß ich nicht", rief sie im Sturme ihres Gefühls, ihrer selbst nicht Meisterin.

„Der Hiesel soll den östreichischen Gesandten sofort zu mir bescheiden", befahl der Kurfürst, und Herr von Stengel eilte ins Vorzimmer, den genannten Leiblakai mit dem kurfürstlichen Befehle zu beauftragen. Unterdeß schrieb Karl Theodor ein paar Worte auf

ein Blatt und der zurückkehrende Geheim-Cabinets-secretär drückte das gewöhnliche kleine Siegel unter.

„Die Papiere läßt Sie hier, Frau, und begibt sich zu der ihr so wohlmeinenden Gräfin Haslang zurück, beobachtet aber über deren Inhalt das unverbrüchlichste Schweigen", sprach der Kurfürst gnädig. „Er, Stengel, überwacht die Vollziehung meines Befehls, des Andrä Freilassung betreffend, den Er bis ins Hôtel der genannten Frau Gräfin geleitet. Von der Klugheit dieser Dame erwarte ich dasselbe Schweigen über den ihr bewußt gewordenen verruchten Plan. Danke Er ihr einstweilen in meinem Namen."

Mit den Papieren in der Hand entfernte sich Karl Theodor in ein Nebengemach, um wahrscheinlich einer nochmaligen Dankesäußerung Frau Miedei's sich zu entziehen.

Die zur ungewöhnlichen Stunde erfolgende Audienz des Grafen Seilern beim Kurfürsten erregte die Aufmerksamkeit der Hofleute, man simulirte hin und her, welcher Grund derselben unterläge, aber diese Angelegenheit war zu sehr ins Gewand des Geheimnißvollen gehüllt, als daß man zu einer bestimmten Vermuthung darüber hätte gelangen können. Da es bekannt wurde, daß gleich nach der Audienz des Grafen dessen Gesandtschaftssecretär, Herr Schraut, mit Cou-

rierpferden die Reise nach Wien angetreten habe, so brachte man diese eilige Reise in Verbindung mit eingelaufenen Nachrichten von wichtigen Vorgängen in dem revolutionären Frankreich.

Der Edle von Lippert verlebte einen der schlechtesten Tage seines Lebens, denn er hatte nicht nur eine fehlgeschlagene Hoffnung und eine in Gegenwart des Kurfürsten ihm widerfahrene bittere Demüthigung zu beklagen, sondern auch das diese beiden Unannehmlichkeiten noch weit mehr überwiegende Misvergnügen, die vom Kurfürsten anbefohlene Freilassung Andrä's zu vollziehen. Der Erste, den er von diesem so unerwarteten Gnadenakte des Durchlauchtigsten Herrn unterrichtete, war der hochwürdige Beichtvater, Pater Ignaz Frank, welcher, kaum in Kenntniß von diesem unerklärlichen Vorgange gesetzt, sich zum Kurfürsten begab, um einen salbungsreichen Protest gegen die Freilassung Andrä's einzulegen; aber Tag und Stunde sind sich nicht immer gleich. Der hochwürdige fanatische Mann der Kirche erlebte zu seinem größten Verdrusse ein totales Fehlschlagen seiner auf das Bewußtsein, daß der Kurfürst ganz unter seinem Einflusse stehe, gegründeten Erwartung, derselbe werde sich zu einem Gegenbefehle gedrungen fühlen. Im Gegentheile wies der Durchlauchtigste Herr jene zähe

ausdauernde Consequenz, sein einmal gesprochenes Wort der Gnade ebenso unwiderruflich aufrecht zu halten, als er dieselbe in allen Dingen, welche nur im Geringsten seine fürstliche Würde berührten, bewährte. Er würde es als eine unverantwortliche Verletzung seiner Hoheit betrachtet haben, in einem Machtspruche sich beirren zu lassen.

Sehr misgestimmt über diesen Fehlschlag und noch ärgerlicher über des Kurfürsten Schweigen hinsichtlich des Grundes, der ihn zu diesem Gnadenakte gedrängt hatte, hielt der hochwürdige Fanatiker, in dieser Machtäußerung Karl Theodor's eine Bedrohung der heiligsten Interessen der Kirche erblickend, Rath mit dem Geheimreferendar, dem Edlen von Lippert, und dem Grafen Bernard Chamisso, welcher Letztere die ganz besondere Zuneigung des einflußreichen Hofpfarrers sich erworben hatte, was unter solchen betrübenden Umständen zu thun sei, um wenigstens die Veranlassung zu erfahren, die so bestimmend auf den Kurfürsten gewirkt habe? Vom Hiesel, dem Leiblakei Karl Theodor's, hatte der Edle von Lippert in Erfahrung gebracht, daß Herr von Stengel eine Bäuerin bei dem Kurfürsten eingeführt habe und dann der östreichische Gesandte befohlen worden sei. Es mußte, verband man die eilige Reise des Gesandtschaftssecretärs Schraut

mit diesen seltsamen Vorgange, irgendein Geheimniß zugrunde liegen. Und doch war eine solche Annahme nicht recht denkbar, wenn man zugleich glauben sollte, daß die von dem alten Geheim-Cabinetssecretär protegirte Frau in Zusammenhange stehe mit diesem Geheimniß von unabweislich politischer Färbung, insofern nämlich der östreichische Gesandte dabei betheiligt war.

Das einzige Resultat dieser Berathung bestand in der Ueberzeugung von der Gefährlichkeit des alten Geheim-Cabinetssecretärs und der Nothwendigkeit, denselben bei nächster Gelegenheit aus des Kurfürsten Nähe und somit aus seiner Stellung zu beseitigen.

Im Verlauf desselben Tages empfing der Edle von Lippert noch die Andeutung, daß man Herrn von Stengel aus der Wohnung der Gräfin Haslang habe kommen sehen, und sogleich avertirte der Geheimreferendar dem Grafen Bernard Chamisso diese Kunde. Es galt zu erfahren, in welchem Interesse der Geheim-Cabinetssecretär bei dieser hohen Dame gewesen. Graf Bernard war in Rücksicht dieser Nachforschung die geeignetste Persönlichkeit, da er Zutritt bei der Frau Gräfin hatte. Diese hohe Dame, welche so wenig mit dem lustigen Durcheinander des Hoflebens harmonirte, hatte bei ihrer Rückkehr vom Staffelsee das Haslang'-

sche Hôtel bezogen. Die meisten höhern Adelsfamilien besaßen, besonders wenn sie Familienglieder im Staatsdienste hatten, Häuser in der Residenzstadt. Das Haslang'sche Hôtel hatte bisher verwaist gestanden, da sein Besitzer fern war und dessen Gemahlin die Nähe des Hofes mied. Bernard, genau die Abneigung der Gräfin gegen das Hof- und Stadtleben kennend, vermuthete sehr richtig, daß nur ein besonderer Grund sie veranlaßt haben könne, eine solche ganz ihrer Neigung zuwiderlaufende Wahl ihres Aufenthalts zu treffen. Nach dem Tode des alten Präsidenten, Grafen von Haimhausen, war in den jeweiligen Besuchen Bernard's bei ihr eine Unterbrechung geschehen, und er hatte eines Tages zu seiner Verwunderung erfahren, daß Gräfin Rahel eine Reise unternommen habe. Wohin? wußte Niemand. Wenn diese Nachricht für ihn auch nicht von allzu großem Interesse war, so verwunderte er sich doch darüber und wollte bei seinem bevorstehenden Besuche in deren Hôtel sich darüber in Kenntniß setzen.

Der Portier sagte ihm, die Frau Gräfin sei krank zurückgekehrt und habe soeben des Kurfürsten Leibarzt bei sich. Von dem Manne war nicht zu erfahren, wohin die Frau Gräfin verreist gewesen, er wußte es nicht und Bernard mußte sich demnach an andere Personen

ihres Dienstpersonals wenden. Daß des Geheim-Cabinetssecretärs Besuch bei Gräfin Rahel nur im Auftrage des Kurfürsten, also in einer Höflichkeits-angelegenheit geschehen sei, da wahrscheinlich der Leib-arzt gegen den Durchlauchtigsten Herrn deren Erkran-kung erwähnt, erschien ihm außer Zweifel, und er würde, hätte er nicht den Wunsch gehabt, der Gräfin Reiseziel kennen zu lernen und zugleich ihr Beweise von Theilnahme zu geben, durch welche die ihm be-sonders wünschenswerthen freundschaftlichen Beziehun-gen zwischen ihr und ihm in Fortdauer erhalten wer-den sollten, das Hôtel verlassen haben. Die Entfer-nung des kurfürstlichen Leibarztes war demnach abzu-warten.

Der Lakai im Vorzimmer, welcher den vom Grafen an ihn gerichteten Fragen hinsichtlich der nun beendeten Reise seiner Herrin nicht ausweichen konnte — die Gräfin hatte ihrem Dienstpersonal, welches sie auf der Reise begleitete, bei ihrer Ungnade von dem Aufenthalte am Staffelsee zu schweigen befohlen —, kam auf den Ge-danken, anzudeuten, daß die Gräfin in ihrer Heimat, der Oberpfalz, gewesen sei. Bernard fand sich da-durch befriedigt. Er wußte, daß hinsichtlich des ihr von ihrer Mutter hinterlassenen Erbes Streitigkeiten mit ihren Brüdern obwalteten, und es schien ihm er-

klärlich, daß Gräfin Rahel die Reise nach der Oberpfalz aus Gründen dieses Processes, der bereits mehre Jahre dauerte, geheim halten wollte.

„Rufe Er mich", sagte er, in die Zimmergalerie gehend, und promenirte durch die Gemächer. Seine Mission hier war bis auf den Versuch, von der Gräfin nach Entfernung des Leibarztes angenommen zu werden, beendet. In einem der Zimmer warf er sich bequem in einen Armstuhl und vertrieb sich die Zeit mit jenem beliebten Spiele, die Daumen umeinander zu drehen, das der Langeweile angehört und, während Geist und Körper feiern, wenigstens noch eine Spur von Thätigkeit verräth. Aber allmälig wurde diese Daumenübung langsamer, bis sie zuletzt ganz aufhörte und Bernard in der ihn umgebenden tiefen Stille in ein Nachdenken versank, welches bald so mächtig ihn beherrschte, daß sich sogar seine Augen schlossen.

Er mochte fast eine halbe Viertelstunde so verbracht haben, als aus der Thür zum Nebenzimmer Frau Miedei leise eintrat und behutsam dieselbe hinter sich zumachte. Ihr Vater, geschwächt von der dumpfen Kerkerluft, welche seine Körperkräfte wesentlich gemindert hatte, und zugleich erschöpft vom Uebermaß der Freude, frei zu sein und seine Tochter wiederzusehen, war eingeschlummert. Sie benutzte diesen Moment,

wo sie ihn verlassen konnte, um zu der unterwegs erkrankten Gräfin zu eilen. Auf den weichen Teppichen, welche den Fußboden überbreiteten, schritt sie rasch und unhörbar durch das Zimmer, und erst als sie die gegenüberstehende Thür hinter sich zumachen wollte und sich dabei ein wenig umdrehte, bemerkte sie mit Erstaunen Jemanden in dem an einem Fenster stehenden Armstuhle sitzen.

Diese unvermuthete Ueberraschung fesselte sie einige Secunden länger an der Thür. Unterdeß verkündete ihr alle Bewegung verlierendes Gesicht, ihr starr werdender Blick, daß sie den im Sinnen Vertieften erkenne. So gesunde Augen wie die ihren konnten sich wol nicht irren, denn das Bild Bernard's hatte sich in jener Stunde, wo sie ihn zum letzten mal gesehen und er ihr, der kraftlosen Kranken, mit teuflischer Ruhe gesagt hatte: „Ihr Mann ist todt", unauslöschlich tief in ihre Seele geprägt. Wenn es zuweilen in Momenten des Nachdenkens vor sie hintrat, wirkte es erschreckend, ängstigend auf sie ein; es war für sie das eines bösen Geistes, der noch in der Erinnerung bei ihr Entsetzen, Abscheu erweckte.

Sie schien jedoch zu zweifeln, daß sie sich nicht täusche. Langsam schritt sie von der Thür zurück und trat ihm näher, bis sie einige Schritte entfernt vor

ihm stand. Nun schwand jeder Zweifel, daß er es sei, und ein starker Athemzug hob ihren Busen. Dieses leichte Geräusch ermunterte ihn, er blickte auf und der tödtliche Schreck dieser Ueberraschung machte ihn vom Stuhle herab in die Knie gleiten. Frau Miedei, obwol dieser Schreck das unleugbare Zeugniß war, daß er sie erkannt habe, fühlte sich doch unfähig zu sprechen, nur ihr Blick haftete auf ihm. Es war eine wortlose Scene zwischen beiden von so verschiedenen Gefühlen Bewegten. Plötzlich riß sich Bernard in die Höhe und stürzte aus dem Zimmer. Frau Miedei sah ihm außer Fassung nach. Es dauerte lange, ehe sie sich so weit von diesem Zusammentreffen erholt hatte, dann legte sie die Hand an die Stirn und sagte tief erschüttert vor sich hin: „Sigismund hat einen recht schlimmen Freund gehabt."

Langsam begab sie sich in das Zimmer der Gräfin, welches kurz vorher der Leibarzt verlassen hatte. Die hohe Frau sah bleich aus, die Nachtreise hatte ihr eine starke Erkältung zugezogen, die sich in fieberhaften Zeichen kund that.

„Ach, meine Liebe, wie leid thut es mir, Ihr und Ihrem Vater keine so freundliche Wirthin sein zu können, wie mein Herz es wünscht", sagte sie zu Miedei. „Sie ist jetzt so voll Freude und ich kann

nichts thun, Ihr thätlich die meinige über Ihres Vaters Befreiung zu zeigen. Wir sind hinsichtlich unseres Wollens und Könnens bald im Widerspruch mit unserm eigenen Selbst, bald tritt uns das Geschick hindernd entgegen. Wollen ohne Können ist immer thöricht, wir dürfen daher nur wollen, wo wir können, und eine hohe Wahrheit liegt wiederum in der sich uns so oft aufdrängenden Erfahrung, daß wir nicht immer wollen dürfen, was wir können, tragen wir nicht Lust nach bittrer Frucht unseres Wollens."

Die Gräfin ließ nach dieser Rede, deren geheimer Sinn für Frau Miedei unverständlich blieb, die Blicke niedersinken. Nach einer Weile sagte sie dann zu Frau Miedei: „Um die Rückreise hat Sie sich nicht zu kümmern, liebe Freundin. Ich habe das schon angeordnet. Ein bequemer Wagen bringt Sie und Ihren Vater nach Hause. Aber ich bemerke mit Erstaunen, Sie ist nicht so heiter, als Sie es zu sein Ursache hat. Woher kommt das?"

„Denken die gute gnädige Frau Gräfin nicht Uebles von mir, halten's mich nicht für undankbar", bat Frau Miedei und erzählte, welche Begegnung sie jetzt gehabt habe.

Gräfin Rahel verbarg nur mit Mühe den schreckhaften Eindruck, den ihr diese Erzählung bereitete.

Ihr fieberhafter Zustand, das bleiche Antlitz waren natürliche Verhüllungsmittel ihrer Empfindungen. Wie nahe stand die Entdeckung des Geheimnisses ihres Gemahles! es hätte nur der Gegenwart von Miedei's Vater bedurft, um eine solche herbeizuführen. Er hätte vielleicht aus seiner frühern Zeit her den Grafen erkannt, oder wäre dies nicht der Fall gewesen, ihn als den einzigen Anhalt in dem Dunkel, das bis jetzt seiner Tochter Ehe mit Sigismund umgab, betrachtet und ihn zu einer Erklärung getrieben. Die Entdeckung von Bernard's Rang hätte unabweislich den Verrath von Sigismund's verbrecherischem Geheimniß nach sich gezogen. Im Stillen dankte die Gräfin der Geistesgegenwart Bernard's, diesen Schlag von ihrem Gemahle abgewendet zu haben. Sie sah sich gebieterisch durch die Nothwendigkeit gezwungen, ihre Kenntniß von Bernard's Person zu verleugnen. „Gewiß ein Fremder, der in irgendeiner Angelegenheit mit mir zu sprechen wünschte“, sagte sie. Frau Miedei fand keine Ursache, dies zu bezweifeln.

„Meine Liebe“, fuhr die Gräfin, beruhigt durch den guten Glauben Miedei's, fort zu sprechen: „es ist mir zuweilen in den Sinn gekommen, daß Sie diesem Freunde Ihres verstorbenen Mannes doch vielleicht zu

viel zur Last legt, ihn für schlimmer hält als er wirklich ist. Sie meint zum Beispiel, er habe sich rauh und fühllos gegen Sie benommen, als er Ihr die Todesnachricht gebracht hätte. Täuscht Sie sich nicht etwa selbst? Sie war damals sehr schwer krank, in solchem Zustande faßt man Vieles anders auf als unter andern Umständen.

Frau Miedei blieb beharrlich bei ihrer Ueberzeugung. „Ach, glauben die gute gnädige Frau Gräfin nicht, daß wir Frauensleut' am Staffelsee so weich sind, gleich ein schlimmes Wort als eine Wehethat an der Seele zu empfinden", sagte sie ... „wir haben starke Herzen und wissen auch, was eine harte Red' ist. Dem Bernard seine war nicht hart voll böser Worte, o nein, aber sie war wie der kalte Tod, so lieblos ... sie zerdrückte mir 's Herz. Wie er mir gesagt hat: «Ihr Mann ist todt», da war auch nicht ein Faserchen in seinem Gesicht, das sich geregt hätt'. Die Wort' und sein Gesicht vergess' ich nie! Ach, mein armer Sigismund hat einen schlimmen Freund gehabt ... dem hätt's Freud' gemacht, mich zu tödten."

Die Gräfin ließ diesen Gegenstand des Gesprächs, der selbst so tief und schmerzlich in ihre Seele einschnitt, fallen. Sie konnte sich des entsetzenvollen

Gedankens, Bernard habe absichtlich Miedei's Tod durch diese Nachricht herbeiführen wollen, nicht erwehren. Seine Erzählung von dem Ereigniß jener Stunde stimmte ganz und gar nicht mit der Miedei's überein, und die Letztere war glaubwürdig, da Rahel ihr Herz ohne Falsch ja genugsam hatte kennen lernen.

Miedei bat im Verlaufe des Gesprächs, ob die Frau Gräfin nicht ihrem Vater die Gnade erweisen wolle, ihres Mannes Bild sehen zu dürfen. Rahel konnte diese Bitte mit gutem Gewissen ablehnen, da dies Bild mit den übrigen noch in dem von ihr im Schlosse Haimhausen bewohnten Zimmer hing und es erst deren Uebersiedelung bedurfte.

Die beiden Mädchen, Comtesse Claudia und die Bronel, kamen, und durch ihre Gegenwart erhielt die so ernste Unterhaltung der beiden Frauen eine ganz entgegengesetzte Wendung.

Bronel sagte: „'s is schön hier; aber hätten's Berg' und anen See hier wie bei uns, möcht's viel tausend mal schöner sein. Ohne die Berg' und den See fehlt mir eppes, i kumm' nit aus.“

„Hast du nicht mich, Bronel?“ fragte Claudia, ihr mit dem Finger drohend.

„O sögn's, gnädige Frau Gräfin, was i doa wieder fer anen Pudel g'macht hab'!“ rief Bronel

in komischem Aerger . . . „von den Bergen red' i und a vom See, und von meinem herzlieben Clauderl nit. Noa, i bin schon an talpet Ding.“

„Bleibe immer so, meine liebe Veronika, immer so treuen Herzens, so reinen unverdorbenen Gemüths, das in der Natur seine Freude und in der Wahrheit sein Glück findet“, sprach die Gräfin tief bewegt, Vronel zu sich ziehend.

Diese, die nun nahe bei ihr stand, beugte das Gesicht nieder, um ihre Hand zu küssen. Rahel aber, solches verhindernd, legte die Hand auf ihr Haupt und sagte noch: „Deine Liebe zu meiner Claudia ist für mich eine Freude, liebe sie immer wie du sie jetzt liebst.“

„O haben's die gnädige Frau Gräfin keine Bang' d'rum, i möcht's nit anzufangen wissen, wie i' s machen müßt', daß i 's Clauderl nit lieben sollt'“, antwortete Vronel . . . „i glaub schier, am Herzen sein wir Beid' z'sammengewachsen in der kurzen Zeit. Wann i wieder z' Haus am Staffelsee sein werd' und die Berg' und a den See wieder hab', wird 's Clauderl mir fehlen, wie mir hier Berg und See fehlen.“

Gräfin Rahel hob das Auge auf Frau Miedei und sagte: „Wenn jeder unserer Tage ein Blatt in

unserm Lebensbuche ist, das nach unserm geschlossenen Erdenlauf die Engel vor dem Throne Gottes aufschlagen, damit er ein Urtheil spreche über uns, zur heiligsten Sühne unserer Schuld, so findet das schöne trostreiche Wort der Heiligen Schrift: «Wer viel liebt, dem wird viel vergeben», seine Erfüllung, indem es uns den Himmel erschließt."

„Amen!" sprach Frau Miedei glaubensvoll, die Hand auf das Herz legend, als wolle sie durch diese Geberde ausdrücken, wie sie im Innersten ihres Wesens so ganz und gar mit der Ueberzeugung der Gräfin übereinstimme.

Die Letztere fühlte jetzt die unerläßliche Nothwendigkeit der Ruhe, die fieberhaften Anwandlungen kehrten verstärkt zurück, und sie bat Frau Miedei, sie nun allein zu lassen. Diese erfüllte sogleich ihr Begehr, indem sie auch beide Mädchen mit sich nahm.

Am andern Morgen kam eine recht ernste, herbe Stunde für Gräfin Rahel und ihre kleine Comtesse Claudia, sowie für Frau Miedei Haslang, ihren Vater und ihre Tochter Vronel: der Abschied. Aber solche Stunden sind in dem Leben guter Menschen Nothwendigkeiten; sie fühlen es da erst recht, wie eng ihre Herzen aneinander gebunden sind.

Abschiedsstunden haben viel Aehnlichkeit mit Dissonanzen, dem Zusammenklingen zweier oder mehrer Töne, deren Verbindung an sich nicht widrig ist, aber keine Ruhe zuläßt, sondern nach einer Auflösung, das ist einer neuen, aus jener folgenden Tonverbindung verlangt, welche beruhigt. Sind Menschenherzen nicht gleich Körpern, welche in consonirenden und dissonirenden Tonverhältnissen zueinander stehen? Ja, die Natur hat sie zu lebenden Intervallen geschaffen, darum ist die Welt — die, welche wir nicht kennen, die unserm eng begrenzten Gefühls- und Gesichtskreise entzogene, zu fern liegende, mit eingeschlossen — eine Harmonie und alles darin spricht einen Ton aus. Für viele fremde, uns widrig anklingende Töne gibt oft erst die Zukunft eine Auflösung.

Die Vronel wollte gar nicht fort, der trat der Abschied so hart ans Herz, daß Frau Miedei zur Gräfin sagte: „Wir im Gebirg sind komische Leut', bei uns heißt's von Grund aus: Feste Berg', feste Lieb'. Mein' Vronel ist noch ein jung Ding, aber darin ist's wie Eine, die viele Jahre gelebt und der ein Berg sich im Herzen aufgebaut hat. Ich glaub', das hat's von mir; deshalb mag ich's nicht schelten, und ich bitt' die gute gnädige Frau Gräfin, es ihr auch zu verzeihen.“

Claudia war nicht weniger vom Weh des Abschieds angeregt, aber wie allen schwächlichen, krankhaften Naturen mangelte ihr der starke Ausdruck für ihre Empfindung, sie arbeitete sich nicht heraus, sondern blieb in dem Bann dieses Mangels. Der Zahlmeister Andrä meinte, was Gräfin Rahel an ihm und den Seinen gethan habe, das sei ein nachwirkender Segen von seiner heimgegangenen gütigen Herrin, der Frau Herzogin Clemens.

Als dann Alles wieder still war um Gräfin Rahel, die braven Herzen vom Staffelsee sie verlassen hatten, Claudia ganz in sich gekehrt in ihr Zimmer sich zurückgezogen, da hob Rahel das Auge auf nach dem lichten Himmelsblau, das durch die Fenster in ihr Gemach so freundlich und heiter hereinschimmerte, und sagte leise vor sich hin: „Sigismund's Schuld ist fortan bei mir ausgelöscht. Ja, es gibt Herzen, in denen die Liebe sich Berge aufbaut, welche von keiner Zeit und keiner Menschenhand zertrümmert werden können. Das sind Sonnenhöhen im Menschen . . . und solche im Innern besonnte Menschen heiligen sich in sich selbst und verklären sich tagtäglich neu."

VI.

Das Jahr 1793 war das Erstlingsjahr der großen Prüfungszeit, welche zwischen dem gährenden Frankreich und dem übrigen Europa schwere, blutige und tief eingreifende Ereignisse hervorrief, und namentlich über Deutschland unsägliches Elend brachte. Der Kampf war zwar schon im vorhergehenden Jahre von Preußen und zwar mit sehr unheilvollem Resultate eingeleitet worden, und die Kriegsglocken, die Kanonen, jenseits des Rheins hatten ihre Sterbelieder zu singen begonnen. Die deutschen Fürsten führten ihre Armeen gegen die mit dem Blut Ludwig's des Sechzehnten besudelte Republik, aber es war wenig Glück in diesem Streit, weil drüben der Geist, und auf deutscher Seite nur die Masse kämpfte. Wie in den Blättern der Geschichte, so siegt auch der Geist auf den blutgedüngten Schlachtfeldern. Wenn in dieser Zeit der Befürchtungen für Karl Theodor eine Freude

aus den kriegerischen Wehen, denen Deutschland entgegen sah, erblühte, so war es die Befriedigung, seinen Erben, den Herzog von Zweibrücken, aus seinem Duodezstaate vertrieben zu sehen. Die republikanische Volksjustiz brachte im Nu Das zu Stande, was dem Reichsoberhaupt, dem edlen Kaiser Joseph II., nicht gelungen war, nämlich dem Unwesen dieses kleinen Zwingherrn für immer eine Schranke zu ziehen.

Dies Ereigniß ließ jedoch den Gedanken an eine mögliche Republikanisirung seines Volks, welches unter so traurigem Druck der Beamten-Willkür aller Art seufzte, immer ernster und drohender an Karl Theodor herantreten; nicht dieses hart geprüften Volkes Liebe zu erringen strebte er, sondern nur seinen eigenen finanziellen Interessen möglichst zu genügen. Die zu dem Zweck, das bairische Contingent zu dem Kampf der deutschen Fürsten gegen Frankreich zu stellen, geschehenden Truppenaushebungen bereicherten den kurfürstlichen Schatz, indem die zu viel ausgehobenen Truppen auf Urlaub geschickt und deren Löhnung, als wären sie im Dienst, eingezogen, und überhaupt alle nur erdenklichen Mittel und Wege versucht wurden, um in den Besitz von Geldmitteln auf einen mit steigender Angst und Unruhe als möglich vorhergesehenen Nothfall zu gelangen.

Während das Volk unter solchem Beginnen die Schwere der kurfürstlichen Zuneigung bitter empfand, hatte der münchener Hof die vollkommenste Ursache zu pikanten Unterhaltungen, denn von Wien war die Kunde eingelaufen, daß man daselbst einem republikanischen Complott auf die Spur gekommen sei, an dem ein paar seiner hervorragendsten Theilnehmer sich nichts anders als den schimpflichen Tod am Galgen erträumt hatten. Der wiener Platzhauptmann, von Hebenstreit, und Baron Taufner verfielen diesem Schicksal, und der Dichter Brandstätter, zugleich Magistratshaupt von Wien, wie der Professor Baron Riedel, der reiche Kaufmann Häckel, und die Bürger Fellesneck, Billeck, Ratschintsky und Andere wanderten in die Kerker der Festungen. Unter diesen hatte Baron Riedel vor seiner Abführung nach Munkacz noch die besondere Auszeichnung am Pranger zu stehen, genossen, da sein Verbrechen als Theilnehmer eines Mords an dem Kaiser und dessen Hause durch seine nahe Stellung am Hofe, und als ehemaliger Lehrer des Kaisers noch besonders erschwert war. Allgemein erzählte man sich, daß nur seine Gemahlin, die schöne Tochter des am münchener Hofe so lange Jahre wohlbekannten Gesandtschaftssecretärs Schraut, welcher von seiner eiligen Mission nach Wien nicht nach der bairischen

Residenz zurückgekehrt war, ihn beim Kaiser, indem sie mit ihren Kindern zu dessen Füßen sich, Erbarmen flehend für den Gatten und Vater, niedergeworfen, vom Henkertodte losgebeten habe.

Es lag in der Natur der Sache, daß dies Ereigniß für den münchener Hof, da man die schöne Appollonia Schraut und deren Vater kannte, besonders anziehend war, und doch wußten nur Wenige, daß dasselbe seine Offenbarung im bairischen Hochlande gefunden hatte, und Derjenige, durch welchen es zur Entdeckung gelangte, der Stephi Andrä, auf kurfürstliche Verfügung, weil sein Geisteszustand, ein nachtvoller, nur selten von einem lichten Aufblitz besonnenen Denkens erhellt wurde, unter Pater Cölestin's Pflege und Obhut im Kloster Ettal im Ammergau sich befand, um vielleicht in Momenten von geistigem Licht von ihm Näheres über die Art und Weise zu erfahren, wie er zu den so inhaltschweren Papieren gelangt sei. Die Möglichkeit stand dann in Aussicht, etwaige Verzweigungen dieses verbrecherischen Plans in Baiern selbst zu entdecken. Indem der irre Stephi im Kloster Ettal ein lebendiges Geheimniß war, zu dessen Erschluß Pater Cölestin wirksam sein sollte, ahnte Niemand die wunderbare Verkettung der Schicksalsfäden, welche in seiner Person gewissermaßen einen

Vereinspunkt gefunden hatte. Eine große Vergeltung war durch ihn Denen für das entsetzliche Verbrechen, zu welchem sie ihn durch blinde, jedes andere Gefühl überwuchernde Leidenschaft verleitet, zutheil geworden.

Eben dieses vom Kurfürsten an den wiener Hof mitgetheilte Geheimniß gestaltete sich wieder zum Netzfaden zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten. Die scheinbar schlafen gegangene Idee des frühern Austauschplans Baierns gegen Belgien kam aufs Neue in Gang, und während am wiener Hofe der bairische Gesandte, Baron Reuchlin, in dieser Angelegenheit eine eifrige Thätigkeit an den Tag legte, that Graf Seilern dasselbe am münchener Hofe, und Oestreich, wohl erkennend, daß Frankreichs Freundschaft diesem Projekt von unendlichem Nutzen sein könnte, unterließ nicht deshalb Verbindungen in Paris anzuknüpfen. Unterdeß die Schlachtfelder sich vom Blut der republikanischen Franzosen und ihrer Gegner, der Oestreicher, färbten, schlüpfte dies politische Geheimniß in Gestalt gewandter Emissäre in das Haus Robespierre's, diesen hartgesottenen Republikaner, der Frankreich zum Gipfelpunkt alles Wohls zu führen, es zum Anfang mit Wehe sättigte, damit es den Ueberfluß des Glücks vertragen und schätzen lerne, für Kremnitzer Dukaten empfänglich zu machen.

Diese Bestrebungen schienen ein günstiges Resultat in Aussicht stellen zu wollen, der geschmeichelte Robespierre setzte diesem politischen Arrangement keine zu großen Bedenklichkeiten entgegen, nur der Schleier des Geheimnisses mußte sorgsam darüber gebreitet, das freie Frankreich und die vom republikanischen Geschrei widerhallende Welt in Unkenntniß erhalten werden, daß der Dictator der Großen Nation, in deren Wappenschild er die bluttriefende Guillotine als Erlösungszeichen von aller Knechtschaft eingeflochten, ein Hauptfactor bei einer im Nachbarland von Fürsten beliebten Vertauschung von Land und Volk sei. Robespierre war wie alle Tyrannen ein Feind von Widersprüchen, und würde es nicht Aufsehen erregt haben, auf französischer Erde den Freiheitsschwindel mit Strömen von Blut zu nähren, zugleich aber jenseits der Grenze fürstlicher Autokratie als erkaufter Beistand förderndunter die Arme zu greifen? Die von Wien deshalb eingelaufenen Nachrichten voll günstiger Verheißungen für den Ausgang des Tauschplans, welcher so sehr mit Karl Theodor's Wunsch, sich Baierns zu entäußern, übereinstimmte, machten den Durchlauchtigsten Herrn sehr heiter.

Seine vertraulichen Abendgesellschaften sahen ihn fröhlich lachen, der beliebte Spaßmacher Pranger,

welcher einen Theil jenes Nachahmungstalents besaß, das eins der Grundelemente des Ruhmes Garrik's, des bewunderten Schauspielers, war, indem er Persönlichkeiten des Hofs aufs Täuschendste in Miene, Geberden, Sprachweise und Stimme darzustellen vermochte, hatte das Vergnügen, seinen kurfürstlichen Gebieter auf Grund dessen günstiger Stimmung in die rosenfarbenste Laune versetzen und seines Beifalls versichert sein zu können.

Die Tage des Spätherbsts zeichneten sich durch jene sonnige Schönheit aus, welche an den warmen lustigen Sommer mahnt, und dem Glück zu vergleichen ist, das die bergab sich neigenden Lebensjahre eines Mannes überstrahlt, welcher es nun erst, wo er des Lebens Winter entgegenschreitet, in seinem ganzen Umfang zu würdigen versteht. Der Kurfürst schien von neuem Drang nach Lebensgenuß beseelt, die nahe bei München liegenden Lustschlösser erhielten öftere Besuche von ihm, und die Theilnehmer seiner lustigen Abendgesellschaften wurden dorthin befohlen. Die denselben obliegende einzige Schwierigkeit bestand in der Erfindungsgabe für spaßhafte Ueberraschungen, und Jeder bemühte sich, nach Kräften das Seine in dieser Hinsicht redlich beizutragen. Karl Theodor befahl eines Tages diesen Vertrautenzirkel nach Schleißheim.

Am Nachmittag schon versammelte man sich daselbst, wo fürstliche Munificenz der spröden Natur eine grüne lachende Oase abgezwungen hatte. Man spielte Ball oder zerstreute sich in Gruppen, denn erst die Abendtafel versammelte Alle um den Durchlauchtigsten Herrn, welcher mit seinem Töchterchen, der kleinen Gräfin von Warrenberg, auf der großen Rasenrunde Haschens spielte. Seine immer höher sich steigernde Vaterliebe zu diesem schönen Kinde hatte dessen Mutter, der Gräfin Valeska Betschard, ein Uebergewicht bei Hofe verliehen, welches derselben den, wenn auch nicht offen anerkannten Rang einer rechtmäßigen Gemahlin, doch deren Vorzüge und Rechte stillschweigend einräumte. Gräfin Valeska wußte den Kurfürsten zu Alledem zu bestimmen, was sie wünschte, der alte Herr, so eifersüchtig auf das geringste Recht seiner Hoheit, beugte sich willig ihrem Verlangen, dies oder jenes in Ausführung zu bringen. Die Hofleute, durch den Augenschein von dem mächtigen Einfluß der Gräfin überzeugt, sahen in ihr eine bewunderungswürdige Metamorphose. Ehedem wild, unbändig, den Kurfürsten durch ihre Leidenschaftlichkeit fesselnd, bewies sie jetzt eine Ruhe und Mäßigung, ein feines durchdachtes Benehmen, wie man ihr ein solches nie zugetraut hatte, und die Herrschaft, welche ihr Kind über des Kurfürsten Vater-

herz ausübte, diente ihr, ihren Einfluß zu befestigen. Das Wetter am Hofe war meist von ihr abhängig geworden. In einem sammetnen goldverzierten Lehnstuhl sitzend sah Gräfin Valeska lächelnd dem Spiel des Kurfürsten mit ihrer Tochter zu, hinter ihr stand Graf Bernard Chamisso, ihr von Zeit zu Zeit Worte zuflüsternd, die sie mit Kopfnicken beantwortete. Es hatte nur einer Andeutung von Seiten des Kurfürsten an einen seiner Vertrauten bedurft, um unter Allen sogleich die Kunde zu verbreiten, daß am heutigen Abend die Verlobung der Gräfin Valeska mit Graf Chamisso stattfinden werde, und man sagte scherzhaft unter einander:

„Seine Durchlaucht vervollständigt die Mythologie, indem Höchstderselbe ein paar Halbgötter zu ganzen Göttern avanciren läßt und ihnen ein Nest auf den Olymp baut.“

„Ich habe ein köstliches Intermezzo, und zwar ganz nach Seiner kurfürstlichen Durchlaucht Geschmack erfunden“, flüsterte Graf Bernard, sich zu Valeska's Ohr neigend.

„Ah, wie schön! Auch ich denke, Seiner kurfürstlichen Durchlaucht und noch Jemand eine Ueberraschung ohne Gleichen zu bereiten, die, ich hoffe es wenigstens, viel Sensation bei Hofe machen wird“, antwortete die Gräfin lächelnd den Grafen anblickend, welcher sich dankbar auf ihre Hand, diese küssend, beugte.

„Ihro Gnaden sind die Huld selbst gegen mich", entgegnete er. „Dieser Jemand bezieht sich auf meine Person ... „ich errathe das aus Ihro freundlichem Blick ... und rechne den heutigen Abend zu den glücklichsten meines Lebens."

„Auch ich, Graf ... und wenn Sie es nicht ausplaudern wollen, ich ... habe mich schon lange nach diesem Glück gesehnt."

„Meine Göttliche!" rief Bernard mit Enthusiasmus.

„Darf man wissen, welcher Art dies Intermezzo sein wird, das Sie zu Seiner Durchlaucht und unserer Belustigung erfunden haben?"

„Vor Ihro Gnaden habe ich kein Geheimniß. Mein letzter Besuch im Theater, wo man das Stück «Die Erbschaft aus Ostindien» zum ersten mal in Scene gehen ließ, und der Schauspieler Lamprecht frivol genug war, in der Rolle des in diesem Stück vorkommenden verschmitzten Bösewichts den so verdienstvollen Herrn Geheimreferendar von Lippert in — Haltung, Geberden und Stimme so treu zu copiren, daß man fast darauf schwören konnte, der schlechte Patron sei der Herr Geheimreferendar in eigener Person, weshalb das Publikum, was nun eben nicht schmeichelhaft für den Edlen von Lippert war, den

Lamprecht mit Beifallklatschen und Bravos überschüttete, brachte mich auf die kostbare Idee, den bei Sr. kurfürstlichen Durchlaucht wegen seiner Nachäffungsgeschicklichkeit in hohen Gunsten stehenden Pranger dahin zu vermögen, uns auf seine Weise den Herrn Geheimkabinetssecretär von Stengel zu copiren. Herr von Stengel ist ein Original, und zum Glück hat Pranger seine persönliche Größe und auch viel Aehnliches in seinem Aeußern mit ihm. Ich habe ihm die stachliche Redemanier des Herrn Geheimkabinetssecretärs einstudirt, und die Probe, welche Pranger mir bereits abgelegt, fiel köstlich aus."

„Eine prächtige Idee ... Durchlaucht wird sehr angenehm davon unterhalten werden. So weit in dies allerliebste Geheimniß eingeweiht, darf ich wohl auch erfahren, was die Pointe dieses von Pranger ausgeführten Scherzes sein wird?"

„Seiner kurfürstlichen Durchlaucht eine Dankadresse im Namen Hymens zu überreichen", flüsterte Bernard bedeutungsvoll lächelnd.

Die Gräfin drohte scherzend mit dem Fächer und entgegnete: „Hüten Sie sich, daß Hymen sich nicht aus einem guten in einen bösen Dämon für Sie verwandele."

„Ich bin sicher, daß solche Verwandlung in An-

betracht Ihrer, gnädige Gräfin, eine Unmöglichkeit ist", erwiderte Bernard verbindlich, und erzählte ihr, daß sein Diener den Auftrag habe, an der Parkpforte, so wie es dunkle, den nachgeahmten Geheimkabinetssecretär zu empfangen und ihn ungesehen ins Schloß und ins Vorzimmer zum Speisesaal zu geleiten.

Der Kurfürst hatte das Spiel mit der kleinen Comtesse beendet, und das hüpfende Kind an der Hand führend, brachte er es nun zur Gräfin.

„Es ist nichts mehr mit uns", sagte er lachend zu ihr ... „den Kinderschuhen lange entwachsen, paßt man nicht mehr hinein. Ich hätte Flügel haben mögen, dieser allerliebsten kleinen Taube zu entfliegen. Puh! sie hat mir warm gemacht."

Gräfin Valeska beurlaubte sich nach einer Weile, um die Comtesse ins Schloß bringen zu lassen, damit die kühler werdende Luft ihr nicht schade.

„Wie sorgsam Sie sind, meine liebe Gräfin!" rief der Kurfürst ... „einer der Cavaliere wird Ihnen das Geleit geben."

Valeska lehnte es ab und eilte mit der Comtesse rasch durch den prachtvollen Promenadengang dem Schlosse zu. An der schönen Marmortreppe wurde sie von dem ihr bekannten Lieutenant der Hatschiere zu Pferd salutirt, und den Gruß erwiedernd fragte sie

freundlich: „Haben der Herr Lieutenant Lust zu avanciren?“

„Gnädige Gräfin, welcher Soldat trachtete nicht nach diesem Ziel?“

„Nun, ein kleiner Dienst zur rechten Zeit, bezüglich eines Scherzes, der Seiner kurfürstlichen Durchlaucht viel Vergnügen machen wird, und vor allem Schweigen werden die Heber sein, den Herrn Lieutenant zum Hauptmann zu befördern.“

„Auf mich ist Verlaß“, antwortete der Hatschierer-Offizier.

„Gut. Sobald ich ins Schloß getreten bin, folgen Sie mir.“

Mit einem anmuthigen Kopfnicken verließ ihn die Gräfin. Kaum hatte sie ihr Zimmer erreicht und die kleine Comtesse der Kammerfrau übergeben, als auch der Lieutenant sich melden ließ. Nach seiner Entfernung warf Gräfin Valeska einige Zeilen auf ein Blatt, welches sie versiegelt ihrem Diener übergab mit dem Auftrage, auf der Straße den Herrn Geheimkabinetssecretär von Stengel zu erwarten und ihm das Billet einzuhändigen.

„Sein Wagen darf nicht hierher nach Schleißheim kommen, es wird sich für denselben wohl ein Unterkommen in der Umgegend finden. Den Herrn selbst

aber geleitet Er, sobald es dunkel ist, ins Schloß, und wenn Seine kurfürstliche Durchlaucht sich zur Tafel gesetzt haben, ins Vorzimmer des Speisesaals. Der Leiblakai Hiesel soll mir, wenn der Geheimkabinetssecretär daselbst angelangt ist, ein Zeichen geben, die rechte Hand zwei mal ans Kinn und ein mal an die Stirn legen. Sage Er dem Hiesel, daß er auf einige Dukaten von mir für pünktliche Befolgung dieses von ihm verlangten Dienstes rechnen kann. Und wenn der Herr Graf Chamisso bei Hiesel fragt, ob der Geheimkabinetssecretär sich bereits eingefunden, soll er es der Wahrheit gemäß bejahen. Das Weitere ist meine Sache. Sei Er bei dieser Commission verständig und verschwiegen."

Gräfin Valeska ging wieder zum Kurfürsten in den Garten zurück. Ihre Stimmung war eine gehobene, leichte, der Kurfürst betheuerte ihr, sie sei heute aimabler als je, und er gedenke mit großem Vergnügen des Tags, wo er sie zum ersten mal gesehen.

„Ach, kurfürstliche Durchlaucht, diese Erinnerung tritt heute ganz besonders lebendig vor mir hin, denn Schleißheim hat manche Aehnlichkeit mit Nymphenburg", sagte Valeska. „Gewiß ist es diese, welche so vortheilhaft auf mich wirkt. Ich fühle mich heute

so heiter gestimmt, als stände mir noch an diesem Abend das größte Glück bevor."

„Das ist eine Ahnung, meine Theure, die zu erfüllen ich mich berechtigt fühle", entgegnete Karl Theodor lächelnd. „Sie soll Sie nicht getäuscht haben."

„Ew. kurfürstlichen Durchlaucht Gnade für mich ist mein Stolz."

Mit dem Entschwinden der Sonne zog sich der Durchlauchtigste Herr in die Zimmer des Schlosses zurück, und zwei Stunden später gab die übliche Trompetenfanfare das Zeichen zur Tafel. Bei diesen Abendtafeln im Kreise seiner Vertrauten ließ Karl Theodor der Gastronomie volle Freiheit angedeihen. Sie trug in diesem von ihm präsidirten Kreise den Mischcharakter der französischen, bei der der gesellige Frohsinn in allen seinen heitern Nuancen spielt, und der deutschen Weise, deren Losung ein derber Spaß mit viel und gut essen und trinken zu sein pflegt. Karl Theodor liebte diese Vergnügungen außerordentlich, und vielleicht waren es auch die einzigen wahrhaft fröhlichen Stunden seines Lebens.

Gräfin Valeska hatte die Befriedigung, den Leiblakai Hiesel das verabredete Zeichen geben zu sehen.

Die Tafel war zu Ende gebracht, die Diener zogen sich zurück. Der Kurfürst liebte es nicht, sich und

die Gesellschaft länger als es nöthig war von ihnen umgeben zu sehen, da nun der Zwang der Etikette noch mehr gelüftet wurde. Man belustigte sich mit Wortspielen, wobei Graf Holnstein, des Kurfürsten Schwiegersohn, welcher in dergleichen witzigen Manövern jederzeit auf ein unbekanntes Terrain gerieth, oft Anlaß zu Gelächter gab. Die zufällig aufgeworfene Frage, wer das größte Genie gewesen? regte zu den belustigendsten Antworten an, der Kurfürst lachte viel. Die Frage schien ungelöst bleiben zu wollen, denn um den Ruhm des größten Genies davon zu tragen, mußte Derjenige, den man einstimmig desselben werth erkannte, eine That ausgeführt haben, wie dergleichen weder vor ihm noch nach ihm von einem Sterblichen erfunden oder gar übertroffen worden war.

„Eurer kurfürstlichen Durchlaucht Geheimkabinetssecretär könnte uns aus der Klemme dieser Unentschiedenheit helfen“, sprach Gräfin Valeska.

„Ja, gewiß, meine Theure ... wenn er nur da wäre“, pflichtete der Durchlauchtigste Herr bei. „Der Stengel hat viel närrische Blasen im Kopf und dürfte nur eine zu unserm Besten springen lassen.“

Valeska's gleichsam auffodernder Blick auf den Grafen Chamisso entging dem Kurfürsten nicht.

„Was ist das?“ rief er ... „Ihr Blick, meine

Liebe, auf den Geheimrath scheint etwas anzudeuten, was wie ein geheimes Einverständniß aussieht ... Ihr habt etwas vor ... eine Ueberraschung vielleicht ... und der Geheimrath wird so verlegen dabei ... o, am Ende ist Stengel mit Euch in einem pikanten Complott ... ja, ja, ich hab's getroffen. Baron Ritter, rufen Sie den Hiesel herein, er soll mir kundschaften helfen."

Des Kurfürsten Stimmung war in das Stadium großer Heiterkeit getreten, es belustigte ihn, die Verwirrung Bernard's zu mehren, die so sichtbar auf dessen Gesicht Platz griff.

Im tiefsten Herzen Valeska's Bemerkung hinsichtlich Stengels verwünschend, fürchtete er für seinen unechten Geheimkabinetssecretär, dessen Späße, im Genre des Niedrigen sich ergehend, so sehr verschieden waren von dem kaustischen Witz des Originals, und welcher nur auf Einstudirtes im genannten Genre sich verlassen konnte. Die Täuschung mußte sogleich entdeckt werden, wenn Pranger einen Ausspruch über die angeregte Frage, wer das größte Genie gewesen sei? abgeben sollte.

„Viel zu früh, meine Gnädige", flüsterte Bernard der neben ihm sitzenden Valeska zu ... „das verdirbt Alles."

„Im Gegentheil, Herr Graf, es ist ein Beitrag zur allgemeinen Ueberraschung", antwortete Gräfin Betschard lächelnd.

„Da steht der Herr Geheimkabinetssecretär, wie er leibt und lebt!" rief Baron Ritter, als er, um den Hiesel zu rufen, die Thür des Vorzimmers öffnete.

„Also doch ... ich habe es errathen?" lachte der Kurfürst, dem Grafen Chamisso zunickend. „Herein mit dem Stengel!"

Und als dieser mit dem runzelvollen ernsten Gesicht und in seiner steifen Haltung hereintrat, applaudirte ihn der Durchlauchtigste Herr, in welches Zeichen von Vergnügen Alle einstimmten.

„Täuschend ähnlich!" flüsterte Valeska dem Grafen zu.

„Ja, ja, wenn er nur auch in der Rolle bleibt, ich fürchte aber dafür, darauf ist er nicht vorbereitet", war dessen Ansicht.

„Mache er kein solch Philosophengesicht, Stengel, als hätte er eben mit Sokrates die Neige aus dessen Giftbecher geschlürft!" rief der Kurfürst lustig ... „hier paßt dergleichen nicht. Sage Er uns geschwind: wer ist das größte Genie gewesen?"

„Der jüdische Trompeter, der durch Hülfe seiner Cadenzen die Mauern zu Jericho eingeblasen hat", antwortete der Gefragte.

„Bravo!" rief der Durchlauchtigste Herr . . . „da ist nicht zu widersprechen. Weder vor noch nach ihm ist ein ähnlicher Geniestreich passirt. Er hat Recht, Stengel, und wir sind jetzt vollkommen ins Klare gebracht. Auf Sein Genie, Stengel!"

Der Kurfürst hob seinen Becher und die Gesellschaft folgte seinem Beispiel. Der Geheimkabinetssecretär dankte mit einer steifen Verbeugung.

„Ich athme wieder auf", bemerkte Graf Bernard zu Valeska . . . „er hat sich gut herausgewickelt. Und Alle halten ihn für sein Original!"

„Ihr Pranger, Herr Graf, kann am Ende auf den Vorzug stolz werden, für Andere am Pranger zu debütiren, ohne erkannt zu werden", scherzte Gräfin Betschard.

„Nun, Stengel, Er ist hierher gekommen, um uns durch eine Farce zu erheitern, nicht wahr?" fragte der Kurfürst . . . „und diese Beiden sind mit Ihm im Complott gewesen?" Dabei deutete er auf Gräfin Valeska und Graf Bernard.

„Nur die Frau Gräfin, kurfürstliche Durchlaucht."

„Madame, meinen Dank im Voraus. Wenn weibliche Anmuth und Liebenswürdigkeit sich mit der Ironie eines Geheimkabinetssecretärs vereint hat, so ist etwas Außerordentliches zu erwarten", sprach Karl Theodor

galant, und sich zu Stengel wendend, fuhr er fort: „Nun, mein Lieber, so fang' Er mit seiner Mission an.“

„Kurfürstliche Durchlaucht, sie besteht in nichts weiter als in Ueberreichung dieses Schreibens, welches die Entdeckung des Verräthers betrifft, der bisher in geheimer Correspondenz mit dem herzoglichen Hofe von Zweibrücken stand“, antwortete von Stengel mit großer Seelenruhe, während fast alle Anwesende wie von einer Betäubung gefesselt waren, der sich der Kurfürst mit der Frage entriß:

„Was sagt Er da, Stengel?!“

„Die Wahrheit. Mittels Unterstützung der Frau Gräfin Betschard gelang es mir, diesen um so abscheulichern Verrath zu entschleiern, als dessen Urheber Eurer kurfürstlichen Durchlaucht Gunst Alles verdankt.“

Der Blick des Sprechenden richtete sich fest auf den Geheimrath Grafen Chamisso, der todtenbleich an die Lehne seines Sessels zurückgesunken war.

„Wie? Er beschuldigt den Geheimrath Graf Chamisso dieses Verbrechens?“ rief Karl Theodor auffahrend ... „Mensch, das ist unmöglich!“

„Ich bürge mit meinem Kopf für die Wahrheit des von mir Gesagten, und Eure kurfürstliche Durchlaucht finden in dem Entsetzen des Herrn Geheimrath die unabweisbare Ueberzeugung, wie sehr ihn die Ent-

deckung seines Verraths, den er schon Jahre lang fortgesponnen, überrascht hat."

Graf Bernard stand auf und schrie: „Es ist Lüge, Alles schändliche Lüge!"

„Nein, es ist eine Wahrheit, für die die Beweise nicht mangeln", hob Valeska an, und sich ausschließlich zum Kurfürsten wendend, sprach sie weiter: „Jetzt werden Eure kurfürstliche Durchlaucht den Sinn meiner Worte verstehen, als ich vor wenig Stunden sagte, daß ich mich so heiter gestimmt fühlte, als stünde mir noch an diesem Abend das größte Glück bevor. Ja, nach diesem Glück habe ich mich jahrelang gesehnt, und der heutige Abend belohnt mein treues Ausharren in dieser Hoffnung. Graf Bernard Chamisso war es, der mich verdarb, als ich hierher an den Hof kam. Unter der Maske eines Freundes und Rathgebers verstand er es, meinen leidenschaftlichen Charakter zu seinen Plänen zu benutzen, mir die frivolsten Grundsätze ins Herz zu reden, mich jeder bessern Regung zu entfremden. Ein Wachs war ich in seiner Hand, das er zu einem edeln Gebilde machen konnte, und das er mit dem Schmutz seiner verbrecherischen Seele besudelte. Jene schwere Prüfung, wo ich, vom Hofe verachtet und gemieden, von Ew. kurfürstlichen Durchlaucht gezwungen, die Gemahlin eines Elenden werden

mußte, der, um sein Leben aus der Hand des Henkers zu retten, sich entschloß, seinen Namen mir zu geben, ließ mich erst die ganze Verworfenheit des Grafen Chamisso erkennen, er ließ mich fallen, ohne seine Hand mir zu bieten. Ich büßte schwer, was ich in meiner durch ihn genährten Verblendung gefehlt hatte. In mir war die Weiblichkeit entehrt, ich war eine Ausgestoßene . . . er hatte meine Seele verdorben, und als ich in tiefer Scham mich wieder fand, meine schwere Schuld in peinvoller Reue erkannte, da schwor ich, wenn es je in meine Kräfte gegeben sei, die in mir bis zum Abscheu entehrte Weiblichkeit zu rächen an ihm, so solle es geschehen. Der heutige Abend sieht diesen Schwur erfüllt, das zum Spielball der Verworfenheit herabgewürdigte, tief beleidigte Geschlecht in mir ist nun versöhnt. Von morgen an, kurfürstliche Durchlaucht, werde ich dem Hofe fern bleiben, nur in meiner Mutterpflicht und in dem Bewußtsein, gesühnt zu haben, was ich als Verführte gefehlt habe, mein Glück suchen."

„Valeska!" rief der Kurfürst überrascht.

„Nicht von mir darf jetzt die Rede sein, nur von diesem Verräther an Eurer kurfürstlichen Durchlaucht Gnade. Die Beweise seiner That sind unwiderlegbar, und der Geheimkabinetssecretär, der mir mich selbst

aufringen half aus der tiefen Versunkenheit, in welche mich dieser Elende gestürzt hatte, wird sie Allerhöchst Ihnen vorlegen."

„So ist es!" bestätigte von Stengel.

Eine Pause folgte. Plötzlich schleuderte Graf Chamisso seinen Sessel weit hinter sich und entsprang aus dem Zimmer.

„Haltet ihn!" rief der Kurfürst.

„Es ist unnöthig. Vor dem Vorzimmer stehen die Hatschiere und der von mir vorläufig instruirte Lieutenant derselben. Sie lassen Niemand ohne Erlaubniß Ew. kurfürstlichen Durchlaucht hinaus", sprach der Geheimkabinetssecretär.

Und in der That hörte man außerhalb des Vorzimmers Lärm. Die Hatschiere hatten sich der Flucht des Geheimraths widersetzt und hielten ihn auf Befehl ihres Offiziers fest. Der Kurfürst, dem diese Meldung gemacht wurde, befahl, den Grafen in sichere Haft zu nehmen. Graf Leiningen-Guntersblum, dem das Weitere übertragen wurde, ordnete sogleich die strengste Haussuchung in Bernard's Wohnung an. Die Freuden der Abendgesellschaft hatten zugleich ihr Ende gefunden und deren Theilnehmer verließen unter dem Gelöbniß des unverbrüchlichsten Schweigens über dies Ereigniß, nachdem der sehr aufgeregte Kurfürst,

von Gräfin Betschard und seinem Geheimkabinets-secretär begleitet, sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, Schloß Schleißheim. Einige Stunden später, nachdem der Kurfürst ein Verhör mit dem Verräther abgehalten, wurde dieser in Mitte der Hatschiere nach München transportirt. Das Dunkel der Nacht deckte diese Uebersiedelung.

Als der Kurfürst nach kurzer Nachtruhe zeitig am Morgen in seine Hofburg zu München zurückgekehrt war, versammelten sich sogleich die Mitglieder seines Conseils unter dem Vorsitz des Grafen von Leiningen-Guntersblum, der die in des Verhafteten Wohnung vorgefundenen Papiere dem Kurfürsten und ihnen vorlegte.

„Welches Resultat ergeben diese Briefschaften? Finden sich noch mehr Beweise des Verraths vor?“ fragte der Durchlauchtigste Herr, dem die gedrückte Stimmung des Conseilspräsidenten auffiel.

„Leider, kurfürstliche Durchlaucht“, war die darauf folgende Antwort. „Der Verbrecher hat einen Mitschuldigen, dessen Treue und Ehre uns bisher makellos erschien.“

„Sein Name?“

„Graf Haslang, Allerhöchstdero Gesandter am Hofe zu St.-James.“

Der Kurfürst war so sehr von dieser unerwarteten Nachricht betroffen, daß ihm der Ausdruck für seinen Schreck mangelte.

„Haslang?!“ rief er nach einer Weile ... „Graf Sigismund Haslang, dem ich so viele Beweise meiner Gunst gab? ... Ach, das fällt mir wie ein Stein aufs Herz. Wer ist denn noch treu, wenn Dieser zum Verräther werden konnte!“

Es folgte diesem Ausruf eine lange peinliche Pause, von Keinem der Anwesenden unterbrochen. Der Kurfürst bot in seinem Aeußern das Bild eines Mannes, den ein großer Verlust oder Schmerz erschüttert. Die Hände schlaff auf dem Schoß ruhen lassend, das Antlitz auf die Brust herab geneigt und vor sich hin auf den Boden schauend, saß er im Lehnstuhl. Als er das Haupt aufrichtete, überschaute er die an der Tafel sitzenden Herren und sagte mit dem Ton der Bekümmerniß:

„Graf Haslang gibt meiner Gnade gegen ihn schlechten Dank ... diese Erfahrung hätte er mir ersparen sollen. Nun, welche Beweise liegen gegen ihn vor?“

Graf Leiningen-Guntersblum legte mehre Billets vor den Kurfürsten hin. „Abbé Salabert meldet in diesen Briefen an Graf Chamisso, daß er die betref-

fenden Notizen über die Vorgänge am hiesigen Hofe durch Vermittelung Eurer kurfürstlichen Durchlaucht Gesandten zu London, Grafen Haslang, pünktlich erhalten und es für das Geeignetste halte, fürs Künftige auch die Vermittelung des Genannten wegen der nöthig werdenden nach München bestimmten Antworten in Anspruch zu nehmen. Er, Graf Chamisso, möge die erfoderliche Einleitung hinsichtlich dieses Beförderungswegs treffen", referirte Graf Leiningen-Guntersblum und fuhr dann fort: „Ob der Gesandte sich auch zur Vermittelung dieser Salabert'schen Antworten an Graf Chamisso verstanden, findet zwar keinen Belag in den übrigen Papieren Chamisso's, aber nach den triftigen Beweisen der bis in die jüngste Zeit fortgesetzten Verrätherei, welche Frau Gräfin Betschard und Eurer kurfürstlichen Durchlaucht Geheimkabinetssecretär bereits gestern zur Vorlage brachten, läßt sich fast kein Zweifel annehmen."

„Im letztern Jahr haben die Frau Gräfin Haslang eine sehr lebhafte Correspondenz mit ihrem Gemahl unterhalten und jeder von hier abgehende und von London ankommende Courier nahm oder brachte zwischen ihnen gewechselte Briefe mit", bemerkte der Kanonikus Vacquier de la Barthe, des Kurfürsten ehemaliger Gesandtschaftssecretär beim Heiligen Stuhl,

ein wohlgeschulter Diplomat, der seines Durchlauchtigsten Herrn volle Gunst besaß.

„Es ist unmöglich, daß daß auch die Gräfin in dieses Verbrechen verwickelt sein könne!“ rief Karl Theodor heftig. „Nein, nein, redet mir das nicht ein . . . diese Frau mit dem Engelherzen . . . mit dem Heiligenschein . . . Gott selbst dürfte dann ja nicht mehr seinen Engeln trauen dürfen, wenn auch die Gräfin nur im Geringsten bei dieser Verrätherei betheiligt wäre!“

Der Kanonikus zuckte die Achseln und entgegnete trocken: „Wir finden in der Heiligen Schrift die Andeutung vom Abfall der Engel; — ist das Eine möglich gewesen, warum sollte es nicht auch das Andere sein können?“

Sichtbar durchschauerte den Kurfürsten dieser Protest gegen seinen Zweifel.

„Es wäre also zu erforschen, ob die Frau Gräfin schuldig oder unschuldig ist“, nahm Leiningen-Guntersblum das Wort. „Für jetzt ist sie krank, soviel ich weiß. Man müßte sie zu einem Briefe an ihren Gemahl zu bestimmen suchen und unter dem Vorwande, daß eine außergewöhnliche Depeschensendung vom hiesigen Kabinet nach London abgehe, ihr Schreiben dann eröffnet werden, um Ueberzeugung zu erhalten, welche Stellung sie in dieser Angelegenheit behauptet habe.“

„So sei es. Stengel mag diesen Auftrag ausführen“, stimmte der Kurfürst bei . . . „ich muß Licht sehen, der Gedanke, mein Vertrauen so abscheulich getäuscht, gemisbraucht zu wissen, erdrückt mich fast. Graf Haslang wird unverzüglich hierher berufen, dem herzoglichen zweibrückenschen Hofe die unverblümte Andeutung Unserer Verachtung gegen seine Umtriebe gemacht. Wahrhaftig, der Herr Vetter von Zweibrücken ahmt seinen französischen Nachbarn nach, er revoltirt im Geheim gegen uns. Nun, ich hoffe, daß Gott der Herr mich noch so lange leben lassen wird, um dem Herrn Vetter von dem falschen Facit seines Rechenexempels Ueberzeugung zu verschaffen.“

Der ohnehin stark vorherrschende Haß bei dem Durchlauchtigsten Herrn gegen seine zweibrückener Verwandten war durch die Entdeckung des Verraths des Grafen Chamisso mehr als je angeregt, und wären die Verhältnisse hinsichtlich seines mit dem Hofe zu Wien verabredeten Tauschplans bereits zum Abschluß gediehen gewesen, würde er ohne Weiteres denselben zur Ausführung gebracht haben. Das einzige Mittel, dem Vetter Herzog das Erbe zu entreißen, bestand nur darin, sich ganz in Oestreichs Arme zu werfen, und wenn dieser völlige Anschluß an das Kaiserhaus seiner Feindschaft Ziel nicht erreichen half, so war es wenigstens nicht des Kurfürsten Schuld.

Ehe der Geheimkabinetssecretär sich mit dem ihm gewordenen Auftrag zur Gräfin Haslang begab, erfuhr erst Gräfin Betschard von ihm die durch Abbé Salabert's Briefe begründete Thatsache der Betheiligung des Grafen Haslang an dem Verrath Bernard's und die im Conseil wegen der im letzten Jahre vermehrten Correspondenz zwischen Rahel und ihrem Gemahl aufgetauchte Vermuthung einer Mitwissenschaft der Erstern dabei.

Valeska rief entsetzt: „Großer Gott! Das kann nicht möglich sein! . . . Ach, Ihre Nachricht, Herr von Stengel, macht mich unglücklich! Rahel dem Argwohn preisgegeben, unbewußt deren Gemahl eines Verbrechens angeklagt zu haben, das ihm vielleicht den Tod, wenigstens lebenslängliche Kerkerhaft bringen wird, ist ein furchtbarer Vorwurf für mich. Ach, wie schnell ist der Triumph verrauscht, den ich gestern bei der Ueberzeugung, Den, der meine Seele verdarb, der mich der Entehrung anheimfallen ließ, einer gerechten Vergeltung überliefert zu haben, empfand. O, der Haß hat mich überwachsen, und seine Frucht wird für mich zur Geißel."

Der alte Geheimkabinetssecretär antwortete nach einer Weile: „Frau Gräfin, sein Sie versichert, daß auch mich der Gedanke unangenehm berührt, den

Grafen Haslang in diese verderbliche, von uns zum Austrag gebrachte Angelegenheit verwickelt zu sehen, aber ich finde darin einen neuen Beweis, daß wir nichts Anderes als Handlanger des Zufalls sind, der wie ein Kobold die närrischsten Streiche macht und die Menschheit gleich den Würfeln in dem Becher einer Glücksbude durcheinander schüttelt. Wer kann sagen, ob er nicht Ursache wird, daß sich das Schicksal eines ganzen Volks ändert, wenn er beim Anblick des in aller Eile zum Fürsten berufenen Leibarzts in eine loyale Ohnmacht vor Schreck fällt und der Leibarzt, ihm aufzuhelfen und zum Bewußtsein zu bringen, ein paar Minuten Zeit verliert, ehe er Seiner fürstlichen Durchlaucht ein Hülfsmittel verschreiben kann, das — zu spät kommt? Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin, wir sind nur Diejenigen, die das Salz gewinnen, das Salz selbst sind wir nicht.“

„Mein Freund“, sprach Valeska . . . „ich bitte Sie, mir Alles mitzutheilen, was in dieser Angelegenheit den Grafen Haslang oder dessen Gemahlin betreffen wird. Wir müssen einen Ausweg zu deren Rettung finden. Lassen Sie mich nicht dem schrecklichen Vorwurf zum Raube, in der Rache für mein in mir erniedrigtes und entehrtes Geschlecht die Beste desselben mit aufgeopfert zu haben.“

„Madame, der Kummer ist der vorzüglichste Rathgeber und Grundpfeiler in der Politik, und «Abwarten» deren Loosung. Es ist eine sehr täuschende Ansicht, wenn man Politiker oder Diplomaten für freudenreiche Leute hält, im Gegentheil, sie sind schwermüthiger Natur, und haben sich nur mit der Elasticität mehr als jeder Andere bekannt gemacht. Dehnbarkeit aber ist in allen Situationen gut, also paßt auch die Politik für Alle. Ich empfehle Ihnen vorderhand dies Studium, weil ein anderes jetzt fruchtlos und vergeblich sein würde.“

Gräfin Haslang war seit jener Nachtreise vom Staffelsee nach München krank. Nicht ein festes Darniederliegen war es, welches man oft unter dem allgemeinen Worte «Kranksein» versteht, sondern jene sichtbar hervortretende Erschöpfung der körperlichen Kräfte, jenes langsame Hinwelken, das am Geeignetsten mit dem Ausdruck «vom Tode angeweht sein» zu bezeichnen ist, und welchem tief im Mark des Lebens begründeten Leiden mehr Opfer fallen, als die festen Krankenlager fodern. Die Empfindung dieses Zustandes, welcher unter der Behandlung der erfahrensten Aerzte nicht wich, im Gegentheil Fortschritte machte, überbreitete das Gemüth der hohen Frau mit dem Anhauche einer Melancholie, die die Weichheit ihres

Wesens nur noch mehr steigerte. Ihr schönes freundliches Antlitz hatte den sanften Schimmer der Röthe verloren, es war von tiefer Blässe überzogen, aber trotz diesem Entschwinden der gesunden Färbung wies es sich anmuthig wie zuvor. Man konnte von ihr sagen, sie kläre sich geistig und körperlich langsam ab.

Mit unendlicher Liebe hing sie an ihrer Claudia. Der ganze Reichthum der Zärtlichkeit eines Mutterherzens erschloß sich dem Kinde. In diesem Strom von Licht, wie die Mutterliebe ein solcher ist, floß kein Schatten über. Das war eine Klarheit, eine Schönheit. Der Schmerz hatte das Herz der hohen Frau gebrochen, aber er konnte es nicht verstören, nicht verdüstern. Je mehr sie fühlte, wie die Lebenskraft ihres Körpers sank, jemehr die Schwäche bei ihr zunahm, und nur Ruhe und Stille ihr wohlthuend war, Bewegung dagegen Ermattung bewirkte, desto flügelfreier rang sich ihr Geist auf, als bereite er sich auf den Uebergang vor. Den Tod langsam kommen fühlen, ohne ihm entrinnen zu können, ist für Tausende ein Unglück, das ihnen Alles nimmt, sie tödtet, ehe sie sterben. Rahel gehörte nicht zu diesen Alltagsmenschen, sie war frei von den Schatten einer solchen Beängstigung, die den Sonnenuntergang des Lebens verkürzen, verfinstern. Die edle Menschenseele

kann für Alles, was mit ihrer Reinheit, mit ihren Empfindungen harmonirt, sich schwärmerisch gehoben fühlen, so auch war es Rahel für das langsame Hinüberreifen, dessen Fortschritte an und in ihr nicht zu läugnen waren.

„Ein Opfer muß fallen, um den Conflict zu lösen, in welche die Verhältnisse gute Herzen verstrickt haben“, sagte sie zuweilen zu sich ... „ich werde dies Opfer sein. Das ist ein Sieg für mich.“

Der Gedanke hob und erhielt ihr die klärende Ruhe des Geistes. Freilich, weil so viele scharfe schneidende Töne durchs Leben klingen, und das Schwirren mancher springenden Saite das Ohr beleidigt, konnte auch sie nicht ganz vor Dissonanzen behütet bleiben. Diese gingen aus der Liebe zu Claudia hervor. Das theure Wesen, das unter ihrem Mutterauge emporgewachsen, und mit schuldlosem Herzen so innig an ihr hing, verlassen zu sollen, zog als ein Weh durch ihre Seele. Doch auch da fand ihr gehobenes Denken einen Halt. Sie ist mein Vermächtniß an ihn, und das wird er lieben, tröstete sie sich.

Rahelt rug keine Spur von Gram, daß Sigismund sie betrübt hatte, mehr in sich, milde Vergebung söhnte jedes noch so leise Zürnen bei ihr. Darüber hatte sie mit sich abgeschlossen.

Claudia redete oft vom Staffelsee, von der Vronel, und es war recht deutlich abzunehmen, wie sie sich hinsehnte, obwol da anfänglich Alles ihren Gewohnheiten so fremd gewesen war.

„Wie kommt nur das, Mama, daß ich mich die ersten paar Tage dort gar nicht so wohl befand als nachher?“ fragte Claudia. „Die Leute waren doch die nämlichen vor wie nachher.“

„Weil du sie erst lieben lernen mußtest“, erklärte Gräfin Rahel.

Claudia begriff nicht, daß man auch lieben lernen könne, das läge schon im Herzen, hatte sie geglaubt, und es sei gar nicht anders möglich, als gleich anfänglich zu lieben, was man auch später liebe.

„O nein, mein süßes Herz“, entgegnete die Gräfin Mutter . . . „auch die Liebe läßt sich lernen. Denke dir unsere Seele, unser Herz besaitet. Leise Berührungen dieser Saiten zaubern Töne in uns hervor, die auch außer uns klingen und obwol nicht hörbar, doch von Andern aufgenommen werden. Wie die sichtbaren Saiteninstrumente, zum Beispiel dein Klavier, die Zither und andere leicht verstimmt werden, so ist's auch mit dem Saitenspiel in uns. Nun gibt es freilich viele Menschen, bei denen sie so ganz verstimmt sind, daß auch kein einziger reiner Ton mehr aus ihren

Saiten spricht, und diese Menschen sind recht sehr zu beklagen. Viele gibt es aber auch, die im Aeußern uns gar nicht gefallen, aber wenn wir mit ihnen in etwas nähere Berührung kommen, so erkennen wir, daß sie verwandte aus ihren Herzen in das unsrige überklingende Töne in sich haben, und gehen wir länger mit ihnen um, so gewinnen wir sie dieser verwandten Töne wegen von Tag zu Tag lieber, und zuletzt denken wir, es habe gar nicht anders sein können, als wie es ist, nämlich, daß wir sie so herzlich lieben. Sieh, meine Claudia, das heißt lieben lernen, unsere Gefühle, unsere Gedanken sind die Töne, von denen ich rede. Und eine solche gelernte Liebe ist oft eine schönere, dauerndere, als eine plötzliche, wo das Auge uns täuscht."

Es machte Rahel soviel Freude, in dieser veredelnden Weise mit Claudia sich zu beschäftigen, daß sie jede Gelegenheit ergriff, dies zu thun. Konnte sie ihr ein schöneres Erbe bereiten als einen gebildeten Geist, ein mildes Herz? Und in diesem schönen Streben nicht ausschließlich gewidmeten Stunden überließ sie sich den Freuden geistigen Genusses; sie las. Damals machte ein Buch, «Die unsichtbare Loge», große Sensation, dessen Verfasser von da an der Lieblingsdichter des gebildeten Theils der deutschen Nation

wurde. Jean Paul's erleuchteter Geist und sein kindliches Gemüth übten die volle Zauberkraft des Edlen, Erhabenen aus. Welche Tiefe der Empfindung, welcher Aufschwung des Denkens und welche wohlthuende Wärme edler Begeisterung in jedem Sector dieser unsichtbaren Loge! Rahel las mit voller Seele, und manches Blatt des Buchs trug die Spur ihrer Freudenthränen über die darin enthaltenen großen ergreifenden Wahrheiten, die im Gewand des Lieblichen zu Herz und Gemüth des Lesers sprachen. Nur geläuterte, geistig empfindende Menschen werden des Segens solcher Dichtungen sich klar, die unsichtbare Loge einer höhern Erkenntniß wird zum kastalischen Quell, der ihre gehobenen Geister für die Ahnungen zukünftigen Seins fähig macht. Und Jean Paul hatte das ja in der Vorrede so schön ausgesprochen mit den Worten:

„Es hängt zwischen Himmel und Erde ein Spiegel von Krystall, in welchen eine verborgene neue Welt ihre großen Bilder wirft; aber nur ein unbeflecktes Kinderauge nimmt sie wahr darin, ein besudeltes Thierauge sieht nicht einmal den Spiegel."

Rahel sah mit unbeflecktem Kindesauge die großen herrlichen Bilder, die aus der verborgenen neuen Welt in den Spiegel fallen, und in diesen Anschauungen klärte sie sich. Aber wie das nun im Leben ist, die

Erde mit ihrem Gewicht von Sorgen und Beängstigungen hängt sich bleischwer an die sich von ihrem Einfluß frei machen wollenden Geister. Sie braucht ihr Recht auf die Lebenden.

Mitten hinein in dies glückliche Stillleben Rahel's fiel das auch ihr sich mittheilende, freilich nur als tiefstes Geheimniß in den hohen Kreisen cursirende Gerücht von Graf Bernard's Verhaftung. Er sollte einen Verrath begangen haben, hieß es ... welcher Art? das erfuhr man nicht, darüber lag Schweigen. Rahel fühlte sich von Furcht ergriffen, Bernard war ihres Gemahls Freund ... das lastete so angstvoll auf ihr, ohne daß sie sich erklären konnte, warum. Ihren Gemahl sprach sie frei von jeder solchen strafwürdigen Verbindung mit diesem seinem Freunde, auch die leiseste Vermuthung, er könne bei dergleichen Schuld betheiligt sein, wies sie als seine Ehre verletzend entschieden von sich ab, und doch wollte die Beängstigung deshalb nicht von ihr weichen ... es war ihr unerklärbar. Da ließ sich der alte Geheimkabinetssecretär bei ihr melden.

Sie erschrak, und doch war es ihr wieder lieb, denn von dem würdigen Manne, auf welchen ihre verstorbene mütterliche Freundin, die Herzogin Clemens, so große Stücke gehalten und den sie selbst hoch achtete,

konnte sie gewiß erfahren, welcher Schuld Bernard geziehen wurde. Miedei's ausgesprochene Ueberzeugung: „Ach, mein armer Sigismund hat einen schlimmen Freund gehabt", hatte sich ihr oft aufgedrängt, ohne daß sie diese Erinnerung zurückweisen oder schwächen konnte, und jetzt trat sie in den Vordergrund ihres Denkens. Wenn wirklich kein Irrthum auf Seite Frau Miedei's waltete, und Bernard absichtlich von dem erfolgten Tode Sigismund's zu ihr gesprochen, dann hatte er ein unverantwortlich diabolisches Spiel mit ihr getrieben, und dieser Gedanke war es, der Rahel hinsichtlich seiner freundschaftlichen Verbindung mit ihrem Gemahl besonders ängstete. Ein zu solch absichtlich böser That fähiger Freund war weit mehr zu fürchten als ein Feind.

Der alte Geheimkabinetssecretär sagte ihr, weshalb er komme, und als sie ihn nach dem Verbrechen Bernard's fragte, sprach er davon, nachdem er sie um Verschwiegenheit gebeten hatte. Rahel ward außerordentlich bestürzt über Das, was sie hörte.

„Sind noch andere Personen dabei betheiligt?" fragte sie voll Angst.

„Man weiß von keiner Betheiligung Anderer dabei", war von Stengel's Antwort . . . „und es läßt sich auch nicht wohl denken, daß er ein solches Geheimniß Andern vertraut haben sollte."

Zwischen der Gräfin und dem Geheimkabinetssecretär fand ein Rollentausch statt. Jetzt war er bestürzt, sie ruhiger, gefaßt. In wenig Stunden werde sie ihm den für ihren Gemahl von ihr zu schreibenden Brief zusenden, versicherte sie, und dankte ihm für seine Güte, an sie sich erinnert zu haben. Herr von Stengel befand sich, als er ihr Hôtel verlassen hatte, in einer so zweifelhaften Stimmung, daß er nicht wußte, sollte er sich für die Annahme einer Mitwissenschaft Rahel's bei dem von Bernard begangenen und von ihrem Gemahl vermittelten Verbrechen oder für die ihrer Unkenntniß davon entscheiden. Der nach Versprechen der Gräfin dem Geheimkabinetssecretär zugesendete Brief an deren Gemahl, welcher in Gegenwart des Kurfürsten und einiger Mitglieder seines Conseils eröffnet wurde, enthielt einen Passus, der die Schreiberin fast schuldig erscheinen ließ. Die Verhaftung Bernard's dem Grafen mittheilend, hatte sie den betreffenden Satz mit den Worten geschlossen:

„Ach, mein Freund, ich bitte dich, sei vorsichtig, mache Niemand zu deinem Vertrauten, dessen Wahrhaftigkeit und Treue du nicht vollkommen kennst. Ich bin sehr in Angst um dich ... nochmals, sei vorsichtig.“

Der Kurfürst ließ sich diese Stelle mehrmals vorlesen, und dann sagte er:

„Es scheint, als hätte Frau Gräfin Haslang mindestens eine Ahnung dieses verbrecherischen Geheimnisses gehabt. Nun, die strengste Untersuchung wird ergeben, welche Veranlassung sie hatte, ihren Gemahl zur Vorsicht zu mahnen."

Nichts deutete an, daß ein solcher Argwohn gegen die Gräfin in dem Herzen des Kurfürsten und seiner Räthe Platz gegriffen hatte. Rahel's Freiheit erlitt keine Störung, und da Alles vermieden wurde, was nur die Spur einer Ahnung, in welchem Verdacht sie stehe, bei ihr hervorrufen konnte, so blieb sie natürlich ohne Kenntniß des sie umthürmenden gefahrdrohenden Wetters. Ihr Kranksein mehrte sich, der immer sichtbarer auftretende Herbst schien sie unter die welken gelben Blätter sammeln zu wollen, mit welchen er als Vorgänger des Winters dessen Pfade bestreut. Gräfin Fugger-Zinnenberg, die Erbtochter des verstorbenen Präsidenten Grafen von Haimhausen, besuchte sie und nahm auf ein paar Tage Claudia mit sich nach Schloß Haimhausen, damit diese doch eine ihr wohlthuende Zerstreuung habe. Das war Rahel lieb. Das bleiche Gesicht Claudia's deutete auf das verborgene Siechthum hin, welches, ihr angeboren, mit dem Wachsthum ihres Körpers an Ausdruck zunahm.

Kaum zwei Tage später erlebte die Gräfin eine Ueberraschung, die sie nicht erwartet hatte. Ihre Kammerfrau meldete die Ankunft ihres Gemahls, der soeben mit Extrapost in den Hof des Hôtels eingefahren sei, und kaum hatte Rahel diese sie für den ersten Moment betäubende Nachricht empfangen, als auch der Angekommene in ihr Zimmer trat, und mit dem Rufe: „Rahel! mein theures, theures Herz!" auf sie, die im Armstuhl Sitzende, zueilte und sie in seine Arme schloß.

Rahel hatte in ihren Briefen an ihn nicht von ihrer Krankheit gesprochen, und darum erschrak er tödtlich, als er ihr bleiches Antlitz sah.

„Um Gotteswillen, Rahel, du bist krank, ich sehe dir es an!" rief er bebend.

„Laß dich das nicht so sehr erschrecken, es wird vorübergehen", lächelte die Gräfin . . . „Siehe, mein Lieber, die Blumen hängen auch oft ihre Häupter, und wenn ein milder Gottesregen kommt, leben sie alle wieder auf, so schön und freudig wie früher. So wird es gerade bei mir sein. Ich bin gar nicht verzagt darum, und du darfst es auch nicht sein."

Ob er daran glaubte? Er fragte nach Claudia und erfuhr ihre Abwesenheit.

„Ich hätte das Kind so gern ans Herz gedrückt",

sagte er . . . „wie habe ich mich darauf gefreut nach so langer Trennung! Sie muß gleich wieder von Haimhausen hereingeholt werden, denn ich weiß nicht, wie lange Seine kurfürstliche Durchlaucht mir gestatten wird, hier zu verweilen. Die politischen Verhältnisse werden immer verwickelter, Frankreich scheint ganz Europa den von Blut gerötheten Fehdehandschuh vor die Füße werfen zu wollen. Es ist ein Vulkan, dessen Wüthen das Schlimmste befürchten läßt, und dessen vernichtende Feuerströme allen Machtaufwand, sie einzudämmen, fodern."

Rahel hatte seine Hand ergriffen, sie schaute ihm mit einem tiefen seelenvollen Blick in die Augen.

„Wir haben uns seit lange nicht gesehen, mein lieber Freund", sagte sie. „Es ist Vieles, sehr Vieles seit der Zeit vorgegangen, schwere Schläge für unsere Herzen sind gefallen."

„Leider, meine Theure", stimmte der Gesandte bei . . . „die gute Herzogin, mein ehrwürdiger Oheim, der Präsident und meine Frau Tante sind von hinnen geschieden, der Kreis unserer Freunde verringert sich. Ich war recht schmerzlich berührt, und um so schmerzlicher, daß ich nicht anwesend sein konnte." Sein Blick streifte zufällig über eine auf dem Consol stehende Schatulle von wundervoll schöner Arbeit mit Gold-

arabesken zierlich ausgelegt. „Ah, eine Erinnerung!“ sagte er, darauf deutend.

„Von deiner Tante, mein Lieber“, stimmte Rahel bei . . . „sie wünschte sie in meinem Besitz zu sehen, und ließ sich dieselbe auf dem Sterbebett noch geben, als sie schon die Sprache verloren hatte. Ihre Geberden, als sie mir sie reichte, waren sehr heftig, und blieben uns unverständlich. Der Tod machte diesem Ausdruck der Angst — ich weiß keine andere Bezeichnung für die Heftigkeit, bei welcher sogar Thränen ihren Augen entfielen — ein Ende.“

Mehrmaliges Klopfen an der Thür deutete eine nothwendige Meldung an. Der Gräfin Kammerdiener meldete den eben gekommenen Kammerherrn, Grafen Königsfeld, im Auftrage des Kurfürsten.

„Mein Gott, welche Eile! Ich bin ja kaum angekommen und noch im Reisekleid“, entgegnete Sigismund unmuthig, und von seiner Gemahlin sich beurlaubend, eilte er, den Befehl des Durchlauchtigsten Herrn entgegen zu nehmen. Welcher Art derselbe gewesen, erfuhr Niemand; aber nach einer halben Stunde, als Graf Haslang an Seite des Kammerherrn ins kurfürstliche Schloß gefahren war, flüsterte man sich im Haslang'schen Hôtel die bedeutsame Bemerkung zu, der Herr Graf habe todtenblaß ausgesehen

und gezittert. Ja, einer von der Dienerschaft wollte sogar den Herrn Kammerherrn zu ihm sagen gehört haben: „Fassung, Fassung, Herr Graf. Geben Sie keinen Anlaß zu Aufsehen.“

Was man sich so geheimnißvoll zugeflüstert hatte, fand eine entsetzensvolle Bestätigung, als derselbe Kammerherr mehre Stunden später bei der Frau Gräfin sich melden ließ. Er war nur wenige Minuten bei ihr, als die im Vorzimmer der Befehle ihrer Herrin wartende Kammerfrau einen lauten Schrei hörte, der Kammerherr rasch die Thür öffnend, sie zur eiligen Hülfe für die Frau Gräfin hereinrief, welche ohnmächtig im Sessel zusammengesunken lag. Am andern Tag erzählte man sich allgemein, Graf Sigismund Haslang, von London durch Courier zurückberufen, sei gleich bei seiner Ankunft in die Residenz auf kurfürstlichen Befehl verhaftet worden.

VII.

In Frankreich hatte das Schreckenssystem die höchste Höhe erreicht. Maria Antoinette's, der Gemahlin Ludwig's XVI., Haupt war unter der Guillotine gefallen, die Revolution hatte sich das Brandmal ewiger Schmach aufgedrückt. Am Rheine brannte der Kampf, immer größere Dimensionen annehmend, gleich einem riesenschnell wachsenden Unthiere, dessen glühender Athem, als Vorläufer seiner Mord- und Raubgier, Alles weitumher versengt. Natürlich überragten diese großen Ereignisse die kleinern, welche bald aus der Aufmerksamkeit der Personen ihrer nächsten Umgebung verschwanden, wenigstens an Interesse verloren. Unter diese verschwindenden Begebenheiten gehörte die Haft der beiden Grafen Chamisso und Haslang, und nur erst als das Gerücht erscholl, der Erstere habe Gelegenheit zur Flucht aus der rothenberger Oubliette gefunden, wurde die Erinnerung an

sie in dem Gedächtniß der am Hofe Karl Theodor's Lebenden wieder aufgefrischt. Man erinnerte sich bei dieser Gelegenheit auch der Gräfin Haslang, welche der Schreck über ihres Gemahls Schicksal auf ein langes Krankenlager geworfen, von dem sie nur durch die Kunst des kurfürstlichen Leibarztes wieder erstand. Der Jahreswechsel von 1793 zu 1794 war unterdeß vergangen und die rauschenden Maskenfeste und Faschingslustbarkeiten hatten den größten Theil der trüben Winterzeit ausgefüllt. Wer hätte während dieser Zeit an das Leid eines körperlich und am Herzen gebrochenen Weibes denken sollen!

Gräfin Rahel sah sich von Allen gemieden; natürlich, Unglück brandmarkt, im Glück hat man viel Freunde ... das ist eine so alte Erfahrung, daß die Menschheitsgeschichte keine ältere aufzuweisen hat. Mit dem nahenden Frühling fühlte sich Rahel insoweit hergestellt, daß sie im Zimmer umhergehen konnte, aber sie war ein Schatten geworden, eine schwankende marklose nur noch vom Geiste zusammengehaltene Hülle. „Im Frühling scheidet sie von uns.“ Gegen diesen Ausspruch des sorgsamen Arztes konnte kein Zweifel Raum finden, wenn man sie sah. Sie bat um Audienz beim Kurfürsten, diese wurde ihr abgeschlagen. Selbst die dahin gerichtete Verwendung

des Leibarztes beim Kurfürsten, der den kenntnißvollen Mann hochschätzte, war vergeblich. Somit fiel ihre Hoffnung, ihren Gemahl zu retten. Das konnte nicht ohne verderbliche Wirkung auf Rahel bleiben, der tiefe Kummer zehrte so sichtbar an ihr, daß der Arzt seine Hoffnung, ihr Leben, soweit es in der Macht seiner großen heiligen Wissenschaft stand, auf eine möglichst lange Dauer zu fristen, aufgab.

„Wie gütig und sorgsam sind Sie gegen mich, Doctor!“ sagte sie eines Tages . . . „aber Medicinen thun es nicht mehr bei mir. Das bergabrollende Rad meines Daseins ist nicht aufzuhalten und . . . es ist gut, wenn es schnell die Tiefe erreicht. Ach, mein werther Freund, an mir erfüllt es sich: «Ohne Lächeln sind wir gekommen, ohne Lächeln werden wir gehen.» Ich gehe ohne Lächeln.“

Der Doctor sprach Tröstungen aus. Sie schüttelte verneinend den Kopf und ergriff seine Hand mit den Worten: „Sprechen Sie nicht von Hoffnungen, mein Lieber. Meine Lichter sind ausgelöscht, und sind Hoffnungen nicht die Lichter, die unser Leben hell und freudenreich machen? Ueber mich ist ein Schattenstrom ausgegossen worden, der mich schon vor dem Grabe mit der Macht desselben vertraut macht. Gewiß, ich habe Recht. Der Gestorbene ist den Blicken

Aller entzogen, die Gruft hat ihn aufgenommen . . . nach und nach vergißt ihn die Welt. Mich hat sie jetzt schon vergessen, das Unglück ist ein Grab. Wer nimmt von allen Denen, die ich kannte und die mich kannten, Kenntniß von mir? Niemand. Guter Doctor, das ist eine stumme, aber sehr schmerzliche Andeutung, daß ich schon zu den Todten gehöre."

Es folgte eine Pause, dann sagte der Leibarzt: „Gnädige Gräfin, ich kenne doch Jemanden, der dies thut."

„Wirklich? es kann nur Jemand sein, der keine Lebenserfahrung hat", entgegnete Rahel.

„Gräfin Betschard."

Rahel antwortete nicht darauf. Der Doctor ließ eine kleine Weile verstreichen, dann bemerkte er der Gräfin, daß unter Allen am Hofe die Betschard allein eine lebhafte Theilnahme für sie und den Wunsch gegen ihn ausgesprochen habe, ihr eine Visite machen zu dürfen.

„Was kann sie bei mir wollen? wer an das bunte Treiben des Hofes gewöhnt ist, wie sie, eignet sich nicht zum Tröster. Nein, nein, Doctor . . . rosenroth paßt nicht zu grau und schwarz. Man muß solche Contraste vermeiden."

Aber der kurfürstliche Leibarzt, wohl wissend, daß

Heilung des Leibes nie ohne den Beistand eines günstigen Gemüthszustandes erfolgen könne und es Pflicht des denkenden Arztes sei, den letztern zu bewirken, um die erstere möglich zu machen, ließ nicht ab, ihr Vorstellungen hinsichtlich der Theilnahme der Gräfin Betschard zu machen. Er war glücklich im Auffinden eines ein so frommes Frauenherz wie das Rahel's umstimmenden Beispiels. Er sagte ihr, daß, obgleich Gräfin Betschard am Hofe früher eine Stelle eingenommen habe, durch die sie sich versündigt an der weiblichen Ehre, so sei sie doch jetzt eine Andere geworden, und würde es wol eine reuevolle Magdalene gegeben haben, wenn es keine sündhafte Magdalene gegeben hätte? „Ich gestehe offen, Frau Gräfin, daß mir ein reuevoller Sünder angenehmer ist als ein stolzer Tugendhafter. Am Hofe weiß ich keine Seele, die so viel Natur sich aus dem Lebensgewirr gerettet hätte, als eben sie, — und wo Natur ist, da ist Herz. Dann auch, meine Gnädige, ist es ja auch möglich, daß die Betschard doch einen Zugang zu des Kurfürsten Herz, so streng und eisern er auch in seinem Willen und Vorsatze ist, ausfindig machen kann. Als Mutter seines Kindes steht sie ihm nahe und sie ist klug.“

So erfolgte der Besuch Valeska's bei Rahel und

die herzliche Theilnahme, die die Letztere von ihr empfing, wirkte wohlthuend auf sie. Valeska sagte ihr Alles, was von ihr ausgegangen war und mit der Entdeckung der verbrecherischen Verbindung zwischen Grafen Chamisso und Grafen Sigismund Haslang zusammenhing. „Aber ich verzweifle nicht, einen für Ihren Gemahl günstigen Augenblick beim Kurfürsten zu finden“, fuhr sie fort. „Wie ich es für eine meiner Selbstachtung nothwendige Aufgabe gehalten habe, den Verbrecher zu entlarven, so soll es jetzt meine Aufgabe sein, des Kurfürsten Sinn zur Milde gegen Ihren Gemahl zu bewegen. Doch dazu bedarf es der Aufmerksamkeit und der Geduld. Am Hofe fluten die Wellen in den verschiedensten Richtungen. Auch der Augenblick wird kommen, wo solch eine Flut ein Wort der Fürsprache zu des Durchlauchtigsten Herrn Herzen tragen wird. Lassen Sie das meine Sorge sein.“

Rahel erkannte jetzt wieder wie ehemals, daß Valeska ein für alles Schöne und Edle empfängliches Herz habe. Selbst jetzt, wo vierzehn Jahre seit der ersten Bekanntschaft Rahel's mit ihr verflossen waren, blickte noch zuweilen aus dem Wesen Valeska's jene ursprüngliche Kindlichkeit, jenes stürmische Naturell, welches sich ohne Rückhalt und Besonnenheit ganz

abhängig vom Eindruck des Moments gibt und damals als seltene Erscheinung am Hofe von Seite des Kurfürsten ihr ebenso viel Bewunderung und Zuneigung wie von anderer Seite Misgunst, Spott und Haß eintrug. Valeska hatte das Schicksal eines Edelsteins von hohem Werth, der im Schliff verdorben worden war, aber darum ein Edelstein blieb, indeß nur für Den, der ihn erkannte und es verstand, die matten Flächen an demselben zu verringern. Und was Rahel noch besonders für sie geneigt machte, war ihre große Liebe zu ihrem Kinde. Wo wäre denn eine wahrhafte Mutter, die nicht durch solche herrliche Tugend an einer ihres Geschlechtes, in welchem Rufe diese auch stehe, zu einer milden versöhnlichen Beurtheilung von deren Fehler und Vergehen sich geneigt fühlen sollte?

So waren beiden hohen Frauen in wachsender Freundschaft ein paar Wochen vergangen, als Valeska eines Tages Rahel die Nachricht vom erfolgten Tode der Kurfürstin mittheilte. „Ich habe keine Ursache, um die Verstorbene zu trauern, denn sie war die unmittelbare Urheberin alles Dessen, was ich jetzt noch voll Beschämung beklage, aber ich wünsche ihr Frieden. An vielen Jahren ihres Lebens haben schwere stille Thränen gestanden und ich . . . habe das große Weh solcher Thränen zu sehr empfunden,

um noch einen Haß gegen sie zu hegen", sagte Valeska. „Wissen Sie, meine theuere Freundin, daß ich mich recht stolz, recht gehoben fühle, seit Sie mich wieder Ihres Umgangs würdigen? Das ist keine Schmeichelei, denken Sie das ja nicht; aber ich glaube, jeder Mensch hat seinen guten Genius, und wenn er in dessen Nähe ist, tritt alles Schlimme von ihm zurück. Sie waren mir dies früher, ich bitte Sie, es mir auch jetzt wieder zu sein und zu bleiben. O, ich brauche eine treue Hand und ein treues edles Herz zum Führer für die Zukunft. Rahel, meine liebe, herzensgute Freundin! können Sie eine Sie um Ihre Liebe flehende Magdalene von sich weisen?"

Rahel war tief erregt. Sie zog Valeska an sich in schweigender Umarmung. So liegt eine schuldbefleckte Erdenwelt in den Armen der unendlichen Liebe, die mild alle Schuld und alles Weh überströmt mit den wunderbaren Irisstrahlen gnadenreicher Sühne.

Im Nebenzimmer gab es ein so heftiges Krachen, daß beide Frauen erschrocken auseinander fuhren. Gleich darauf hörten sie weinen. „Mein Gott, Claudia hat ein Unglück gehabt", sagte Rahel und schritt auf Valeska's Arm gestützt nach der Thüre, aus der Claudia ihnen weinend entgegentrat mit der Selbst-

anklage: „Ach, liebste Mama ... die Schatulle der Frau Tante ...“

„Dir ist sonst kein Unfall zugestoßen?“ fragte die Gräfin Mutter, wieder Athem schöpfend von der plötzlichen Belästigung der Furcht für Claudia.

„Nein, nur die Schatulle, ich blieb mit dem Aermel an ihr hängen.“

Nun traten sie in das Nebengemach ein. Der Fall vom Consol hatte das Erbstück sehr stark beschädigt. Wie es Claudia aufhob, klaffte der Boden desselben auseinander, Papiere fielen heraus. Valeska half sie aufheben. Rahel war erstaunt, daß der zerbrochene Boden der Schatulle einen Inhalt ergab, von welchem sie gar keine Ahnung gehabt, da sie nicht gewußt hatte, daß ein verborgenes Fach darin vorhanden sei. Die Papiere rührten also von der verstorbenen Tante Haimhausen her. Auf Rahel's Bitte gab ihr Valeska die vom Boden aufgehobenen und sagte: „Es wird wol das Beste sein, auch die noch in dem Bodenfache befindlichen Briefe herauszunehmen, denn sie könnten leicht verloren gehen.“

„Ja“, antwortete Rahel und las eins der Billets, während Valeska und Claudia sich mit dem Herausziehen der aus der gebrochenen Schatulle herausschauenden Papiere beschäftigten. Nach einer Weile stieß die

Lesende einen Laut der Ueberraschung aus, das Billet entsank ihrer Hand, sie selbst an die Lehne des Sessels zurück. Ihr blasses Gesicht war noch viel blässer geworden. Valeska sprang ihr zu Hülfe. Claudia weinte, sie glaubte, das Herabstürzen der Schatulle habe die Mutter so sehr erschreckt. „Ich werde Ihre Kammerfrau hereinrufen“, sagte Valeska ... „mein Himmel, Sie sind so angegriffen, meine Theuerste.“

„Nein, rufen Sie Niemanden“, bat Rahel ... „welche entsetzliche Erfahrung habe ich machen müssen! Ist denn noch nicht genug des Kummers über mich gekommen, daß ich auch ein solches Geheimniß noch wissen sollte.“

Valeska sprach ihr Muth zu. „Ich weiß zwar nicht, wovon Sie reden, was so furchtbar Sie erschüttern konnte, aber seien Sie versichert, daß ich den innigsten Antheil an Allem nehme, was Sie betrifft. Ich möchte so gern die große Schuld meiner einstigen Verblendung gegen Sie gutmachen.

„Welcher Verblendung?“

Valeska sah auf Claudia und legte den Finger auf den Mund. Rahel verstand das stumme Zeichen, sie ließ Claudia sich entfernen, indem sie ihr die Versicherung gab, daß sie ihr ganz und gar nicht zürne.

Das beruhigte die Comtesse und mit einem Kusse auf die Hand der gütigen Mutter verließ sie das Zimmer. Valeska sagte dann: „Ich habe Ihnen noch gar nicht bekannt, wie bösen Herzens mich Graf Chamisso gemacht hat und wie ich mich über ein Sie treffen sollendes Unglück gefreut habe.“ Und nun erzählte sie ihr von der ihr durch Bernard gewordenen Mittheilung, daß Graf Sigismund eine heimliche Ehe mit einer obscuren Person geschlossen und da er solchergestalt doch seine schon damals angebahnte Verbindung mit ihr, Rahel, nicht habe zur Vollziehung bringen dürfen, so hätte sie, Valeska, sich auf den Spott gefreut, von welchem Comtesse Rahel nothwendig bei seinem Rücktritt getroffen werden würde. „Glauben Sie mir, meine Theuere, das Andenken an diese Selbsterniedrigung ruft noch oft große und gerechte Beschämung in mir hervor und es bleibt in meinem Gedächtniß eine lebenslange Erinnerung, wie tief ich einst sinken, welcher Schuld ich mich theilhaftig machen konnte. Könnte ich sie auslöschen!“

Rahel war wie versteinert, dergleichen zu hören. Valeska misverstand dieses starre Schweigen, sie fügte ihrem Bekenntniß schnell hinzu: „Das war aber nichts Anderes als Lüge von Bernard, um mich zu täuschen, denn als Sie die Gemahlin des Grafen

Sigismund wurden, äußerte er, die frühere Frau desselben sei gestorben."

„Nein, sie lebt", sprach Rahel . . . „sie lebt und das abscheulichste Verbrechen hätte beinahe dieser Armen Leben zum Opfer gefodert."

„Sie . . . lebt?"

„Lassen Sie mich erst diese mir bis jetzt unbekannten Papiere lesen, dann sollen Sie Alles erfahren, was für mich zu einem mein Leben als gewisses Opfer verlangenden Geheimniß geworden ist. O, ich fühl' es . . . dies Geheimniß ist der Nagel zu meinem Sarge, der sich bald über mir schließen wird." Es war eine große folgenreiche Entdeckung, welche Rahel durch diese Papiere machte. Das erste, was sie gelesen, enthielt die Anzeige Bernard's an die Gräfin Haimhausen, daß er ein Mittel gefunden, Miedei's Vater von jeder Nachforschung nach dem Oheim des angeblich verstorbenen Mannes seiner Tochter abzuhalten. Die Erinnerung an das hinter dem Bücherregal verborgene Fach im Obergeschoß des Andrä'schen Hauses war ganz genau in dem Billet angegeben. Die übrigen Briefschaften enthielten von Bernard an seine Frau Tante unter Drohungen des Verraths dieses Doppelehegeheimnisses gestellte Geldfoderungen, welche genau jene Summe von funfzigtausend Gulden betrafen,

die sich im hinterlassenen Notizbuche der verstorbenen Dame als unbezeichnete Ausgaben wofür? vorgefunden und deren Gemahl, den ehrwürdigen Präsidenten, in Erstaunen gesetzt hatte. Diese Briefe Bernard's gaben das unleugbarste Zeugniß von seiner tiefen Verworfenheit. Die Gräfin Tante war seine Sklavin geworden, die sich jeder seiner Anfoderungen beugen mußte, wollte sie ihn nicht zum Aeußersten treiben.

Valeska erfuhr von Rahel das Geheimniß ihrer Ehe, aber auch zugleich die in dem in ihrem Besitz befindlichen Schreiben des hochwürdigen Pfarrherrn von Murnau enthaltene Entschuldigung Sigismund's. Valeska ward nachdenkend, sie schien von einer Idee beschäftigt. Dann sagte sie: „Meine theuere Freundin, theilen Sie dies Geheimniß Sr. Durchlaucht dem Kurfürsten mit.“

„Wo denken Sie hin, Valeska? ich sollte meines unglücklichen Gemahls Verrätherin werden!“ rief Rahel.

„Seine Retterin“, entgegnete Jene. „Wie Bernard die Gräfin Haimhausen, seine Tante, zu den bedeutenden Geldopfern gezwungen, damit er schweige, so hat er auch — wer weiß, wie? — Ihren Gemahl umgarnt. Lassen Sie mich über ein Mittel

sinnen, den Kurfürsten zur Einsicht in diese Papiere zu bewegen. O, fassen Sie Muth, meine Liebe! ich bin so fröhlich, denn eine innere Stimme sagt mir: ich habe Gelegenheit gefunden, Ihnen zu beweisen, daß ich es treu und wahr mit Ihnen meine."

Der Muth ist ansteckend, wie die Furcht. Rahel fühlte sich gehoben von Valeska's Muth, es wurde ihr leichter ums Herz, freier in der Seele. „Das wäre ein Abendsonnenschein auf mein untergehendes Leben, wenn ich ihn dem Kerker entreißen könnte!" sagte sie und über ihre blassen Wangen glitt ein mattes Roth hin.

Der Kurfürst sah einen Wunsch erfüllt, der seinem Hasse gegen den zweibrückener Erben den stärksten Vorschub gewährte, indem der Tod der Kurfürstin ihm die Freiheit bezüglich einer andern und wie schon erwähnt', bereits im Stillen eingeleiteten Verbindung mit einer Tochter des Hauses Oestreich gab. Seine nächsten Umgebungen fühlten trotz der angelegten Hoftrauer die geheime Freude ihres Durchlauchtigsten Gebieters hindurch und waren bestrebt, dieser nach Kräften zu huldigen. Gleichsam im Nu erhielt nun die schon bisher durch den dem Kurfürsten so angenehmen Grafen Seilern vertretene östreichische Partei einen alle andere Meinungen und Ansichten beherr-

schenden Aufschwung. Wer am Hofe nicht in diesen Ton mit einstimmte, gehörte zu den Verlorenen, weil man es als einen faux pas ohne Gleichen rechnete, jetzt wo das in Heirathsangelegenheiten so glücklich geschulte Oestreich den Vorsitz in der Person seines Gesandten führte, sich als Träger einer Opposition zu geriren. Am Horizont des münchener Hofes nahm Graf Seilern jetzt die Stellung eines Kometen ein, der einen langen Schweif hinter sich herzieht und Jeder dünkte sich glücklich, ein Atom dieses letztern sein zu können. Die Vertrautenclique ummauerte den Kurfürsten förmlich und Graf Seilern hielt alle Saiten gespannt, die nur irgendeinen mit dem östreichischen Heirathsplan einstimmenden Ton von sich gaben. Daher konnte es nicht fehlen, daß des Kurfürsten hochwürdiger Beichtvater in diesem Concert Gleichgesinnter als besonders dem Durchlauchtigsten Herrn angenehm klingendes Soloinstrument von großer Bedeutung war. Die Hoffnung, sich durch Oestreichs Dankbarkeit vielleicht zu dem Besitz eines Kardinalshuts befördert zu sehen, machte den altergrauen, aber stolzen fanatischen Priester zum unterthänigsten und einflußreichsten Helfer des östreichischen Gesandten. Diesen Gesinnungsgenossen gegenüber vertrat der alte Geheim-Cabinetssecretär eine farblose unsichtbare

Partei und war, da Se. kurfürstliche Durchlaucht ihm sich mehr als je gewogen erwies, ihnen ein Dorn im Auge. Man wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, ihm ein Bein zu stellen; und obwol Graf Seilern einsichtsvoll genug war, in diesem alten langjährigen Diener des Kurfürsten keinen offenbaren Feind zu erkennen, vielmehr einen isolirten Sonderling, so fand er doch für ersprießlich, ihn, wenn sich eine günstige Gelegenheit ergäbe, als Opfer des Hasses der kurfürstlichen Höflinge und besonders des hochwürdigen Beichtvaters fallen zu lassen, denn Pater Frank witterte in dem alten Staatsmann „einen malitiösen Häretiker, der in seinem Benehmen etwas Schächerhaftes besitze und für welchen ein prächtiger Ersatzmann in der Person des frommen Lippert gefunden sei.“

Die Gelegenheit, Herrn von Stengel's Stellung zu erschüttern, ergab sich unerwartet, als der Kurfürst seine Vertrauten zu einem durch von Wien aus an Graf Seilern gekommene, die französischen Revolutionszustände betreffende Depeschen veranlaßten Conseil beschieden hatte. Der Durchlauchtigste Herr befand sich noch in seinen Zimmern und die Herren debattirten bereits lebhaft unter sich über die Vorgänge jenseit des Rheins. Der Beichtvater, Pater Frank, ließ seinem frommen Verdammungseifer aufs

Vollständigste die Zügel fahren. Alles Unheil wälzte er auf die Gottlosigkeit der französischen Schriftsteller und meinte, sie wären die alleinige Ursache der Revolution. Alle, nur der Geheim-Cabinetssecretär allein nicht, stimmten dem hochwürdigen Eiferer bei. „Der Herr von Stengel scheinen meine Ansicht nicht zu theilen“, äußerte der Pater, von dessen Schweigen geärgert. „Hm, weiß wohl, daß Hochdieselben die französische gotteslästerliche Literatur sehr geschmackvoll finden und deren Tendenzen und Sentenzen als einen Triumph des Geistes betrachten. Des schmachvollen Atheisten Voltaire's Werke sind Hochdero Erbauung.“

Mit seiner gewöhnlichen Ruhe verbeugte sich der Getadelte und entgegnete: „Man kann in der schlimmsten Giftpflanze ein Heilmittel entdecken.“

„Wirklich? ich möchte wissen, wie Hochdero Gelehrsamkeit den französischen Satansschriften gegenüber diesen Proceß in Gang bringt.“

„Ganz nach Vorschrift des Apostels Paulus, der da sagt: „Prüfet Alles und das Beste behaltet.“

„Bitte doch um ein Pröbchen von diesem Besten, was der Herr Geheim-Cabinetssecretär zu Hochdero Nutzen behalten“, spöttelte der Hochwürdige.

„Zu Befehl. Ich blätterte vor einiger Zeit in

des Herzogs von Larochefoucauld «Reflexions, ou sentences et maximes morales» und fand da eine Bemerkung von schlagender Wahrheit", antwortete der alte Stengel.

„Sie machen mich neugierig, diese «schlagende Wahrheit» zu vernehmen."

„Der Herr Herzog, der das Hofleben in allen Phasen durchgekostet hat, nennt den Hof eine Gesellschaft wohlerzogener und schöngekleideter Bettler." Mit einer leichten Verbeugung trat der Geheim-Cabinetssecretär wieder hinter den für den Kurfürsten bereitgehaltenen Sessel, den gewöhnlich von ihm eingenommenen Platz. Seine Aufrichtigkeit, die hier besonders traf, da Jeder der Herren in seiner Person ein Musterbild zu diesem Ausspruche Larochefoucauld's lieferte, machte Alle verstummen. Der Hochwürdige hatte an dieser Fruchtlese Stengel's übergenug und trachtete nach keinem zweiten Pröbchen derselben.

Graf Seilern schien sich veranlaßt zu fühlen, den so sichtbar wirkenden Schlag Stengel's zu paralysiren und äußerte: „Der Herr Geheim-Cabinetssecretär scheinen zu übersehen, daß es ein Herzog ist, der diese baroke und wie mich bedünkt gar nicht begründete Sentenz ausspricht. Im Munde anderer untergeordneter Personen erscheint sie als Impertinenz." Ein

dankbarer Blick des Hochwürdigen lohnte den Sprecher, und diese Entgegnung des Grafen Seilern würde vielleicht ein unangenehmes Wortgefecht heraufbeschworen haben, wenn der Eintritt des Kurfürsten dasselbe nicht im Keime erstickt hätte. Die von Wien auf die französischen Zustände grelle Streiflichter werfenden Depeschen kamen sogleich zum Vortrage. Man fühlte sich von der tiefsten Indignation ergriffen. Der Kurfürst sprach in ungewählten Worten seine Entrüstung aus und rief: „Sollte nicht Gott, wie ehedem an der bösen Rotte Korah geschah, ein Zeichen seines Grimmes offenbaren an einem Volke, das alle Schranken der Menschlichkeit, alle Gesetze mit Füßen tritt!"

„Allerhöchstdero Geheim-Cabinetssecretär scheint nicht dieser Ansicht zu sein", bemerkte der kurfürstliche Beichtvater . . . „habe noch in keiner Miene Desselben irgend etwas wie Beistimmung entdeckt."

„Mein alter Stengel denkt nicht revolutionär", vertheidigte der Durchlauchtigste Herr den alten treuen Staatsdiener. „Aber das ist eine Auffoderung an Ihn, Stengel, einmal Seine Meinung auszusprechen. Thue Er es ganz unbeschränkt. Derlei Beschuldigung darf nicht auf Ihm sitzen bleiben."

„Mein allergnädigster Herr wissen, daß ich mein Herz nie zum Versteck der Heuchelei gemacht habe",

hub Stengel an und sprach dann seine mit den Ansichten des Conseils nur hinsichtlich des Abscheus gegen die von der Revolution geborenen Gräuel übereinstimmende, aber hinsichtlich der von frühern Machthabern Frankreichs gegen das große Ganze begangenen und von den Herren gar nicht in Betracht gezogenen Frevel weit abweichende Meinung aus. Der alte Mann wurde, was selten an ihm zu bemerken war, warm bei dieser Darlegung seiner innersten Ueberzeugung.

„Leidenschaften, Vorurtheile und Misbräuche haben den Samen der Revolution ausgestreut", sprach er. „Zwei Cardinäle und zwei Könige sind die Säeleute gewesen. Der Tyrann Richelieu und der arglistige Mazarin, Ludwig XIV. und Ludwig XV. mit den von ihnen gegebenen schlimmen Beispielen. Daß die schreckliche Saat so entsetzensvolle Ernte gebracht hat, das Volk zu gänzlicher Erstarrung des sittlichen Gefühls, zu den wildesten Ausschweifungen herabgesunken ist, davon tragen theils die Minister, Hofleute, Staatsmänner, die Prinzen und die Maitressen die Schuld. Ihre Sünden verpesteten das Volk. Frömmelei und Wollust, Ueppigkeit und schrankenlose Willkür zerstörten die Bande der Ehrfurcht, machten den Thron verhaßt, das Heilige verächtlich. Man konnte die Rechte

des Volks, die Menschenrechte in den Staub treten, aber nur auf Zeit, und ihre jetzige Auferstehung ist darum eine so furchtbare, weil das Volk plötzlich aus der Unmündigkeit in die Bahn einer betäubenden Freiheit übertaumelte.“

Eine tiefe Stille lastete peinlich auf den Mitgliedern des Conseils, des Kurfürsten Miene war finster. Nach einer Weile erhob er sich. Ein flüchtiges Kopfnicken deutete die Verabschiedung der Herren an, und schweigend verließ er das Berathungszimmer. Als Graf Seilern in Begleitung des Hofpfarrers durch die Gänge des Schlosses schritt und an diesen die Frage richtete: „Was denken Ew. Hochwürden von dem Geheim-Cabinetssecretär?“ antwortete dieser: „Hm, was ich immer bei der Nachricht denke, daß Einer Selbstmörder geworden ist: requiescat in pace!“

„Auch mein Gedanke; ich werde ein wenig nachhelfen, daß Ew. Hochwürden frommer Wunsch von wegen der friedlichen Ruhe des guten Mannes bald in Erfüllung gehe“, antwortete der Gesandte.

Der alte Geheimsecretär erkannte schon am nächsten Tage im Benehmen des Kurfürsten, daß derselbe einen Groll gegen ihn im Herzen trage, aber er glaubte, daß die vieljährige Gewohnheit des Umgangs diesen Verdruß, den der Durchlauchtigste Herr

über seine Aufrichtigkeit empfand, wieder ausgleichen werde. Indeß dieser Glaube erwies sich schon am dritten Tage als eine Täuschung, denn ein vom Kurfürsten unterzeichnetes Decret ernannte ihn zum Unterkanzler fürs Oberland mit dem ausdrücklichen Befehl, binnen zwei Tagen die Reise an seinen neuen Bestimmungsort anzutreten. An seine Stelle trat der Geheimreferendar Lippert, der Schützling des hochwürdigen Hofpfarrers, ein in alle Sättel gerechtes Subject. Dieser orientalische Sturz eines langjährigen treuen Staatsdieners, dem der Kurfürst sogar die Gnade des Abschiednehmens versagte, fiel gerade zu der Zeit, als Gräfin Beschard den Entschluß gefaßt hatte, ihrer Freundin Rahel um jeden Preis eine Audienz bei dem Durchlauchtigsten Herrn zu verschaffen. Wenn es einen Hoffnung des Gelingens erweckenden Weg zu dem Herzen desselben gab, so war es der durch ihr Kind, seine von ihm anerkannte Tochter, die kleine Comtesse Warenberg.

Eines Morgens hüpfte die Kleine in sein Zimmer und ihn umschlingend rief sie: „Liebster Durchlauchtigster Papa, heute habe ich eine große, große Bitte an dich.“

„Was denn für eine große Bitte, mein Engel?“

„Ach, da hat ein armes Kind seinen Vater ver-

loren und weint sehr um ihn. Den sollst du mir geben, daß ich ihn dem armen Kinde schenken kann. Denke doch, allerliebster Durchlauchtigster Papa, wenn ich nun dich verlöre, ich weinte mir ja die Augen aus."

„Der Kurfürst schloß die Kleine gerührt in seine Arme und sagte: „Todte kann ich nicht lebendig machen. Wenn er nicht todt wäre, solltest du ihn haben."

„Die Hand darauf, Papa?" fragte die kleine Comtesse.

„Ja, ja, ja!" lachte der Durchlauchtigste Herr . . . ich merke schon, sie haben dich zum Advocaten irgendeines Arrestanten gemacht. Nun, mag's sein! solchen Anwalt darf ich nicht verleugnen. Hier meine Hand, kleiner neckischer Kobold, und nun: wer ist der Verlorene?"

„Gleich, allerliebster Durchlauchtigster Papa!" mit diesen Worten lief die Comtesse zur Zimmerthüre, diese öffnend. Gräfin Rahel, bleich, zitternd, im Trauergewande, von Valeska unterstützt und an der Hand Claudia, ihre Tochter, gleichfalls in Trauer gekleidet, traten auf die Schwelle. „Das ist das arme Kind, welches um seinen Vater weint!" rief die kleine Comtesse Warenberg, Claudia zu dem Kur-

fürsten führend, vor dem diese mit dem Rufe: „Gnade für meinen Vater!“ zu Füßen sank. Karl Theodor schien unangenehm überrascht. „Gräfin Betschard, ich bin Ihnen wenig für diesen Streich verbunden“, sagte er rauh. Während, schmerzlich von dieser harten Aeußerung berührt, Rahel die Hand vor die Augen schlug, sagte Valeska mit Zuversicht: „Aber Ew. Durchlaucht werden es sein, wenn Allerhöchstdieselben das furchtbare Geheimniß kennen, welches Gräfin Haslang in diesen Papieren zu Ew. Durchlaucht Wissen bringen will.“

Der Kurfürst beobachtete eine Weile Schweigen, dann von der so sichtbaren Hinfälligkeit Rahel's gerührt, sagte er: „Nehmen Sie Platz, Frau Gräfin, Sie scheinen der Ruhe zu bedürfen.“

„Der ewigen, Ew. Durchlaucht, an deren Pforten ich bereits stehe“, war Rahel's Antwort. Ohne Zögern führte Gräfin Betschard die beiden Comtessen in eins der entferntern Nebenzimmer, und fast waren dreiviertel Stunden verflossen, als sie sie erst wieder zurückrief. Die Stimmung des Kurfürsten war unter der Zeit eine andere geworden, seine vorher so finstere Miene hatte sich in die einer freundlichen Theilnahme umgewandelt. Er hielt Rahel bei der Hand und sagte: „Werden Sie wieder heiter, Frau Gräfin!

Aus diesen Papieren leuchtet hervor, daß, wie die verstorbene Gräfin Haimhausen sich unter den Zwang und die Drohungen des abscheulichen Verräthers Grafen Chamisso beugen mußte, um sein Schweigen zu erkaufen, auch Ihr Gemahl seines Geheimnisses wegen der Sklave dieses Menschen wurde. Seine Aussage, daß er die vom Grafen Chamisso ihm für den Abbé Salabert zugeschickten Briefe als eine Correspondenz im Interesse des Illuminatenordens betrachtet habe, erscheint mir jetzt glaublicher als bisher. Chamisso täuschte ihn und wußte ihn zu der Beförderung der Briefe zu zwingen. Frau Gräfin, Sie haben mein Wort, Ihr Gemahl soll frei sein."

Mit einem Freudenschrei sank ihm Rahel zu Füßen, ein Thränenstrom überrollte ihre Wangen.

„Nicht so, meine Gute, nicht so", sagte der Durchlauchtigste Herr, sie aufrichtend . . . „wenn das Wort der Begnadigung Ihnen eine Wohlthat erscheint, so denken Sie nur, sie sei ein kleiner Lohn für das Viele, was Sie erduldet haben." Sie mit einer freundlichen Verbeugung grüßend, verließ der Kurfürst rasch das Zimmer.

An Valeska's Herzen weinte Rahel ihre tiefe Empfindung aus; aber sie war so gewaltig erschüttert, daß die Heiducken des Kurfürsten sie in einem Sessel

zu dem ihrer harrenden Wagen hinabtragen mußten. Bei einem so sehr in seinen feinsten Lebensfäden angegriffenen Körper war es nur natürlich, daß die Folgen einer solchen Stunde, wie die Audienz beim Kurfürsten für sie war, sich in erschreckender Weise zeigen mußten. Der Arzt sah wenig Hoffnung, sie auf länger dem Leben zu erhalten. Am Hofe besprach man es als ein wunderbares Ereigniß, daß Gräfin Rahel Gehör bei Karl Theodor gefunden und es ihr gelungen sei, ihres Gemahls Freiheit zu erwirken, denn es war allgemein bekannt, daß des Kurfürsten Adjutant, Baron von Hertling, im Auftrage desselben nach Rothenberg abgegangen war, um dem Grafen Sigismund Haslang seine Freilassung anzukündigen und ihn nach München zu geleiten. Wenige Tage später traf der Letztere im kurfürstlichen Schlosse zu München ein und ward sogleich zu dem Durchlauchtigsten Herrn geführt. Welcher Gegenstand den Inhalt dieser befohlenen Audienz ausmachte, blieb Allen Geheimniß und zwar eins, welches die Neugier der Hofleute sehr in Anspruch nahm, denn als ganz besonders wichtig galt es, daß die Unterredung des Kurfürsten mit dem der Festungsstrafe Entlassenen in einem der innersten seiner Wohnzimmer stattfand und alle Zugänge zu demselben verschlossen wurden, und man er-

fuhr von den den Dienst habenden Lakaien, daß nach zweistündiger Audienz Graf Haslang leichenbleich und wie ein von schwerem Rausche Wankender im Geleit des Adjutanten von Hertling das Schloß verlassen habe.

Der Leibarzt verstattete durchaus nicht, daß Sigismund der zum Tode kranken Gräfin unvorbereitet nahen durfte. Erst am nächsten Morgen konnte er an das Bett seiner Gemahlin treten. Welches Wiedersehen! Er fiel neben ihrem Bett auf die Kniee, überströmte ihre Hand mit Küssen und Thränen ... Worte hatte er nicht. Und als die Uebermacht dieses ihn fast brechenden Sturmes der heftigsten Empfindungen sich minderte, entzog ihm Rahel ihre Hände, faltete die seinen wie zum Gebet ineinander und die ihren um sie legend, betete sie mit leiser Stimme: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

„Engelgleiches Wesen, ich bin deiner nicht werth, darum fodert dich Gott von mir!" rief Sigismund.

„Mein Lieber, es ist gut so, wie es ist", sprach Rahel ... „laß mich freudig hingehen ... keine Klagen, mein Freund, Sie stören meinen Frieden und jetzt habe ich ihn. O, den Schatz will ich in die Unendlichkeit mitnehmen, in die rosengoldene Lichtwolke,

die mich tragen wird. Laß mich wieder ruhen, der lebensmüde Leib will der Seele nicht mehr zur Wohnung dienen . . . seine Kräfte erlöschen sonst zu schnell und . . . ich habe . . . noch eine Mission hier.“

Fast in Jammer seiner Selbstanklage vergehend, verließ Sigismund, ihrem Willen gemäß, die mit geschlossenen Augen schwer Athmende. Jetzt gab es kein Geheimniß mehr zwischen ihnen. Seine Audienz beim Kurfürsten hatte den verhüllenden Schleier von Alledem hinweggezogen, was bisher ihm unbekannt gewesen, und dieser Einblick in eine Verkettung von Verhältnissen so eigenthümlicher Art durchschauerte ihn mit solcher Gewalt, daß auch jede Fiber seiner Seele davon erzitterte. Miedei, die von ihm in unseliger Verblendung der sogenannten Weltehre Verläugnete lebte und die sterbende Rahel war deren Freundin geworden. Wie klein und erbärmlich erschien er sich dieser großen und heiligen Selbstverläugnung Rahel’s gegenüber! er hatte sich Dornen gesäet und Dornen waren seine Ernte. Gleich einem schmutzbefleckten Buche lag seine Vergangenheit aufgeschlagen vor ihm und jedes Blatt in diesem von Flecken starrenden Buche war eine Anklage gegen ihn . . . und nun seine Zukunft erst! . . . sie war das Gespenst der Vergeltung, welches zwischen ihm und die Hoffnung auf Seelen-

frieden trat. Der sterbenden wie der lebenden Gattin war er unwerth, an Beiden hatte er gefrevelt ... diese Selbsterkenntniß legte die giftigen Nattern, welchen man die treffende Bezeichnung „Gewissensbisse“ gegeben, an sein Herz, und er gehörte zu den zahllosen Unglücklichen, die sich selbst verloren haben. Wenn er sich an Claudia klammere, würde er Schutz vor sich selbst finden, glaubte er, daher ließ er sie zu sich bringen; aber auch diese Hoffnung war eine verfehlte. Claudia hatte jetzt für nichts Gedanken als für die sterbende Mutter, der Vater war ihr entfremdet. Junge Herzen entwöhnen sich leicht, wenn ihre Erinnerungen farblos werden. Wahrhaftig, Sigismund fühlte sein erdrückendes Elend in dessen voller Größe. Rahel, der milde Engel mit dem Versöhnungslächeln, aus seiner Lebensbahn tretend, ihr Kind ihm fremd geworden, Miedei konnte nur Abscheu vor ihm haben, er hatte ja den heiligen Dreiklang, Glaube, Hoffnung und Liebe, aus ihrem Herzen mit Frevlersinn gerissen und ihre Tochter kannte ihn nicht einmal ... Alles um ihn her versank ... er sah sich allein mit seiner Schuld unter Gräbern, die er selbst gegraben. Nur er blieb übrig, ein moralischer Selbstmörder.

Der Arzt gestattete ihm den Zutritt zu Rahel nicht. „Lassen Sie sie, ihre Psyche lüftet allmälig

die Schwingen, dieses heilige Ringen nach Freiheit darf nicht gestört werden", sagte er. „Wenn es an der Zeit sein wird, werde ich Sie rufen, Herr Graf. Jetzt würde Ihre Gegenwart nur einen Schatten in die aufstrahlende Lichtwelt werfen, welche als Vorbereitungsfeier zum Uebergange ihren Geist in Traumduft hüllt."

Es war fast Abend, als der Arzt erschien. „Jetzt!" sagte er. In dem einzigen Worte lag Alles, was eine menschliche Rede aussprechen konnte, alles Große, Erhabene, Unendliche, und doch auch alles Arme, Kleine, was die Erde hat und dessen Gewicht wie Bergeslast auf Menschenherzen drückt.

Das Zimmer war nicht durch zugezogene Gardinen verdunkelt, der volle Glanz des Abendlichtes übergoß dessen Wände mit purpurnem Golde. Himmlische Freudigkeit überströmte Rahel's todtenblasses Gesicht. Die ihren Geist umwogende Lichtwelt strahlte auch auf dessen Hülle ihren heitern Glanz aus. Sprachlos niedergeworfen wie vor der Erscheinung einer Heiligen kniete Sigismund an ihrem Bette, ihre Hand ruhte auf seinem Haupte.

„Mein lieber Freund", sagte sie leise . . . „ich gehe, aber ich lasse dich nicht allein. Du mußt Herzen haben, die dich lieben, denn das Deine ist gebrochen

und muß aufgerichtet werden. Unser Leben ist ein in die Ewigkeit hineinströmendes Gedicht; aber wir verstehen es nur dann erst, wenn wir an dessen Schlußstrophe angekommen sind. Die letzte Welle unserer Zeit gibt uns Seherkraft und wir erkennen, gehoben durch sie, die Schönheiten und die Mängel dieses verlebten Gedichtes. Ich wünsche das Deine leicht und heiter zu machen."

Sie wendete den Blick nach dem in einer Entfernung stehen gebliebenen Leibarzte, Sigismund merkte nichts davon. Sein Herz, sein Auge weinte. Unhörbar auf den weichen Fußbodenteppichen naheten Personen.

„Deine Hand, mein Freund", hob Rahel nach langem Schweigen an, und während er mechanisch, seine thränenden Augen in die Decke des Bettes pressend, seine Hand der ihren überließ, winkte Rahel einer der in tiefer Erschütterung ins Zimmer eingetretenen Personen, sich ihrem Lager zu nahen. „Von nun an", flüsterte sie, „gehörst du diesem Herzen an . . . das war meine Mission . . . sie ist vollbracht . . . ich danke dir, gnädiger Gott!"

Sigismund fühlte seine Hand in eine andere heftig zitternde gelegt, er blickte auf und wie die Sprache, so stockte das Blut in seinen Adern . . . Miedei stand

neben ihm mit von Thränen übergossenen Wangen und an ihrer Seite knieten Vronel und die Comtesse Claudia, Beide weinend; in Vronel's Fingern rollten die Kügelchen eines Rosenkranzes . . . das Kind des Berglandes betete in der großen Betrübniß seines Herzens. Und tiefer im Zimmer bei dem Arzte stand ein greiser Mann und eine Dame. Der Greis war der Zahlmeister Andrä und die Dame Gräfin Valeska Betschard, die auf Rahel's Bitte nach dem Staffelsee geeilt war, um dort Miedei und ihrem Vater das Geheimniß zu erschließen, in welchem die Erstere unbewußt die Hauptperson gewesen.

„Mein Vermächtniß an dein verirrtes aber gutes Herz", hauchte Rahel, Beider Hände ineinander legend und mit der ihren umschließend.

Nun folgte eine lange Pause, nur durch leises Schluchzen gestört, dann hob sich die Sterbende noch ein mal kraftvoll auf ihrem Lager empor, neue Lebenskraft schien ihren todtmüden Körper zu durchfluten, ihre Hände streckten sich nach Claudia und Vronel aus, dann sanken sie nieder auf deren Häupter. Draußen läuteten die Glocken das abendliche Ave Maria.

„Auf . . . auf . . . Alles auf . . . die rosengoldene Lichtwolke kommt . . . ich ziehe fort . . . zu Gott!"

rief Rahel . . . der Arzt öffnete schnell das nächste Fenster; die Glockentöne sangen den Englischen Gruß herein, und von ihnen getragen zog ein Engel hinaus in die Weiten der Unendlichkeit, zu den lichtfunkelnden Sonnen, welche Menschenaugen nicht sehen, Menschenherzen nur ahnen.

VIII.

Was ist doch alles menschliche Trachten und Jagen nach vorgesteckten Zielen gegen die Fügungen Dessen, der einem All ewige unverrückbare Gesetze gegeben! Umsonst hatte am 25. Februar 1795 die Residenzstadt München große Feste zur zweiten Vermählung Karl Theodor's mit der neunzehnjährigen Erzherzogin Marie Leopoldine von Modena-Este, der Enkelin Maria Theresia's, gefeiert; diese so sehr ungleiche Ehe blieb kinderlos, das gute Recht des zweibrückener Vetters somit unangefochten, und ob auch der Herzog Karl von Zweibrücken in demselben Jahre seinen Lebenslauf als Duodezherrscher beschloß, so trat doch sein Bruder, Maximilian Joseph von Zweibrücken-Birkenfeld, in dessen Erbanspruch ein, und das Schicksal belohnte durch diesen Erben, einen der gütigsten und liebenswürdigsten Fürsten, die Pfalzbaiern für die von ihnen

erduldeten schweren Prüfungen unter Karl Theodor's Regiment.

Die letzten Lebensjahre dieses Durchlauchtigsten Herrn waren keine glücklichen, denn die Pfalz am Rheine ging an die Franzosen verloren, und ein Jahr später, 1796, sah er sich zur Flucht aus München vor den glücklichen Siegern gezwungen. Und obwol die Kriegsgöttin den Erzherzog Karl in den Schlachten bei Amberg und Würzburg begünstigte, daß die Franzosen sich wieder über den Rhein zurückziehen mußten und der Waffenstillstand von Leoben und der bald darauf folgende Friede von Campoformio die Kriegsfurie fesselte, so feierte doch der wieder nach München zurückgekehrte Kurfürst keinen heitern Feierabend seines Lebens.

Das Bewußtsein, daß ein ganzes Volk sich auf die Stunde seines Todes freue, machte ihn finster und mistrauischer als er je gewesen. Alle seine Pläne waren gescheitert, und gegen den großen Grimm seines Herzens, den die Nachricht hervorrief, daß man zu Eschelbach in der Oberpfalz die Neigung für Frankreich durch Errichtung eines Freiheitsbaumes an den Tag gelegt und dadurch nur die Gesinnungen des ganzen Baiernvolkes documentirt habe, wog die bestätigende Kunde von dem unter dem Fallbeil der

Guillotine erfolgten Ende des Grafen Bernard Chamisso, der sich nach Paris geflüchtet und daselbst zufälligerweise in die misliche Angelegenheit des blutdürstigen Robespierre und seiner Partei verwickelt worden war, so viel wie nichts auf.

Am 12. Februar 1799 traf den Kurfürsten Karl Theodor beim abendlichen L'hombre der Schlag, und nach vier ohne Sprache und Besinnung zugebrachten Tagen nahm ihn der Tod hinweg. Nur seine Günstlinge trauerten, da mit seinem Tode der bisherige ihrer Bereicherungssucht sprudelnde Quell plötzlich versiegte; Baiern trug kein Leid um ihn, denn er war ihm kein Segensfürst, sondern ein harter Gebieter gewesen. Die Thränen und Seufzer seines Volkes über die Willkür seiner Herrschaft verdunkelten seine schönen, eines Fürsten würdigen Eigenschaften hoher wissenschaftlicher Bildung und geläuterten Kunstsinnes. Nur Wenige hatten seine Gnade erfahren oder gedachten derselben noch, als er schon Jahrelang in der Fürstengruft ruhte und Maximilian Joseph, der Zweibrücken-Birkenfelder Erbe — der nachmalige erste König von Baiern —, seinen Thron bestiegen hatte, dem treuherzigen Baiernvolke ein wahrhaft geliebter Herr.

Dieser Thronwechsel brachte auch einen spurlos

Verschwundenen wieder ans Tageslicht, weil die Lippert'sche Inquisition aufhörte. Der Bräuwastel wurde, wie so viele schuldlos Eingekerkerte, in Freiheit gesetzt. Der stämmige Bua von Murnau war im Gefängniß so schlank geworden, daß, als er das erste mal wieder das Andrä'sche Haus am Staffelsee besuchte, er kaum von dem greisen Herrn Zahlmeister und der Frau Miedei Haslang erkannt wurde. Im Andrä'schen Hause hatte sich sehr viel verändert. Um einen Sohn und um eine Tochter war der gute Mann ärmer geworden. Stephi hatte im Kloster Ettal unter der Samaritanerpflege des Paters Cölestin seines traurigen Lebens Ende in immer mehr gesteigertem Tiefsinn gefunden — und das gute Vronel war in jungfräulicher Blüte ins Grab gesunken! Diesen Schlag glaubte Frau Miedei nicht überleben zu können, sie selbst kam dem Tode nahe; und doch verschonte dieser sie, denn ein auch am Staffelsee Lebender bedurfte ihrer Liebe, ihres Herzens.

Unweit vom Andrä'schen Hause hatte Graf Sigismund Haslang ein kleines Gehöfte angekauft, das er mit seiner Tochter Claudia und einigen wenigen Dienern bewohnte. Wer hätte in diesem von Gram gebeugten, in seinem Aeußern so veränderten Manne den Maler Sigismund Haslang erkannt! Die schlich-

ten Anwohner des Staffelsees waren nicht Leute von besonderer Combinationsgabe, sie ahnten nichts von der innigen Beziehung zwischen ihm und Frau Miedei. „Der is an armer Herr, hat kaanen Sohn, nur an Dierndl und is schrecklich reich; mit ihm stirbt sein Nam' aus, und das vergramt 'n so sehr", sagten sie. Da hatten sie ganz Recht, denn Graf Sigismund war wirklich der Letzte seines Geschlechts; aber nicht dieses Aussterben seines Hauses mit ihm „vergramte ihn so sehr", sondern der Selbstvorwurf in seinem Herzen war der nagende Wurm an seinem Leben. Hatte ihn Bronel's Tod schon tief erschüttert, so that es der Entschluß Claudia's, in ein Kloster zu treten, noch mehr; er hielt die Comtesse nicht davon ab, und so lebte er allein und still, allen Umgang meidend und nur auf das Andrä'sche Haus beschränkt, als Anwohner des Staffelsees, welcher der stumme Zeuge seiner Jugendliebe wie seines Verbrechens gewesen, und jetzt der seiner Reue, seines gebrochenen Lebensmuthes war.

Wenn die Flut seiner Erinnerungen auf ihn zu mächtig eindrängte, fand er den einzigen Trost bei Frau Miedei. Ihr innigweiches und doch kräftiges Naturell diente ihm als Stütze, sich wieder aufzuraffen. So schwer auch die Prüfungen gewesen waren, die ihr schönes zur Freude bestimmtes Leben verbittert

und es mit großen Nachtschatten überströmt hatten, daß fast alle Lichter aus demselben verschwanden, so erstarkte sie doch wieder im Laufe der Zeit, und obwol Heiterkeit natürlich ihr Theil nicht mehr sein konnte, ersetzte doch ihre Milde diesen großen Verlust.

Die Zeit macht eine Lücke um die andere in der Gesellschaft und überrast wieder den leergewordenen Raum, wo ein von uns um seiner selbst willen geliebter Mensch stand. Der greise Andrä, aus dessen Munde nie ein Vorwurf den Grafen, seinen Schwiegersohn, gekränkt hatte, entrichtete auch, wenige Jahre nach seiner Enkelin Vronel Tode, der Natur den unausweichlichen Zoll, und so blieben Miedei und Sigismund allein übrig von den vielen Personen des Lebensbildes, dessen Gruppen sich in grauenvoller Verwirrung um sie gesammelt und im langsamen Abrollen der Schicksalsfäden wieder gelöst hatten. Selbst Gräfin Betschard, welche bei der zweiten Vermählung des Kurfürsten sich ganz vom Hofe zurückgezogen, gehörte, nachdem auch ihr Kind, die Comtesse Warenberg, einem schnellen Tode zum Opfer gefallen war, unter die Zahl der Heimgegangenen. Die letzten Jahre ihres Lebens waren eine Sühne ihrer stürmischen Jugend, Rahel ihr guter Genius gewesen.

Zur Abendzeit, wenn der Sonnenstrom seine Lichter

in den hohen Baumgruppen der kleinen im Staffelsee verstreuten Inseln zersplitterte und diese in glühenden Funken auf die glatte Wasserfläche fielen, das in den Lüften summende Leben verstummte und der Wind von Murnau oder von dem weiter unten am Seeufer gelegenen Ried die Glockentöne des Ave Maria auf seinen Schwingen zum Ohr der auf der Bank vor'm Andrä'schen Hause Sitzenden, Sigismund und Miedei, hertrug, sagten sie stets zu einander: „Die Engel grüßen uns von drüben." Damit meinten sie ihre vorausgegangenen Lieben. Und fiel der Abendsonnenglanz auf eine Wolke, diese mit Goldpurpur überschüttend, ging der Name „Rahel!" über ihre Lippen.

So überdauert das Edle den Tod und seine Erinnerung wird zur Heiligung für die Ueberlebenden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.